

MICHAEL GRANT

GONE

H U N G E R

Ravensburger Buchverlag

Impressum

Als Ravensburger E-Book erschienen 2010

Die Print-Ausgabe erschien 2010 im Ravensburger Buchverlag Otto Maier GmbH

© der deutschsprachigen Ausgabe 2010
Ravensburger Buchverlag Otto Maier GmbH

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel *Hunger – A Gone Novel*

Published by arrangement with HarperTeen, a division of HarperCollins Publishers, Inc.
1350 Avenue of the Americas, New York,
New York 10019, USA
Text © 2009 Michael Grant

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, Garbsen.

Aus dem Amerikanischen von Jaqueline Csuss

Alle Rechte dieses E-Books vorbehalten durch Ravensburger Buchverlag Otto Maier GmbH

ISBN 978-3-473-38405-1

www.ravensburger.de

Autoreninfo



Foto: © Privat, mit freundlicher Genehmigung des Autors

Michael Grant hat ein bewegtes Leben. Als Kind hat er zehn verschiedene Schulen in fünf amerikanischen Staaten besucht und einige Zeit in Frankreich verbracht. Als er erwachsen wurde, entschied er sich, Schriftsteller zu werden, um sich an keinen Ort binden zu müssen. Sein Traum ist es, einmal um die ganze Welt zu reisen. Derzeit lebt er mit seiner Frau, der Autorin Katherine Applegate, seinen zwei Kindern und viel zu vielen Tieren in North Carolina.

Für Katherine, Jake und Julia

Eins

106 Stunden, 29 Minuten

Sam lag auf seinem Surfbrett. Vor ihm stiegen Wellen auf. Gleichmäßig heranwogende, nach Salz riechende, sich aufbäumende, weiß schäumende Wellen.

Es war perfekt. Er befand sich fünfzig Meter weit draußen, lag bäuchlings auf seinem Brett und schwamm mit von der Kälte klammen Händen und Füßen der Welle entgegen, während die Sonne seinen Rücken wärmte und den schwarzen Gummi seines Taucheranzugs regelrecht zum Dampfen brachte.

Sam schreckte aus dem Schlaf. Er atmete Staub ein.

Blinzelnd sah er sich in der trockenen Landschaft um, dann ließ er den Blick instinktiv nach Südosten wandern, wo sich der Ozean erstreckte. Er war von hier aus nicht zu sehen. Und Wellen hatte es schon lange keine mehr gegeben.

Sam wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Die Sonne brannte wie ein Flammenwerfer auf ihn herab. Es war zu früh am Morgen, um schon so heiß zu sein. Er war hundemüde, hatte wie immer kaum geschlafen und sich mit viel zu vielen Dingen herumgeschlagen, die erledigt werden mussten.

Die Hitze, dazu das Brummen des Motors und das rhythmische Schwanken des Jeeps auf der staubigen Piste ließen seine Lider schwer werden. Er kniff die Augen fest zusammen, riss sie wieder auf und befahl sich wach zu bleiben.

Der Traum begleitete ihn noch eine Weile. Sam empfand ihn als Hohn, denn er war überzeugt davon, dass er die ewige Angst und die Last der Verantwortung wesentlich leichter ertragen könnte, wenn es noch Wellen gäbe. Doch damit war seit drei Monaten Schluss. Es gab überhaupt keine Wellen mehr, bloß dieses unscheinbare Kräuseln auf einer ansonsten spiegelglatten Oberfläche.

Drei Monate nach Auftauchen der FAYZ konnte Sam immer noch nicht Auto fahren. Fahren zu lernen, wäre nur zusätzlicher Stress gewesen, noch etwas, um das er sich kümmern müsste. Daher lenkte Edilio Escobar den Jeep. Auf der Rückbank fuhren noch Albert Hillsborough und ein Junge namens Ease mit. Albert saß schweigend und kerzengerade da, während Ease einen Song aus seinem iPod mitsang.

Zum Glück funktionierte in Perdido Beach der elektrische Strom noch, so hatten sie wenigstens Licht und heißes Wasser. Wenn er schon nicht surfen konnte, blieb ihm zumindest die Aussicht auf eine heiße Dusche nach ihrer Rückkehr.

Duschen. Vielleicht auch ein paar Minuten mit Astrid. Nur sie beide.

Er schloss die Augen, jedoch nicht mehr aus Schläfrigkeit, sondern um Astrids Gesicht vor sich zu sehen.

Edilio zeigte auf einen Traktor samt Pflugmaschine, der inmitten eines Feldes auf dem Dach lag. Zu Beginn der FAYZ war der Bauer wie alle anderen Erwachsenen von einer Sekunde auf die nächste verschwunden. Sein Traktor war einfach weitergefahren, zuerst quer über die Piste, in der die tiefen Pflugrillen noch zu erkennen waren, und anschließend über das Feld, wo er in einen Bewässerungsgraben gekippt war und sich überschlagen hatte.

Außer der staubigen Ebene, brachliegenden Feldern und gelbbraunen Wiesen, auf denen vereinzelt ein paar Baumgruppen standen, war links und rechts von der Straße nicht viel zu sehen. Doch ein paar Hundert Meter vor ihnen erstreckten sich große grüne Flächen.

Sam drehte sich zu Albert um. »Was ist das noch mal?«

»Kohl«, erwiderte Albert. Albert war vierzehn, ein schmalschultriger Junge in gebügelten

Kakihosen, einem hellblauen Polohemd und braunen Sandalen. Früher hatte er zu den Leuten gehört, für die sich niemand so recht interessiert hatte. Inzwischen ignorierte ihn keiner mehr. Albert hatte den McDonald's der Stadt wiedereröffnet und den Laden so lange am Laufen gehalten, bis ihm die Hamburger, Pommes und Chicken Nuggets ausgegangen waren.

Beim bloßen Gedanken an Hamburger begann Sams Magen lautstark zu knurren. »Kohl?«, wiederholte er.

»Davon muss man furzen«, bemerkte Edilio mit einem Augenzwinkern. »Aber Ansprüche stellen ist nicht mehr.« Er schaltete den Motor aus und zog die Handbremse.

Sam stand im Jeep auf und streckte die Glieder, bevor er aus dem Wagen sprang. Mit seinen fünfzehn Jahren war er einer der Ältesten in der FAYZ. Er war ein von Natur aus sportlicher Typ mit braunen, von einzelnen blonden Strähnen durchsetzten Haaren, strahlend blauen Augen und einem sonnengebräunten Körper. Sam war zwar etwas größer als der Durchschnitt und körperlich fitter als die meisten, insgesamt aber von eher schmaler Statur.

»Hey, das sieht ja aus wie grüner Salat!«, rief Ease, während er das Kabel der Ohrstöpsel um seinen iPod wickelte.

»Schön wär's«, meinte Sam düster. »Mann, bis auf Avocados und Zuckermelonen, die wenigstens nach was schmecken, haben wir bisher nur Unmengen an Brokkoli und Artischocken gefunden. Und jetzt auch noch Kohl.«

»Früher oder später gibt es wieder Orangen«, warf Edilio ein. »Die Bäume sahen okay aus. Die Früchte sind nur deshalb verdorben, weil niemand sie gepflückt hat.«

»Astrid meint, in der FAYZ reift das Zeug schneller als früher«, sagte Sam.

Albert wollte etwas erwidern, doch Ease kam ihm zuvor: »Ich hol mir mal so einen Kohlkopf– hab nämlich Kohldampf.« Er lachte, wickelte das Kabel wieder ab und drückte die Stöpsel zurück in seine Ohren.

Die Kohlköpfe ragten dunkelgrün aus der Erde und erinnerten eher an dickblättrige Topfpflanzen als an etwas Essbares. Doch sonst unterschied sich das Feld kaum von den anderen, die sie auf ihrer Farmtour zuhause gesehen hatten.

Nein, dachte Sam, irgendetwas ist anders. Er kam aber nicht darauf, was es war.

Sam trank einen Schluck aus seiner Wasserflasche. Er konnte Albert hören, der leise vor sich hin murmelnd zu zählen begonnen hatte und bereits erste Hochrechnungen aufstellte: »Okay, das ist jetzt nur eine sehr grobe Schätzung, aber wenn wir davon ausgehen, dass jeder dieser Kohlköpfe ungefähr dreieinhalb Kilo wiegt, sind das an die vierzehn Tonnen Kohl.«

»Hey, rechnet das mal in Fürze um!«, rief Ease ihnen zu, während er zielstrebig in das Feld stapfte.

Ease war erst zwölf, wirkte aber älter. Er war groß für sein Alter, etwas pummelig und hatte dünne blonde Haare, die ihm auf die Schultern fielen. Sein Spitzname passte zu ihm. Er war immer guter Laune und für jeden Spaß zu haben. Nachdem er ungefähr zwanzig Reihen weit in das Feld hineingegangen war, blieb er stehen und sagte: »Das hier dürfte genau der richtige Kohlkopf für mich sein.«

»Woher weißt du das?«, rief Edilio.

Ease zog einen seiner Ohrstöpsel heraus und Edilio wiederholte die Frage.

»Weil ich nicht mehr weitergehen mag, also muss es der Richtige sein. Wie pflückt man die?«

Edilio zuckte die Achseln. »Ich würde sagen, du brauchst ein Messer.«

»Quatsch.« Ease schob den Stöpsel wieder in sein Ohr, bückte sich und zerrte mit einem heftigen Ruck an der Pflanze. Es gelang ihm gerade mal, ein Büschel Blätter auszureißen.

»Jetzt hat er kapiert, was ich meine«, bemerkte Edilio trocken.

»Wo sind die Vögel?«, fragte Sam, dem plötzlich klar geworden war, was ihn hier störte.

»Stimmt«, sagte Edilio. »Auf den anderen Feldern waren Möwen. Vor allem morgens.«

In Perdido Beach gab es einen ziemlich großen Bestand an Möwen. Früher hatten sie sich vom Fischköder ernährt, den die Fischer zurückließen, oder von Essensresten, die neben die Mülleimer gefallen waren. In der FAYZ gab es aber keine Essensreste mehr. Also hatten die einfallsreichen Vögel ihre Nahrungssuche auf die Felder verlegt, wo sie sich mit den Krähen und Tauben ums Futter stritten. Das war auch einer der Gründe, warum so viele Feldfrüchte verdorben waren.

»Wahrscheinlich mögen sie keinen Kohl«, bemerkte Albert. Er seufzte. »Um ehrlich zu sein, ich kenne niemanden, der gerne Kohl isst.«

Ease ging nun neben dem Kohlkopf in die Hocke, rieb sich die Hände und schob sie unter die Blätter, um nach dem Stamm der Pflanze zu fassen. Doch dann fiel er auf seinen Hintern und schrie auf.

»Gar nicht so einfach, was?«, spottete Edilio.

»Auaaa!« Ease sprang laut schreiend auf die Beine. Er hielt seine rechte Hand mit der linken umklammert und starrte sie fassungslos an.

Sam hatte nur halb zugehört und den Himmel nach den fehlenden Vögeln abgesucht, doch als er jetzt die Panik in Eases Stimme hörte, riss er den Kopf herum. »Was ist?«

»Etwas hat mich gebissen!«, heulte Ease. »Es tut irre weh!«

Sam entdeckte etwas auf Eases Hosenbein. Es sah aus wie ein schwarzes Fragezeichen.

»Eine Schlange!«, rief er Edilio zu.

Eases Arm wurde von einem krampfhaften Zucken erfasst, das sich immer mehr steigerte, so als hätte jemand seinen Arm gepackt und würde ihn gewaltsam schütteln.

Er schrie jetzt ohne Unterlass und fing auf einmal an, wie ein Irre auf und ab zu stampfen. »Sie sind in meinen Füßen!«

Ein paar Sekunden lang war Sam wie erstarrt, doch dann lief er los, um Ease zu Hilfe zu eilen. Ein Hechtsprung von Edilio brachte ihn zu Fall.

»Hey, was soll das?«, rief Sam und versuchte, Edilio abzuschütteln.

»Sieh doch, Mann!«, flüsterte Edilio.

Sams Gesicht lag nur einen halben Meter von der ersten Kohlreihe entfernt. Die Erde bewegte sich. Hunderte, wenn nicht Tausende Würmer, so groß wie Schlangen, bohrten sich durch die Oberfläche und krochen in Eases Richtung.

Sam stand auf, ging jedoch nicht näher an den Feldrand heran. Es war offensichtlich, dass die Würmer hinter der ersten gepflügten Reihe blieben, als bildete sie eine Grenze.

Ease kam stolpernd und schwankend auf Sam zu. Als er nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war, sah Sam, wie die Haut an seiner Kehle aufplatzte und ein Wurm herauskam.

Und dann stieß noch einer durch seine Wange und ein anderer kroch ihm aus dem Ohr.

Ease hatte zu schreien aufgehört. Er sank auf die Knie und sein Kopf sackte nach unten.

»Hilf mir!«, flüsterte er. »Sam...«

Eases flehender Blick wurde glasig und schließlich leer. Das einzige Geräusch, das jetzt noch zu hören war, war das Schmatzen der Würmer.

Sam hob die Hände und kehrte die Handflächen nach außen.

»Nicht, Sam!«, schrie Albert. Leise fügte er hinzu: »Er ist schon tot.«

»Albert hat Recht. Tu's nicht, Sam. Zünd sie nicht an. Sie bleiben im Feld, gib ihnen keinen Grund, auf uns loszugehen«, sagte Edilio, der direkt hinter Sam stand. »Und fass ihn ja nicht an!«, flüsterte er schluchzend.

Die Würmer glitten wie eine schwarze Masse durch den Körper des Jungen. Wie Ameisen, die sich über eine tote Hummel hermachen. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis die Würmer von ihm abließen und in der Erde verschwanden.

Was sie zurückließen, war als menschlicher Körper nicht mehr erkennbar.

»Hier ist ein Seil«, sagte Albert. Er versuchte, ein Lasso zu formen, doch seine Hände zitterten wie Espenlaub. Er reichte das Seil an Edilio weiter, der eine Schlaufe band und nach sechs Fehlschlägen schließlich das, was von Eases rechtem Fuß übrig war, zu fassen bekam. Gemeinsam zerrten sie den Leichnam aus dem Feld.

Durch die Knochen schlängelte sich ein einzelner Wurm. Sam griff nach einem Stein von der Größe eines Baseballs und ließ ihn auf den Wurm herunterkrachen. Der Wurm blieb erschlagen liegen.

»Ich komm später noch mal hierher und begrabe Ease«, sagte Edilio. »Wir können ihn nicht mitnehmen. Er hat zwei kleine Brüder, sie dürfen ihn so nicht sehen.« Dann fügte er hinzu: »Wenn sich diese Viecher ausbreiten...«

»...und auf die anderen Felder wandern, verhungern wir«, beendete Albert Edilios Gedanken.

Sam musste dagegen ankämpfen, sich nicht die Seele aus dem Leib zu kotzen. Ease bestand nur noch aus angenagten Knochen. Seit dem Beginn der FAYZ hatte Sam viele schreckliche Dinge gesehen, aber noch nie etwas so Grausiges.

Er wischte sich die Hände an der Jeans ab. In ihm tobte der Wunsch, das Feld in Flammen aufgehen und es so lange brennen zu lassen, bis jeder einzelne Wurm verkohlt war.

Aber da draußen war Essen.

Sam kniete sich neben die Knochen. »Du warst ein guter Kerl, Ease. Es tut mir so leid. Ich...« Aus dem iPod des Jungen drang immer noch Musik.

Sam stand wieder auf und streckte die Hände aus, als wollte er den Leichnam segnen. Albert und Edilio wussten, was nun geschehen würde, und wichen zurück.

Aus Sams Handflächen schoss grelles Licht.

Die Überreste gingen knisternd in Flammen auf und wurden schwarz, während die Knochen mit einem lauten Knacken barsten. Als Sam seine Hände sinken ließ, lag zu seinen Füßen nur noch ein Häufchen grauschwarzer Asche.

»Du konntest nichts tun, Sam«, sagte Edilio, als er den schuldbewussten Ausdruck im Gesicht seines Freundes sah. »Das ist die FAYZ, Mann. Die FAYZ.«

Zwei

106 Stunden, 16 Minuten

Das Dach hing seltsam durch. Grelles Sonnenlicht drang durch die Lücke zwischen der bröckligen Wand und dem herabhängenden Dach und blendete Caine.

Caine lag schweißüberströmt auf dem Rücken, den Kopf auf ein nass geschwitztes Kissen gebettet. Sein Unterkörper war in ein feuchtes Laken gewickelt. Er war wieder aufgewacht– zumindest hoffte er das.

Er befand sich in einer Hütte, die früher einem alten Mann namens Mose gehört hatte, dem einstigen Gärtner der Coates Academy. Mose war nicht mehr da. Er war wie alle anderen Erwachsenen verschwunden. Und wie alle älteren Kids. Wie alle– oder *fast* alle– über fünfzehn.

Die Tür wurde aufgestoßen. Diana kam mit einem Tablett herein, auf dem eine Wasserflasche und eine Dose Kichererbsen standen.

Caine setzte sich auf. Ihm schwindelte. Er griff nach dem Wasser.

»Warum ist das Dach kaputt? Was ist, wenn es regnet?« Seine eigene Stimme erschreckte ihn. Statt des sonst so weichen und schmeichelnden Klangs drang ein heiseres Krächzen aus seiner Kehle.

Diana kannte keine Gnade. »Reicht es nicht, dass du den Verstand verloren hast, Caine? Bist du jetzt auch noch dement geworden?«

In seinem Hinterkopf regte sich eine dunkle Erinnerung und bereitete ihm Unbehagen. »War ich das?«

»Du hast das Dach hochgehoben.«

Er drehte die Handflächen nach oben und betrachtete sie.

»Du hattest einen deiner Albträume.«

Caine schraubte die Flasche auf und trank. »Jetzt weiß ich's wieder. Ich dachte, jemand wollte das Haus zertreten und mich darunter zerquetschen. Ich habe dagegengedrückt.«

»Ja, ja. Iss etwas.«

»Ich mag keine Kichererbsen.«

»Niemand mag sie«, erwiderte Diana. »Aber das ist alles, was noch da ist. Also, iss. Du musst zu Kräften kommen.«

Caine runzelte nachdenklich die Stirn. »Wie lange geht es mir schon so?«

»Du meinst, wie einem Geisteskranken, der nicht mehr zwischen Wirklichkeit und Traum unterscheiden kann?«, spottete Diana.

Er nickte. Die Erbsen rochen ekelhaft, doch er verspürte Hunger. Caine erinnerte sich, dass die Nahrungsmittel knapp geworden waren. Sein Gedächtnis kehrte zurück.

»Drei Monate, mehr oder weniger«, sagte Diana. »Nach der Schießerei in Perdido Beach bist du mit Pack Leader in die Wüste gegangen und warst drei Tage fort. Bei deiner Rückkehr warst du weiß wie die Wand, halb verdurstet und es... na ja, es ging dir so, wie es dir jetzt geht.«

»Pack Leader.« Beim Gedanken an die Bestie fuhr Caine zusammen. Pack Leader, das Alphatier der Kojoten, der sprechende Kojote. Pack Leader, der treue und furchtsame Diener von... von ihm. Dem Ding im Stollen.

Der Dunkelheit, wie die Kojoten es nannten.

Caine kippte zur Seite, doch bevor er vom Bett fiel, fing Diana ihn auf. Sie packte ihn an den Schultern und stützte ihn.

»Warum sind wir eigentlich hier? Das ist doch die Hütte von Mose.«

»Weil du zu gefährlich bist. Im Schulgebäude will dich niemand mehr haben.«

Er blinzelte, als er sich an etwas anderes erinnerte. »Ich habe jemanden verletzt.«

»Du hast Chunk für ein Monster gehalten und geschrien. Ein Wort nur: ›Gaiaphage‹. Und dann hast du ihn durch die Wand geschleudert.«

»Ist er okay?«

»Caine, im Film kann jemand durch die Wand fliegen und danach wieder aufstehen, als wäre nichts passiert. Wir sind nicht im Film. Es war eine Ziegelmauer. Chunk sah aus, als wäre er überfahren worden. Ich mochte ihn nicht, aber diesen Anblick werde ich nie vergessen.«

»Ich muss außer mir gewesen sein«, murmelte Caine, als er sah, wie sich Diana verstohlen eine Träne abwischte.

Zum ersten Mal seit Wochen betrachtete Caine ihr Gesicht. Diana Ladris war eine Schönheit. Sie hatte große dunkle Augen, lange braune Haare und einen sinnlichen Mund.

»Dir hätte es ähnlich ergehen können wie Chunk«, sagte er. »Trotzdem hast du mich nicht im Stich gelassen.«

Sie zuckte die Achseln. »Wir leben in einer schrecklichen neuen Welt. Ich hatte die Wahl: Ich konnte zu dir halten oder auf Drake setzen.«

»Drake.« Der Name beschwor düstere Bilder herauf. »Was treibt er so?«

»Er spielt den Vize-Caine. Angeblich vertritt er dich. Aber wenn du mich fragst, hofft er insgeheim auf deinen Tod. Vor ein paar Tagen hat er den Laden überfallen und Nahrungsmittel gestohlen. Das hat ihm fast schon so was wie Beliebtheit eingebracht. Hungerige Kids verlieren jedes Urteilsvermögen.«

»Und Sam, mein Bruder?«

»Die Wanze ist ein paarmal in der Stadt gewesen, um zu spionieren. Er sagt, sie haben noch zu essen, aber sie machen sich langsam Sorgen. Vor allem seit Drakes Überfall. Sam ist jedenfalls der unangefochtene Boss.«

»Gib mir meine Hose«, verlangte Caine.

Diana reichte sie ihm und kehrte ihm den Rücken zu, während er sich anzog.

»Wie verteidigen sie sich?«, fragte Caine.

»Der Laden wird seither rund um die Uhr bewacht. Auf dem Dach sitzen vier bewaffnete Typen.«

Caine nickte und kaute in alter Gewohnheit an seinem Daumennagel. »Und die Freaks?«

»Sie haben Dekka, Brianna und Taylor. Und Jack. Kann sein, dass es noch ein paar andere mit nützlichen Kräften gibt– die Wanze ist sich nicht ganz sicher. Dann ist da noch Lana, die Heilerin. Außerdem gibt es wohl einen Jungen, der eine Art Hitzewelle abfeuern kann.«

»So wie Sam?«

»Nein. Sam ist ein Flammenwerfer. Dieser Junge funktioniert eher wie eine Mikrowelle. Man sieht kein Feuer oder so. Aber er kann deinen Kopf im Bruchteil einer Sekunde zum Kochen bringen.«

»Die Leute entwickeln also immer noch Kräfte«, bemerkte Caine. »Hier auch?«

Diana zuckte die Achseln. »Das weiß niemand. Sie wären verrückt, wenn sie es Drake erzählen würden. Unten in der Stadt werden die Mutanten respektiert. Aber hier? Hier riskieren sie, umgebracht zu werden.«

»Ja«, sagte Caine. »Es war ein Fehler, auf die Freaks loszugehen. Wir brauchen sie.«

Caines Hemd lag über einer Stuhllehne. Als er danach griff, geriet er wieder ins Wanken. Diana packte ihn am Arm.

»Lass mich, ich schaff das schon!« Caine sah sie finster an, doch dann fiel sein Blick auf den Spiegel über der Kommode. Er erkannte sich selbst kaum wieder. Diana hatte Recht: Er war bleich, die Wangen waren eingefallen und aus dem hageren Gesicht starrten ihn viel zu große Augen an.

»Das arrogante und reizbare Ekel, wie wir es kennen. Dir scheint's ja wirklich besser zu gehen.«

»Hol die Wanze und Drake. Ich will sie sehen.«

Diana rührte sich nicht. »Was ist passiert, als du mit Pack Leader in der Wüste warst?«

Caine schnaubte. »Das willst du lieber nicht wissen.«

»Doch.«

»Wichtig ist nur, dass ich wieder da bin«, entgegnete Caine betont lässig.

Diana nickte. Die Bewegung ließ ihre Haare nach vorne fallen. Ihre Augen glänzten feucht, aber ihre Lippen umspielte ein verächtlicher Zug. »Caine, was bedeutet ›Gaiaphage‹?«

Er zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Ich hab das Wort noch nie gehört.«

Warum log er sie an? Was war so gefährlich, dass sie es nicht erfahren durfte?

»Geh jetzt und hol die beiden!«, befahl Caine.

»Wieso wartest du nicht noch ab? Bis du wieder... fast hätte ich ›bei Verstand bist‹ gesagt, aber das wäre vielleicht zu viel verlangt.«

»Ich bin wieder da«, erwiderte Caine, »und ich habe einen Plan.«

»Du machst einen Fehler«, warnte Diana. »Sam hat dich am Leben gelassen. Das tut er kein zweites Mal.«

»Ich soll mit ihm verhandeln, nicht wahr? Mich auf einen Kompromiss einlassen?«

»Ja.«

»Genau das habe ich vor, Diana. Ich werde mit ihm verhandeln. Aber zuerst muss ich etwas in der Hand haben, einen Trumpf. Und ich weiß auch schon, was.«

Astrid Ellison war mit ihrem kleinen Bruder Pete im überwucherten Garten, als Sam mit dem Wurm und den Neuigkeiten bei ihr auftauchte. Pete schaukelte. Oder vielmehr saß er auf der Schaukel und wurde von Astrid angestoßen. Es schien ihm zu gefallen.

Pete war vier Jahre alt und schwer autistisch. Er konnte sprechen, blieb aber die meiste Zeit stumm.

Nachdem Astrids altes Haus von Drake Merwin in Schutt und Asche gelegt worden war, hatte sie sich nach einem neuen Zuhause umsehen müssen. Doch wenn es in Perdido Beach etwas gab, woran kein Mangel herrschte, dann waren es Häuser. Inzwischen standen die meisten leer. Zu Beginn der FAYZ waren fast alle Kids in den Häusern ihrer Familien geblieben. Doch dort fühlten sie sich noch einsamer, denn jeder Winkel erinnerte sie an ihr früheres Leben. Um der Einsamkeit, Furcht und Trauer zu entkommen, waren viele zusammengezogen.

Astrid und Pete lebten nun bei Mary Terrafino und ihrem kleinen Bruder John. In letzter Zeit übernachtete auch Sam immer häufiger hier. Offiziell wohnte er im Rathaus, wo er auf dem Sofa schlief, sein Essen in der Mikrowelle aufwärmte und sich in einem der Toilettenräume wusch. Das Gebäude war jedoch bedrückend und Astrid hatte ihm schon mehrmals angeboten, ganz zu ihnen zu ziehen.

Astrid hörte Sam, bevor sie ihn sah. Er hatte das Haus durch den Vordereingang betreten und rief auf dem Weg durch die Zimmer ihren Namen.

»Sam, wir sind hier!«, antwortete sie ihm. Er hörte sie aber erst, als er die Hintertür zur Terrasse öffnete.

Ein Blick genügte ihr, um zu wissen, dass etwas Schreckliches passiert war.

»Was ist?«, fragte sie.

Er kam wortlos auf sie zu, legte die Arme um sie und vergrub sein Gesicht in ihren Haaren. Sie drückte ihn an sich und wartete geduldig ab, bis er so weit war, um ihr alles zu erzählen. Schließlich ließ er sie los und stieß an ihrer Stelle die Schaukel an.

»Ease ist tot«, sagte er ohne Einleitung. Er gab der Schaukel einen kräftigen Stoß. Pete kippte gefährlich nach hinten.

»Oh mein Gott. Was ist passiert?«

»Würmer«, sagte Sam tonlos. »Eine Art Wurm. Oder Schlange. Ich weiß es nicht. Ich habe ein Exemplar mitgebracht. Es liegt auf der Anrichte in der Küche. Tot. Ich hab gehofft, du... Was weiß ich, was ich gehofft habe. Du bist doch unsere Expertin für Mutationen.«

Sam lächelte gequält. Astrid war keine Expertin. Sie machte sich bloß als Einzige die Mühe, allem, was in der FAYZ geschah, möglichst systematisch auf den Grund zu gehen und nach einer Erklärung zu suchen.

Astrid lief in die Küche. Auf der Anrichte lag eine verschließbare Plastiktüte mit einem länglichen schwarzen Ding. Auf den ersten Blick glich es eher einer Schlange als einem Wurm. Wie eine ganz normale Schlange sah es aber auch nicht aus.

Sie drückte vorsichtig auf die Tüte, um sicherzugehen, dass das Tier wirklich tot war. Dann legte sie ein Stück Wachspapier auf die Granitplatte und ließ den Wurm aus der Tüte fallen. Sie durchwühlte eine Schublade voller Krimskrams nach einem Maßband und tat dann ihr Bestes, um das Ding abzumessen.

»Siebenundzwanzig Zentimeter«, stellte sie fest.

Danach holte sie ihre Kamera und fotografierte den Wurm ein Dutzend Mal aus allen möglichen Blickwinkeln, ehe sie ihn mit einer Gabel in die Tüte zurückbeförderte.

Astrid lud die Fotos auf ihren Laptop. Sie speicherte sie in dem Dateiordner *Mutationen-Fotos*, in dem sich bereits eine ganze Sammlung befand: von Vögeln mit seltsamen Krallen oder untypischen Schnäbeln und von Schlangen mit kurzen Stummelflügeln. Später geknipste Bilder von größeren Schlangen mit bereits kräftigeren Flügeln. Und schließlich von einer aus einiger Entfernung aufgenommenen Klapperschlange, die so groß wie ein Python war und deren lederartigen Schwingen die Flügelspannweite eines Adlers erreicht hatten.

Sie besaß ein unscharfes Foto von einem Kojoten, der doppelt so groß war wie seine Artgenossen, und eine Nahaufnahme vom Maul eines toten Kojoten mit einer seltsam verkürzten und gespenstisch menschlichen Zunge.

Auf anderen Fotos waren völlig normal wirkende Kids abgebildet. Die einzige Ausnahme bildete ein Junge namens Orc, der zu einem Ungeheuer mutiert war und wie ein steinerner Hulk aussah. Eine Aufnahme zeigte, wie aus Sams ausgestreckten Handflächen grüne Lichtstrahlen schossen. Sie mochte das Bild nicht, weil Sams Gesichtsausdruck darauf so unendlich traurig war.

Astrid klickte auf die Wurmbilder und aktivierte die Zoomfunktion.

Der kleine Pete kam herein, gefolgt von Sam.

»Schau dir das Maul an!«, rief Astrid erschrocken.

Der Wurm hatte ein Maul wie ein Haifisch. Hunderte winzige Zähne, so viele, dass es unmöglich gewesen wäre, sie zu zählen. Außerdem schien er zu grinsen.

»Würmer haben keine Zähne«, bemerkte Astrid.

»Früher hatten sie keine, jetzt schon«, entgegnete Sam.

»Siehst du die Dinger, die überall aus seinem Körper ragen?« Sie kniff die Augen zusammen und zoomte das Bild noch näher heran. »Sehen aus wie... wie winzige Paddel.«

»Die Würmer sind in Ease eingedrungen, durch seine Hände und Schuhe.«

Astrid erschauerte. »Mit diesen Zähnen bohren sie sich überall durch. Die Paddel schieben sie vorwärts.«

»In dem Feld gibt es Tausende von Würmern«, sagte Sam. »Ease haben sie attackiert, weil er es betreten hat. Albert, Edilio und ich sind draußen geblieben, auf uns sind sie nicht losgegangen.«

»Revierverhalten?« Astrid runzelte die Stirn. »Bei primitiven Tieren sehr ungewöhnlich. Revierverhalten findet man nur bei höher entwickelten Lebewesen. Hunde und Katzen

verteidigen ihr Revier, aber doch keine Würmer.«

»Dich scheint das alles ziemlich kalt zu lassen«, sagte Sam fast schon vorwurfsvoll.

Astrid streckte den Arm aus, um sein Gesicht von dem grausigen Bild wegzudrehen und seinen Blick auf sich zu lenken. »Du bist doch nicht zu mir gekommen, damit ich ausraste und du den Helden spielen und mich trösten kannst, oder?«

»Nein. Entschuldige. Du hast Recht: Ich bin nicht zu meiner Freundin gekommen, sondern zu Astrid, dem Genie.«

Astrid hatte für diesen Spitznamen nie viel übrig gehabt, sich aber mit ihm abgefunden. Immerhin verlieh er ihr einen gewissen Status in der FAYZ.

»Ich werde ihn sezieren. Alles okay bei dir?«

»Klar. Heute Morgen war ich für dreihundertzweiunddreißig Leute verantwortlich. Jetzt sind es nur noch dreihunderteinunddreißig. Und ein Teil von mir würde am liebsten denken: Super, einer weniger, der satt werden will.«

Astrid beugte sich zu ihm und küsste ihn auf die Lippen. »Hör mal, du darfst nicht rumlaufen und Trübsal blasen, weil etwas Schreckliches passiert ist. Wenn du die Hoffnung verlierst, springt das auf alle anderen über.«

»Die Kids sind auch ohne mein Zutun hoffnungslos«, erwiderte er. »Wie geht's eigentlich Petey?«

Astrid warf einen Blick auf ihren Bruder. Er saß zusammengekauert und stumm auf einem Küchenstuhl und starrte Sam an. Zumindest sah er in Sams Richtung– in Wirklichkeit wusste sie nie ganz genau, was er wahrnahm und was nicht.

Eigentlich hatte sie vorgehabt, Sam zu erzählen, was mit ihrem kleinen Bruder in letzter Zeit los war, was er seit Neuestem tat. Aber Sam hatte auch so schon genug Sorgen. Und im Moment– was selten genug vorkam– schien er sich ein wenig zu entspannen. Später war auch noch Zeit dafür.

»Es geht ihm gut«, log Astrid. »Du kennst ihn ja.«

Drei

106 Stunden, 11 Minuten

Lana Arwen Lazar besaß die Kraft zu heilen. In der FAYZ hatte ihr das zu Ansehen verholfen und ihr großen Respekt verschafft. Doch das hinderte die Kids nicht daran, zu jeder Tages- und Nachtzeit bei ihr aufzukreuzen und sie mit jedem noch so kleinen Wehwehchen zu behelligen: einem wackelnden Zahn, einem Sonnenbrand, Hautaufschürfungen, verstauchten Zehen. Deshalb war sie aus der Stadt raus und in ein Zimmer im Clifftop Hotel gezogen.

Bis auf Lana und ihren Hund Patrick war die Anlage vollkommen verlassen. Hunderte leere Zimmer, ein algenverseuchter Pool, ein von der Barriere halbiertes Tennisplatz– all das gehörte ihr allein. Und von ihrem Balkon hatte sie einen Panoramablick auf den unter ihr liegenden Strand und den spiegelglatten Ozean.

Die Einzigen, die wussten, wo Lana im Notfall zu finden war, waren Sam, Astrid, Edilio und Dahra Baidoo, die Apothekerin und Krankenschwester der FAYZ.

Lana schenkte sich einen Becher Kaffee ein, ließ eine Süßstofftablette hineinfallen und rührte ein wenig Milchpulver dazu, ein selten gewordener Luxus, den sie in einem Rollwagen der Zimmermädchen entdeckt hatte.

Sie trat auf den Balkon und trank einen Schluck.

Im Zimmer lief eine CD mit alten Songs von Simon & Garfunkel, die vermutlich von einem ehemaligen Hotelgast stammte.

In einem der Songs ging es um die Dunkelheit. Der Sänger begrüßte sie wie einen alten Freund. Fast so, als wollte er sie zum Bleiben einladen. Irgendwann war ihr aufgefallen, dass sie das Lied immer wieder abspielte.

Manchmal half ihr die Musik zu vergessen. Dieser Song nicht.

Aus dem Augenwinkel bemerkte sie eine Bewegung. Unten am Strand waren Leute. Sie kehrte ins Zimmer zurück und holte den Feldstecher, der sich im Gepäck verschwundener Touristen befunden hatte.

Zwei kleine Kinder, kaum älter als sechs. Sie spielten auf den Felsen am Wasser. Zum Glück gab es keine Brandung. Aber an manchen Stellen ragten Felskanten hervor, messerscharf und glitschig. Sie sollte...

Später. Sie hatte auch so schon genug Verantwortung. Lana war in Wirklichkeit kein Mensch mit ausgeprägtem Helfersyndrom. Es hing ihr zum Hals heraus, diese Rolle aufgezwungen zu bekommen.

Seit einiger Zeit griffen in der FAYZ Laster um sich, die früher eher ein Problem der Erwachsenen gewesen waren. Manche von der eher ungefährlichen Sorte wie Kaffee, andere– Gras, Zigaretten und Alkohol– nicht ganz so harmlos.

An manchen Tagen sehnte sie sich nach der Wüste und der Hütte von Einsiedler Jim zurück. Die seltsame Hütte und der gepflegte Miniaturrasen, der inzwischen längst verdorrt sein musste, gingen ihr oft durch den Kopf.

Die Hütte war abgebrannt. Außer Schutt und Asche war nichts mehr da. Bis auf das Gold. Jims Goldvorrat musste nach wie vor in seinem Versteck unter den Dielen liegen.

Das Gold. Aus der Mine.

Die Mine...

Sie hob den Styroporbecher an die Lippen, nahm einen kräftigen Schluck und verbrannte sich die Zunge.

Der Tag, an dem sie den Stollen entdeckt hatte, war in ihr Gedächtnis eingeebrannt wie ein

Albtraum der schlimmsten Sorte.

Zu dem Zeitpunkt hatte sie noch keine Ahnung gehabt, dass mit dem Auftauchen der Mauer alle Erwachsenen verschwunden waren. Sie war zur Mine gegangen, um nach dem Einsiedler oder zumindest seinem Pick-up zu suchen und damit in die Stadt zu fahren.

Den Einsiedler hatte sie tatsächlich gefunden. In der Mine. Tot. Er war also vor der FAYZ umgekommen.

Dann war sie von Kojoten angegriffen und immer weiter in den Stollen hineingejagt worden. Und dort hatte sie... es... gefunden. Das Ding. Die Kojoten nannten es die Dunkelheit.

Sie erinnerte sich daran, wie ihre Füße beim Laufen bleischwer wurden. Wie ihr Herz immer langsamer schlug und in ihr dröhnte. Jedes Pochen hatte sich wie der Schlag eines Hammers angefühlt. Sie erinnerte sich auch an das Grauen, das sie beim Anblick des ekelhaften grünen Leuchtens gepackt hatte, bei dem sie unweigerlich an Eiter und Krankheit denken musste– an Krebs. An den Traumzustand, in dem sie sich damals befunden hatte: die schweren Lider und die Leere in ihrem Kopf, dieses Gefühl, als würde etwas von ihr Besitz ergreifen...

Komm zu mir.

»Ah!«

Ihre Hand hatte den Becher zerquetscht. Jetzt strömte der heiße Kaffee heraus und verbrühte ihre Finger.

Es war immer noch in ihrem Kopf, das Monster aus dem Stollen. Hatte sie immer noch in seinen Krallen. Manchmal war sie überzeugt, seine Stimme zu hören. Das konnte aber auch nur Einbildung sein. Sicher nicht die Dunkelheit selbst. Sie war meilenweit weg. Tief unter der Erde. Sie konnte nicht...

Komm zu mir. Ich brauche dich.

»Ich werde verrückt, Patrick«, sagte Lana zu ihrem Hund. »Es ist in mir drin und macht mich verrückt.«

Mary Terrafino fuhr aus dem Schlaf hoch. Sie schlüpfte rasch in ein T-Shirt, ihre Jogginghose und ein Paar Turnschuhe. Dann ging sie in die Waschküche, holte die Stoffwindeln aus dem Trockner und stopfte sie in einen Beutel. Sie hatten zwar noch einen kleinen Vorrat an Wegwerfwindeln, bewahrten ihn aber für Notfälle auf.

Sie lief die Treppe hinunter.

Sam, Astrid und der kleine Pete waren in der Küche. Mary wollte sie nicht stören und verließ unbemerkt das Haus.

Fünf Minuten später war sie in der Kindertagesstätte.

Die Kita war seit der großen Schlacht in einem desolaten Zustand. In diesem Raum hatte das Kojotenrudel sie und die Kinder in Geiselschaft genommen und nur auf ein Zeichen von Drake Merwin gewartet, um über sie herzufallen.

Marys Bruder John erwartete sie bereits.

»Hey, Mary«, begrüßte er sie.

»Wie geht's, kleiner Bruder?« Sie küsste ihn auf die Wange. »Welche Krisen haben wir heute?«

John hatte eine Liste erstellt. »Pedro hat einen Wackelzahn. Außerdem hat er es letzte Nacht nicht aufs Klo geschafft. Zosia behauptet, Julia hätte sie geschlagen, jetzt streiten die beiden und wollen nicht mehr miteinander spielen. Collin hat vielleicht Fieber– jedenfalls ist er schlecht drauf. Brady wollte heute Morgen weglaufen, nach ihrer Mom suchen.«

Die Liste war noch länger und während John weiterlas, kamen ein paar Kinder angelaufen, um Mary zu umarmen, von ihr einen Kuss zu bekommen, sich für ihre gekämmten Haare loben zu lassen und ein »Gut-Gemacht« von ihr zu hören, weil sie ihre Zähne geputzt hatten.

Mary nickte. Die Liste war jeden Tag mehr oder weniger gleich.

Jetzt kam ein Junge namens Francis herein und drängte sich rüpelhaft an Mary vorbei. Als er bemerkte, wen er gerade angerempelt hatte, drehte er sich mit finsterer Miene zu ihr um und sagte: »Okay, hier bin ich.«

»Zum ersten Mal?«, fragte Mary.

»Na und? Bin ich ein Babysitter, oder was?«

»Verstehe«, entgegnete Mary. »Mir ist klar, dass du nicht hier sein willst. Das ist mir aber völlig egal, denn es muss sich jemand um die Kleinen kümmern.«

»Dann mach's doch selbst. Du bist schließlich ein Mädchen.«

»Ich aber nicht«, bemerkte John.

»Siehst du die Tafel da drüben?« Mary ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Dort stehen drei Listen, eine für jeden der Tageshelfer. Such dir eine aus. Und dann erledigst du alles, was auf der Liste steht.«

Francis stapfte zur Tafel und sah sich die Listen an.

»Wollen wir um einen Keks wetten, dass er sich nicht den Wickeldienst aussucht?«, flüsterte John.

»Keine Wetten. Außerdem haben wir keine Kekse mehr.«

»Ich vermisse Kekse«, murmelte John sehnsüchtig.

»Hey!«, rief Francis. »Diese Listen sind zum Kotzen.«

»Stimmt«, sagte Mary.

»Das alles ist zum Kotzen«, brummte Francis. »Eins steht fest, an meinem Geburtstag steige ich aus.«

»Kein Problem. Aber jetzt nimmst du dir eine Liste vor und arbeitest sie ab.«

»Von wegen, er steigt aus«, sagte Mary zu John. »Die Leute reden davon, aber sie tun's nicht.«

Die FAYZ hatte alle über vierzehn verschwinden lassen. Sobald jemand seinen fünfzehnten Geburtstag erreichte, passierte mit ihm dasselbe. Puff und weg.

Mittlerweile wussten aber alle, was geschah, wenn mit dem Geburtstag der Moment des »Aussteigens« kam. Zuerst veränderte sich das eigene Zeitempfinden und man nahm alles nur noch im Schneckentempo wahr. Dann erschien der Mensch, nach dem man sich am meisten sehnte, und drängte einen, ihn zu begleiten und die FAYZ zu verlassen. Wenn man sich weigerte, verwandelte er sich in ein Monster, das gleich darauf verschwand.

Sie hatten die Wahl: In der FAYZ bleiben oder... oder was? Das wusste eben keiner. Vielleicht die Rückkehr in die alte Welt. Vielleicht ein Horrortrip an einen ganz anderen Ort.

Oder aber der Tod.

Vier

106 Stunden, 8 Minuten

Drake Merwin saß vor einem Plasmabildschirm und sah sich *Saw II* auf DVD an. Die Soundeffekte waren der Hammer. Er hatte die Anlage so laut aufgedreht, dass der Bass von den Wänden wummerte und die wenigen noch intakten Fensterscheiben zum Klirren brachte. Deshalb hörte er Diana zuerst auch nicht, als sie sagte: »Er will dich sehen.«

Doch er spürte ihre Anwesenheit und drehte sich um. Sein Tentakelarm, dem er den Spitznamen Peitschenhand verdankte, schnellte vor und schaltete die Anlage aus. »Was willst du?«, knurrte er.

»Er will dich sehen«, wiederholte Diana.

Drake freute sich tierisch über die Panik in ihren Augen. Die knallharte, sarkastische und überhebliche Diana hatte Angst vor ihm und davor, was er ihr antun könnte.

»Wer will mich sehen?«

»Caine. Er ist wach.«

»Das war er früher auch schon«, erwiderte Drake.

»Jetzt ist er wieder voll da. Und er will dich und die Wanze sehen.«

»Ach ja? Okay, ich komm dann mal rüber.«

»Caine soll warten?«, fragte Diana. »Kein Problem. Ich sag ihm, du bist beschäftigt und kannst grad nicht.«

Drake holte tief Luft und starrte sie wütend an. Sein Peitschenarm bewegte sich langsam und mit zuckender Spitze auf Diana zu, als könnte er es nicht erwarten, sich um ihren Hals zu wickeln und zuzudrücken.

»Was ist? Mach schon!«, forderte Diana ihn heraus. »Verweigere Caine den Gehorsam.«

Ein Flackern huschte über seine kalten Augen, ganz kurz nur, aber es war ihr nicht entgangen, und das machte ihn noch wütender.

Nicht heute. Noch nicht. Erst, wenn Caine Sam erledigt hatte.

»Das würde dir gefallen, nicht wahr, Diana? Wenn ich mich mit Caine anlegen würde. Tut mir leid, den Gefallen tue ich dir nicht. Ich halte zu Caine, hundertprozentig. Wir sind wie Brüder. Nicht wie er und Sam, sondern wie Blutsbrüder.« Er zwinkerte ihr zu. »Die Bruderschaft der Dunkelheit, Diana. Er und ich, wir sind beide dort gewesen, in der Mine. Wir sind ihr begegnet.«

Drake wusste, dass das Ding im Bergwerk Diana vor Neugierde schier platzen ließ. Es hatte Drake seinen Peitschenarm gegeben, als Ersatz für den alten Arm, den Sam verbrannt hatte, und es hatte Caine teilweise den Verstand geraubt. Aber Drake würde Diana nicht den kleinsten Hinweis geben. Sollte sie sich ruhig das Hirn zermartern, sich Sorgen machen. »Gehen wir. Der Boss wartet.«

Caine sah bereits besser aus. Die Krankheit, die ihn während der letzten drei Monate in einer Welt aus Fieber und Albträumen gefangen gehalten hatte, schien endgültig abzuklingen.

Zu spät für Chunk.

Bei dieser Erinnerung musste Drake lächeln. Chunk war durch die Luft geflogen und mit solcher Wucht in die Wand gedonnert, dass er glatt ein Loch hineingesprengt hatte. Mann, war das ein Anblick gewesen.

Danach war niemand mehr– nicht einmal Drake– so verrückt gewesen, in Caines Nähe zu gehen. Drake war sogar jetzt noch auf der Hut. Nur Diana war aus lauter Verzweiflung bei ihm geblieben, hatte seine besudelte Bettwäsche gewechselt und ihn mit Suppe gefüttert.

»Du siehst gut aus, Caine«, sagte Drake.

»Ich sehe scheiße aus«, erwiderte Caine. »Aber mein Kopf ist klar.«

Das nahm ihm Drake nicht ab. Er selbst hatte bloß ein paar Stunden bei der Dunkelheit verbracht und sein Kopf war alles andere als klar. Manchmal hörte er ihre Stimme. Also musste Caine sie auch hören.

Wer diese Stimme einmal gehört hatte, wurde sie nie wieder los. Drake fand das beruhigend.

»Wanze, bist du hier?«, fragte Caine.

»Ja.«

Drake hätte beinahe einen Satz zur Seite gemacht. Die Wanze stand einen halben Meter von ihm entfernt, nicht unsichtbar, aber auch nicht komplett sichtbar. Der kleine Schleimer konnte sich wie ein Chamäleon tarnen.

»Lass den Blödsinn«, knurrte Caine.

Die Wanze gab die Tarnung auf. »Tut mir leid«, stammelte er. »Ich hab bloß... ich...«

»Keine Angst, ich bin grad nicht in Stimmung, irgendwen durch die Wand zu pfeffern«, entgegnete Caine. »Ich hab einen Job für dich.«

»Soll ich wieder nach Perdido Beach?«

»Nein. Damit rechnet Sam. Wir halten uns von Perdido Beach fern. Wir brauchen die Stadt nicht. Die können sie haben. Zumindest vorläufig.«

»Genau. Sams Leute sollen ruhig behalten, was wir ihnen nicht wegnehmen können. Das ist sehr großzügig«, spottete Diana.

»Es geht nicht um Territorium«, erwiderte Caine. »Es geht um Macht.« Er legte seine Hand kameradschaftlich auf die Schulter der Wanze. »Wanze, du spielst in der Sache eine Schlüsselrolle. Ich brauche deine Fähigkeiten.«

»Ich weiß nicht... ich meine, ich war schon in Perdido Beach und...«, stammelte der Junge.

»Vergiss Perdido Beach. Wie schon gesagt, es geht um Macht. Um *nukleare* Macht.« Als Caine Diana jetzt zuzwinkerte und Drake auf die Schulter klopfte, ließ er seinen alten Charme spielen. Sie sollten wieder an ihn glauben. »Das Kraftwerk ist die Lebensader der Stadt. Wenn wir den elektrischen Strom kontrollieren, frisst uns Sam aus der Hand.«

»Meinst du nicht, dass Sam das weiß und beim Kraftwerk Wachen aufgestellt hat?«, fragte Diana.

»Sicher sind dort Wachen. Aber sie werden die Wanze nicht bemerken. Also, kleine Wanze, lauf los und finde heraus, was es dort zu sehen gibt.«

Die Wanze und Diana wandten sich zum Gehen. Der eine war innerlich aufgeregt, die andere kochte förmlich. Drake blieb noch.

Das überraschte und beunruhigte Caine sichtlich. »Was ist, Drake?«

»Diana. Ich traue ihr nicht.«

Caine seufzte. »Mann, ich hab kapiert, dass du sie nicht magst.«

»Das meine ich nicht. Es geht um sie und Jack.«

Damit hatte er Caines volle Aufmerksamkeit. »Wovon redest du?«

»Jack hat die Kraft. Und ich meine nicht seinen Technikfimmel. Die Wanze hat ihn in Perdido Beach gesehen. Erinnerst du dich an den Bagger? Der Mex hat ein Grab ausgehoben und ist mitsamt dem Bagger hineingekippt. Die Wanze sagt, Jack hat ihn einfach hochgehoben und aus dem Loch gezogen, als wäre er nicht viel schwerer als ein Fahrrad.«

»Klingt nach mindestens zwei Balken, vielleicht ist er sogar ein Dreier«, sagte Caine. Diana hatte das Balkensystem erfunden, nachdem sich herausgestellt hatte, dass sie andere lesen und den Grad ihrer Kraft messen konnte.

Bisher hatte sie in der FAYZ nur zwei Vierer gemessen: Caine und Sam. Es kursierten Gerüchte, dass der kleine Pete vielleicht noch mächtiger war, aber wie gefährlich konnte ein Fünfjähriger sein, der praktisch hirntot war?

»Eben. Jack könnte ein Dreier sein. Diana behauptet jedoch, seine Kraft liegt bei null. Okay, bei manchen Leuten hat sich die Kraft erst später entwickelt. Aber von null auf drei?« Drake zuckte die Achseln. Mehr musste er gar nicht sagen, denn Caine würde eins und eins zusammenzählen, egal, wie krank oder schwach er war.

»Wir wissen bis heute nicht, warum Jack die Seiten gewechselt hat und zu Sam übergelaufen ist«, murmelte Caine.

»Vielleicht hat ihn ja jemand darauf angesetzt.«

»Ja, kann sein.« Caine wollte es zwar nicht wahrhaben, fügte aber hinzu: »Jemand soll Diana im Auge behalten.«

Wenn Duck Zhang über die guten und schlechten Seiten der FAYZ nachdachte, gelangte er unweigerlich zu dem Schluss, dass das Beste an ihr der Pool war. Noch dazu, wenn er so wie jetzt– an einem Montagmorgen im März, an dem er normalerweise die Schulbank gedrückt hätte– auf der Luftmatratze im Wasser lag und seine Ruhe hatte.

Keine Schule mehr. Nur der Pool. Das machte den Hunger etwas erträglicher.

Duck ließ sich also die Sonne auf den Bauch scheinen und musste nur die Hand ausstrecken, um die neben ihm auf einer anderen Luftmatratze schaukelnde Wasserflasche zu erreichen. Seine Haut roch nach Sonnencreme und er trug seine coole Ray-Ban. Mit einem Wort, Duck war zufrieden. Hungrig, aber zufrieden.

Manchmal, wenn sich Duck besonders wohlfühlte, hatte er das Gefühl, leicht wie eine Feder zu werden. Wenn er glücklich war, meinte er spüren zu können, wie der Druck seines Rückens auf der Matratze nachließ. Als würde er schweben. Tatsächlich war er einmal aus einem besonders schönen Traum aufgewacht und aus einer Meter Höhe ins Wasser gefallen. So hatte es sich zumindest angefühlt.

Andere Male, wenn ihn etwas wütend machte oder er sich an etwas erinnerte, was ihn ärgerte, kam es ihm so vor, als würde er schwerer werden.

Dann fing die Matratze an zu sinken, so als würde er sie unter Wasser drücken.

Aber Duck war nur selten sehr glücklich und richtig wütend wurde er auch nicht oft.

»Joooooh!«

Der Schrei kam so unerwartet wie die Wasserfontäne, die ihn auf einmal vollspritzte.

Duck setzte sich auf. Das Wasser schwappte über die Matratze. Jemand war im Pool. In *seinem* Pool.

Jetzt erblickte er zwei Gestalten, die unter lautem Geschrei Anlauf nahmen und sich mit zur Wasserbombe angezogenen Beinen in das Becken katapultierten.

Einer von ihnen war dieser Vollidiot Zil. Die anderen beiden erkannte Duck nicht gleich.

»Hey!«, rief Duck.

»Was schreist du so?«, wollte Zil wissen.

»Das ist mein Pool. Ich hab ihn entdeckt und sauber gemacht. Sucht euch euren eigenen.«

Duck wusste, dass er keine Chance hatte. Sie waren zu dritt und größer als er, aber im Moment war er so zornig, dass es ihm egal war. Als die Matratze anfangen unterzugehen, glaubte er, dass einer der Mistkerle sie aufgeschlitzt hatte.

»Ich mein's ernst!«, rief Duck. »Haut ab!«

»Er meint's ernst«, spottete einer der Jungen.

Im nächsten Augenblick schoss Zil neben Duck aus dem Wasser, nahm ihn in den Schwitzkasten und tauchte ihn unter. Wasser drang ihm in den geöffneten Mund und die Nasenlöcher. Er hatte Angst zu ertrinken.

Hustend tauchte er wieder auf, schlug mit bleischweren Armen um sich und konnte sich kaum über Wasser halten.

Doch jetzt griffen sie erneut an. Es war nicht einmal böse gemeint, nur ein blödes Spiel, trotzdem drückten sie ihn wieder unter Wasser. Diesmal sank er bis zum Grund des Pools und musste mit Armen und Beinen strampeln, um zurück zur Oberfläche zu gelangen und Luft zu holen. Er klammerte sich an die Matratze, doch einer der Jungs riss sie laut lachend unter ihm weg.

Duck meinte, vor Wut platzen zu müssen. Dieser Pool war die einzige Freude in seinem Leben, und jetzt kamen diese Idioten daher und wollten sie ihm verderben.

»Haut ab!«, kreischte er. Das zweite Wort verlor sich jedoch in einem Gurgeln, denn plötzlich ging er unter wie ein Stein.

Was zum Teufel war das? Er konnte nicht mehr schwimmen. Er befand sich im tiefen Teil des Beckens, dreieinhalb Meter unter der Wasseroberfläche und kam nicht mehr hoch. Als er sich vom Boden abstoßen wollte, sprengte sein linker Fuß durch die Fliesen, ging glatt hindurch und sandte wirbelnde Splitter nach oben.

Duck wurde panisch. Was machten sie bloß mit ihm?

Er versuchte es ein zweites Mal und trat diesmal mit beiden Beinen so fest zu, wie er konnte. Aber anstatt nach oben zu steigen, krachte er mit den Füßen durch die Fliesen und sank immer weiter. Seine Beine schürften an grobem Mörtel und bröckelndem Beton entlang und bohrten sich in den darunterliegenden Sand. Das war doch nicht möglich!

Duck schlug um sich, erreichte damit aber nur, dass er noch schneller in der Erde unter dem Pool verschwand.

Seine Lunge war kurz davor zu platzen, sein Blick verschwamm, in seinem Kopf hämmerte ein dumpfer Schmerz, doch er sank immer weiter, fiel durch die Erde, als hätte sich ihre Oberfläche verflüssigt.

Kurz sah er noch das glitzernde Sonnenlicht, dann senkte sich Dunkelheit über ihn, löschte den letzten Lichtstrahl aus und er verlor das Bewusstsein.

Zuerst war alles nur Spaß gewesen. Zil Sperry hatte die Idee lustig gefunden, Duck einen Schreck einzujagen. Sie waren um das Haus herum in den Garten geschlichen und hatten sich das Lachen kaum verkneifen können.

Hank hatte Ducks geheimen Pool entdeckt und Zil und Antoine davon erzählt. Es war aber Zils Idee gewesen zu warten, bis Duck das Becken gereinigt, die Chlorzufuhr eingestellt und den Filter in Betrieb genommen hatte.

»Sobald er fertig ist«, hatte Zil gemeint, »nehmen wir ihm den Pool weg.«

Antoine und Hank waren cool, aber wenn es darum ging, einen Plan zu schmieden, musste Zil antreten.

Die Überraschung war ihnen voll gelungen.

Doch auf einmal war alles schiefgelaufen. Duck war wie ein Stein untergegangen. Und plötzlich hatte sich das Wasser in einen Whirlpool mit unglaublicher Sogkraft verwandelt. Hank, der auf den Stufen gestanden hatte, konnte sich mit einem Satz gerade noch rechtzeitig aus dem Becken retten. Aber er und Antoine waren im tiefen Wasser gewesen, als Duck sozusagen den Stöpsel zog.

Zil hatte die Kanten des Sprungbretts zu fassen bekommen und sich daran festgeklammert, trotzdem hatte das Wasser so heftig an seinen Beinen gezerrt, dass er sich kaum halten konnte. Seine Badehose wäre beinahe flöten gegangen.

Antoine war in den Strudel geraten. Das Wasser hatte ihn mitgerissen und gegen die Poolleiter geworfen, wo es ihm in letzter Sekunde gelungen war, eines seiner dicken Beine zwischen die Leiter und die Beckenwand zu quetschen. Er hatte Glück gehabt, dass seine

Knochen heil geblieben waren.

Hank zog Zil auf das Brett. Gemeinsam halfen sie Antoine über den Beckenrand, wo er wie ein gestrandeter Wal liegen blieb.

»Scheiße, das war knapp«, stieß Antoine nach Luft ringend hervor.

»Was ist passiert?«, fragte Hank. »Ich hab überhaupt nichts gesehen.«

»Duck...«, sagte Zil mit bebender Stimme. »Er ist untergegangen und dann ist er immer weiter gesunken.«

»Ich wäre fast abgesoffen.« Antoine konnte die Tränen kaum noch zurückhalten.

»Duck ist ein Freak«, stellte Zil fest. »Ein Mutantenfreak, der uns umbringen wollte.«

Hank sah ihn scharf an. Einen Augenblick lang zögerte er, doch dann stimmte er ihm zu:

»Genau. Der Freak wollte uns töten.«

Fünf

104 Stunden, 5 Minuten

»Kugeln müssen schnell sein«, erklärte Computer-Jack auf seine herablassende Art.
»Wären sie langsam, wären sie nutzlos.«

»Ich bin schnell«, sagte Brianna und schirmte ihre Augen vor der Sonne ab. »Deshalb nennen mich alle Breeze, der Wirbelwind.«

Jack holte seinen Palmtop hervor. Er gab die Zahlen ein. »Die langsamste Kugel fliegt mit einer Geschwindigkeit von dreihundertdreißig Metern pro Sekunde.«

»Wetten, ich kann das auch?«, entgegnete Brianna. »Ganz sicher sogar.«

»Ich will mit dem Ding aber nicht schießen.« Jack warf einen argwöhnischen Blick auf die Pistole in ihrer Hand.

»Komm schon. Wir sind auf der Schnellstraße, unser Ziel ist die Felswand da vorne. Was soll denn passieren? Im schlimmsten Fall triffst du eine Krötenechse.«

»Ich hab aber noch nie geschossen.«

»Das kann jeder Idiot«, erwiderte Brianna gelassen, obwohl sie selbst auch noch nie eine Kugel abgefeuert hatte. »Kann sein, dass sie ausschlägt. Du musst sie nur ganz fest halten.«

»Kein Problem. Ich hab einen starken Griff.«

Brianna sah ihn ein paar Sekunden lang an, bevor sie den ironischen Unterton in seiner Stimme verstand. Ihr fiel ein, dass jemand von Jacks Kraft gesprochen und gemeint hatte, der Zwölfjährige sei extrem stark.

Er sah jedenfalls nicht danach aus, er wirkte eher schwächling. Seine blonden Haare waren zerzaust und die Brille saß ihm wie immer schief auf der Nase.

»Okay, mach dich bereit.« Brianna reichte ihm die Pistole. »Streck den Arm aus und halt sie fest. Ziel auf das Schild. Prob...«

Ein Schuss aus der Pistole schnitt ihr das Wort ab. Er war so laut, dass sie dachte, ihr Trommelfell müsse geplatzt sein. Aus dem Lauf stieg eine bläuliche Rauchsäule.

»Ich wollte gerade sagen, probier sie erst mal aus«, sagte Brianna.

»Tut mir leid. Ich muss versehentlich abgedrückt haben.«

»Ja, scheint so. Also, diesmal zielst du auf das Schild da drüben, nicht auf mich.«

Jack hob die Pistole an. »Soll ich zählen?«

»Ja.«

»Bei null?«

»Bei null.«

»Bist du so weit?«

Brianna drückte die Spitzen ihrer Turnschuhe in den Boden, beugte sich vor, streckte einen Arm nach vorne, den anderen nach hinten und sah jetzt aus, als wäre sie mitten im Lauf erstarrt.

»Okay.«

»Drei. Zwei. Eins.«

Brianna flog einen Sekundenbruchteil früher los als die Kugel. Sie erkannte ihren Fehler sofort: Anstatt ihr hinterherzulaufen, wurde sie von der Kugel verfolgt.

Brianna schoss davon wie ein Pfeil.

Da die Umgebung in einer Geschwindigkeit an ihr vorbeiraste, die ihr Hirn nicht mehr verarbeiten konnte, verwandelte sich alles in verschwommene Pinselstriche, in lauter Lichtschlieren ohne jede Form oder Gestalt.

Inzwischen wusste sie aus Erfahrung, dass sie ihre Füße später in Eis packen musste, um zu verhindern, dass sie anschwellen.

Sie war schnell. Unfassbar schnell.

Aber nicht schneller als ein Geschoss.

Sie wagte einen Blick zurück.

Die Kugel holte sie bereits ein. Sie konnte sie sehen: ein kleiner grauer Fleck, der ihr im Spiralflug unmittelbar auf den Fersen war.

Brianna wich mit einem halben Schritt nach rechts aus.

Die Kugel zoomte an ihr vorbei.

Jetzt nahm Brianna die Verfolgung auf, doch der Abstand vergrößerte sich, und dann schlug die Kugel in die Erde ein– weit neben dem Ziel.

Brianna verringerte rasch ihre eigene Geschwindigkeit, nutzte eine Böschung, um noch langsamer zu werden, und hielt an.

Als sie sich umdrehte, stand Jack mindestens dreihundert Meter hinter ihr. Auch wenn das Rennen in ihrer eigenen Wahrnehmung länger gedauert hatte, war seit dem Start höchstens eine Sekunde vergangen.

»Hast du's geschafft?«, rief Jack.

Sie trabte mit immer noch mindestens hundertdreißig Stundenkilometern zu ihm zurück, ein Tempo, das ihr jetzt richtig lahm vorkam.

»Was hast du denn gedacht?« Sie lachte.

»Ich konnte dich nicht mal sehen. Du warst hier. Und dann dort.«

»Deshalb werde ich ja auch Breeze genannt.« Brianna zwinkerte ihm übermütig zu. Da sie soeben ihre Tagesration an Kalorien verbrannt hatte, knurrte ihr Magen lautstark.

»Da.« Jack hielt ihr die Pistole vorsichtshalber mit dem Griff voran hin. »Nimm du sie.«

Brianna verstaute die Waffe in dem Rucksack zu ihren Füßen und kramte einen Dosenöffner und die Dose Pizzasauce heraus, die sie sich aufgespart hatte. Sie schnitt den Deckel ab und schlürfte den würzigen Inhalt in sich hinein.

»Hier.« Sie reichte Jack die Dose. »Es ist noch ein bisschen was übrig.«

Er hob die Dose ohne Widerrede an die Lippen und wartete geduldig, bis der Rest in seinen Mund gelaufen war. Danach leckte er sie aus und löffelte anschließend noch mit der Fingerspitze heraus, was seine Zunge nicht erreicht hatte.

»Also, Jack, was ist jetzt mit den Handys? Hast du's hingekriegt?«

Jack zögerte, da er nicht sicher war, ob er ihr überhaupt etwas erzählen durfte. »Sie funktionieren. Oder sagen wir mal so, sie werden funktionieren, sobald ich das Okay von Sam habe.«

Brianna starrte ihn an. »Was?«

»Es war nicht schwierig. Wir haben drei Funktürme. Einen hier in Perdido Beach, den zweiten ein Stück die Schnellstraße hinauf und den dritten oben am Kamm. Es gibt so ein Programm, das die Handynummern überprüft und checkt, ob die Rechnungen bezahlt sind. Dann lässt es die Nummern zu oder eben nicht. Ich hab ein neues Programm geschrieben und dafür gesorgt, dass alle Handys zugelassen sind.«

»Kann ich meine Mom anrufen?«, platzte es aus Brianna heraus, obwohl sie ja wusste, wie die die Antwort lauten würde.

Jack blickte sie verwirrt an. »Natürlich nicht. Dazu müssten die Strahlen durch die FAYZ-Barriere hindurchgehen.«

»Oh.« Die Enttäuschung brannte wie eine frische Wunde. Wie die meisten Kids hatte Brianna gelernt, mit dem Verlust der Eltern, Großeltern und älteren Geschwister zu leben. Aber die Vorstellung, mit ihnen sprechen zu können...

»Es gibt keine Satelliten für das Funksignal«, fuhr Jack auf seine pedantische Art fort. Brianna fand ihn dennoch süß. Irgendwie unbedarft. Bei aller Intelligenz war er die meiste Zeit völlig ahnungslos.

»Warum hat Sam niemandem davon erzählt?«, fragte sie. »Wieso nimmt er das System nicht wieder in Betrieb?«

»Weil wir nicht verhindern könnten, dass die Coates-Leute es dann auch benutzen. Es sei denn, wir schalten den Turm auf dem Kamm ab. Oder ich finde heraus, wie man bestimmte Nummern abweisen kann. Das wäre aber ein riesiger Programmierjob. Ich müsste bei null anfangen.«

»Verstehe. Na ja, wir wollen Caine und Drake und dieser Hexe Diana keinen Gefallen tun, hab ich Recht?«

Jack zuckte die Achseln. »Vor Drake habe ich Angst. Ich meine, alle fürchten sich vor ihm. Aber Caine und Diana waren eigentlich immer ganz in Ordnung.«

Diese Antwort gefiel Brianna nicht. Das interessierte Lächeln, mit dem sie ihn gerade noch angesehen hatte, verschwand. Sie hielt ihm die Hände hin. Caine hatte Drake befohlen, sie niederzuschlagen und ihre Hände mit einem Zementblock unschädlich zu machen– aus Angst vor ihrer Kraft und der der anderen Mutanten. Sie wäre beinahe verhungert. Die Narben an ihren Armen waren verschwunden, aber die Erinnerung an die Folter und an die Hungerqualen war noch frisch. »Zu mir waren sie nicht so nett.«

»Ich weiß.« Jack wich ihrem Blick aus. »Ich meine ja nur, jeder– Sam und Astrid und die anderen– wollte, dass ich das mit den Handys hinkriege. Und das hab ich. Ich will... ich hab's geschafft. Hab's hingekriegt. Es funktioniert. Und deshalb sollten wir die Handys wieder in Betrieb nehmen.«

Briannas Gesichtsausdruck wurde hart. »Nein. Wenn es den Coates-Leuten hilft, dann nicht. Ich will nicht, dass sie es leichter haben. Ich will, dass sie leiden. Sie sollen so sehr leiden, wie man nur leiden kann. Und dann sollen sie sterben.«

Duck kam zu sich. Er war vollkommen orientierungslos. Lag flach auf dem Rücken, war nass und hatte außer seiner Badehose nichts an. Um ihn herum war es dunkel. Seine Fingerspitzen fühlten sich taub an. Er zitterte vor Kälte.

Etwas Hartes bohrte sich schmerzhaft in seine Schultern. Er verlagerte seine Position und blickte sich verwirrt und ängstlich um. Durch einen schmalen Erdspalt über ihm drang ein einsamer Lichtstrahl.

Duck konnte sich das absolut nicht erklären. Zuerst war er auf den Boden des Schwimmbeckens gesunken und von dort durch die Erde gestoßen. Er erinnerte sich daran, Wasser geschluckt zu haben und dass seine Lunge beinahe geplatzt wäre. Seine Haut war voller Schürfwunden.

Und jetzt war er hier, in einem Loch. Einem tiefen Loch. Auf dem Grund eines Schachts, den er selbst erzeugt hatte, indem er in die Erde gefallen war.

In die Erde gefallen?

Wie tief er sich befand, war schwer zu sagen. Doch gemessen an der Entfernung des Lichtschimmers mussten es mindestens sechs Meter sein. Sechs Meter. Unter der Erde.

Die Furcht griff mit eiskalten Krallen nach seinem Herzen. Er war lebendig begraben. Wie sollte er durch diesen schmalen Spalt je wieder nach oben kommen?

»Hilfe!« Sein Schrei erzeugte ein schwaches Echo.

Er befand sich also nicht in einem geschlossenen Raum. Außerdem drang irgendwo Luft herein. Und der Boden unter ihm war zu hart und zu schartig, um aus Lehm zu sein. Er schob sich vorsichtig auf die Knie. Dann stand er langsam auf. Wenige Zentimeter über seinem Kopf befand sich die Decke. Er streckte beide Arme aus. Zu seiner Linken berührte er eine Wand, zu

seiner Rechten griff er ins Leere.

»Ein Rohr«, sprach Duck in die Dunkelheit. »Oder ein Tunnel.«

Finsternis in beiden Richtungen.

»Oder eine Höhle. Wie ist das bloß passiert?«, fragte Duck die Finsternis. Seine Zähne klapperten vor Kälte. Und vor Angst. Er vernahm ein schwaches Echo, aber keine Antwort.

Ducks Blick kehrte zu dem Licht zurück und noch einmal schrie er: »Hilfe! Hilfe!« Die Chance, dass ihn jemand hörte, war gleich null. Es sei denn, Zil und die Jungs, die ihn angegriffen hatten, hatten Hilfe geholt. Das war doch möglich, oder? Sie mochten absolute Vollidioten sein, aber sie würden sicher Hilfe holen... Sie würden ihn hier unten doch nicht einfach im Stich lassen.

Er sah aber keine besorgten Gesichter, die zu ihm herunterspähten.

»Okay, Duck, denk nach.«

Er befand sich unter der Erde in einem Tunnel oder etwas Ähnlichem. Der Boden war zwar schlammig, aber davon abgesehen fühlte es sich in dem Tunnel nicht sehr feucht an, jedenfalls nicht wie in einem Abwasserrohr. An ihm selbst klebte weit weniger Schlamm, als anzunehmen gewesen wäre.

»Ich bin durch den Boden gefallen. Dann wäre ich fast ertrunken und bin ohnmächtig geworden und liegen geblieben. Das Wasser ist über mich geströmt und hat den Schlamm größtenteils abgewaschen.«

Er war mit sich zufrieden– wenigstens so viel hatte er kapiert.

Jetzt streckte er die Hände aus und wagte die ersten vorsichtigen Schritte in den Tunnel hinein. Dabei fürchtete er sich mehr als je zuvor in seinem Leben.

Er rief noch einmal um Hilfe, bekam aber auch diesmal keine Antwort.

Ihm standen zwei gleichermaßen finstere Wege zur Auswahl: Er konnte dem Tunnel zu seiner Rechten folgen oder dem zu seiner Linken. Jetzt strich ein kaum merklicher Windhauch über sein Gesicht. Er schien von links zu kommen.

Hin zur Luft. Nicht weg von ihr.

Mit ausgestreckten Händen und äußerst vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzend folgte Duck dem Tunnel wie ein Blinder.

Nach ein paar Minuten stellte er fest, dass ihm das Gehen leichter fiel, wenn er mit einer Hand an der Wand entlangstrich. Sie war aus grobem Felsgestein, aber mit Dellen und Vorsprüngen, die sich glatt anfühlten. Der Boden unter seinen Füßen war leicht uneben.

»Der Tunnel muss irgendwohin führen«, sprach Duck mit sich selbst. Der Klang seiner Stimme hatte etwas Beruhigendes. Er war ihm vertraut.

Duck fragte sich, in welche Himmelsrichtung er wohl ging. Hoffentlich nicht zu weit nach Westen, denn dort lag der Ozean.

Er ging weiter, blieb ab und zu stehen, weil ihn Weinkrämpfe überkamen, und stolperte wieder vorwärts. Er hatte keine Ahnung, wie lange er sich schon hier unten befand. Oder ob es Tag oder Nacht war.

»Ich will hier nicht sterben!« Plötzlich schlug er sich heftig den Kopf an.

Während Duck zornig fluchend seine Stirn nach Blut abtastete, spürte er, wie sich seine Füße in den Boden bohrten.

»Nein!«, schrie er.

Er hörte auf zu sinken. Duck steckte bis zu den Knien in der Erde und zog vorsichtig seine Beine heraus.

»Was geschieht mit mir?«, fragte er laut. »Warum...?« Die Antwort traf ihn wie ein Schlag ins Gesicht.

»Mann, ich bin ein Freak...«

»Ich mutiere... ich bin ein Mutant!«

Obwohl ihm nicht ganz klar war, worin seine Fähigkeit bestand. Anscheinend konnte er durch die Erdoberfläche sinken. Aber das war verrückt. Außerdem hatte er es nicht mit Absicht getan.

Er ging weiter, passte auf seinen Kopf auf und versuchte zu rekapitulieren: Er war zweimal gesunken und beide Male war er wütend gewesen. Ihm fiel ein, dass sich Sams Kraft auch nur zeigte, wenn er außer sich vor Wut oder in Panik war.

Aber Duck hatte schon die ganze Zeit eine Höllenangst. Seit dem Auftauchen der FAYZ begleitete sie ihn auf Schritt und Tritt. Seine Kraft funktionierte also nur, wenn er zornig wurde.

»Wenn ich so richtig wütend werde, sinke ich womöglich durch die ganze Erde und komme in China wieder raus.«

Duck meinte ein Schimmern zu sehen und ging langsam darauf zu.

»Licht?«, fragte er halblaut. »Ist das Licht oder was?«

Es war nicht hell, so viel stand fest. Keine Glühbirne und auch keine Taschenlampe. Nicht einmal ein Stern. Eher wie ein Grauschimmer in der Schwärze. Duck glaubte schon zu halluzinieren. Dennoch hoffte er insgeheim, dass es keine Einbildung war.

Er wagte sich weiter und je näher er dem Leuchten kam, desto weniger wirkte es wie eine Fata Morgana. Es war eindeutig echt, ein ekelhaft kaltes und ungesund aussehendes Licht.

Duck brauchte eine Weile, bis er erkannte, dass es vom Boden ausging. Und dass es aus einem Nebentunnel hereindrang. Dieser zweite Schacht war schmaler, viel kleiner als die Höhle.

Wenn er ihm folgte, würde er wenigstens etwas sehen. In seinem Kopf meldete sich jedoch ein lautes »Tu das ja nicht!«, während alle seine Instinkte nach Flucht schrien.

»Wenn in dem Tunnel Licht ist«, stritt er mit sich selbst, »muss er irgendwohin führen.« Doch plötzlich fiel ihm ein, dass er dieses Schimmern schon mal gesehen hatte, bei den *Simpsons*.

»Das ist radioaktive Strahlung!«

Das konnte ja wohl nicht wahr sein. Seit dem Unfall vor fünfzehn Jahren, als der Meteorit in das Kernkraftwerk eingeschlagen war, hatte es doch immer geheißen, es sei keine Strahlung zurückgeblieben. Aber woher sollte dieses Schimmern denn sonst stammen?

Die Erwachsenen hatten sie belogen. Oder einfach keine Ahnung gehabt.

»Keine gute Idee, da langzugehen«, sagte er sich. »Aber es ist das einzige Licht weit und breit!« Vor Verzweiflung fing er an zu heulen. Ihm blieb nichts anderes übrig, als wieder in die Finsternis einzutauchen.

Und dann hörte Duck etwas.

Er erstarrte und spitzte die Ohren.

Es klang wie ein Sausen. Ganz leise nur.

Dann herrschte Stille. Und gleich darauf hörte er es wieder. *Schwsch-schwsch*.

Er hatte es vorher nicht bemerkt, weil er sich auf den Lichtschimmer konzentriert hatte. Er kannte dieses Geräusch. Es war Wasser. Und es kam nicht aus dem radioaktiven Schacht.

Er kehrte dem Schimmern den Rücken zu, tastete sich vorsichtig weiter und tappte wieder durch die undurchdringliche Dunkelheit.

Sechs

96 Stunden, 22 Minuten

»Albert, sag mir jetzt nicht, dass wir ein Problem haben und ich nichts dagegen tun kann«, knurrte Sam. Sie waren auf dem Weg vom Rathaus zur Kirche, wobei Albert und Astrid Mühe hatten, mit ihm Schritt zu halten.

Das Licht der untergehenden Sonne zeichnete ein langes rotes Ausrufezeichen auf den Ozean. Ziemlich weit draußen entdeckte Sam ein einzelnes Boot. Eines der kleineren Motorboote. Als Sam abrupt stehen blieb, rannte Astrid in Albert hinein.

»Entschuldige, Albert. Ich sollte meinen Frust nicht an dir auslassen. Ich bin wütend, aber nicht auf dich. Jetzt muss ich da reingehen und den Leuten Vorschriften machen. Die Geschichte mit den Würmern hat sich doch längst herumgesprochen.«

»Dann warte ein paar Tage ab«, antwortete Albert seelenruhig.

»Einfach abwarten? Du bist doch derjenige, der seit Wochen– Quatsch, seit Monaten– sagt, wir sollten die Leute zur Arbeit zwingen.«

»Ich habe nie gesagt, dass wir sie *zwingen* sollen«, entgegnete Albert. »Ich habe nur gesagt, dass wir uns überlegen müssen, wie wir sie bezahlen können.«

Sam war nicht in Stimmung für die Versammlung. Überhaupt nicht. Ein toter Junge war für alle eine Tragödie. Aber für ihn war es mehr als das, er empfand Eases Tod als persönliche Niederlage. Sie hatten ihm den Job zugetraut, ihm die Verantwortung erteilt, und wenn etwas schiefging, dann war es seine Schuld. Ease hatte unter seinem Schutz gestanden. Und jetzt war der Junge ein Häufchen Asche.

Sam sog scharf die Luft ein. Er warf einen unruhigen Blick auf den Friedhof in der Mitte der Plaza. Seit Sam vor drei Monaten zum Bürgermeister gewählt worden war, waren drei Gräber dazugekommen. Ease würde kein Grab kriegen, nur ein Schild. Wenn das so weiterging, war der kleine Friedhof auf dem Platz bald voll.

Dort, wo früher der Eingang zur Kirche gewesen war, klaffte jetzt ein riesiges Loch in der Wand. In der Schlacht gegen Caine und Drake waren die beiden Holzflügel und das Dach der Kirche komplett zerstört worden. Der stark beschädigte Türrahmen krachte nur deshalb nicht zusammen, weil sich ziemlich weit oben eine Steinplatte verkeilt hatte.

Caine wäre es damals fast gelungen, die gesamte Kirche zum Einsturz zu bringen. Zum Glück war das Gebäude gut gebaut und hatte dem Angriff zu zwei Dritteln standgehalten. Einen Teil des Schutts hatten sie inzwischen weggeräumt, aber wie so viele ihrer ehrgeizigen Vorhaben war auch dieses nach kurzer Zeit im Sande verlaufen, weil sich kaum jemand zur Arbeit bewegen ließ.

In der Kirche ging Sam direkt nach vorne. Er stieg die drei Stufen zur Kanzel hinauf. Das große Holzkreuz, das Caine aus der Verankerung gerissen hatte, lehnte in einer Ecke an der Wand. Wenn man genau hinsah, konnte man noch die Blutspuren von Cookies zertrümmerter Schulter erkennen.

Sam war so in Gedanken versunken, dass er erst jetzt bemerkte, wie schlecht besucht die Kirche war. Wenn man die Säuglinge und die Leute nicht mitrechnete, die irgendwo Wache schoben, hätten an die zweihundertfünfzig Kids hier sein sollen. Gekommen waren gerade mal achtzig. Und mindestens die Hälfte von ihnen war noch sehr klein. Garantiert waren sie von ihren größeren Geschwistern hergebracht worden, die sich dann gleich wieder aus dem Staub gemacht hatten.

Astrid und Albert setzten sich in die erste Bankreihe. Der kleine Pete war in der Kita. Seit

Mary Terrafino Unterstützung bekam, konnte Astrid ihn ab und zu dort lassen. Auf Pete konnte jeder aufpassen, solange er in sein Gameboyspiel versunken war. Aber wehe, etwas störte ihn...

Mary saß zwei Reihen weiter hinten. Sie war zu bescheiden, um sich zu den anderen Anführern der Stadt nach vorne zu setzen.

Lana hockte auf einer der hinteren Bänke. Sie sah müde aus und schlecht gelaunt. Lana machte oft einen mürrischen Eindruck, aber wenigstens war sie gekommen, was von den meisten anderen nicht behauptet werden konnte.

Sam biss knirschend die Zähne aufeinander. Dass so viele die Versammlung schwänzten, machte ihn wütend. Was zum Teufel konnte denn wichtiger sein?

»Bevor wir anfangen«, sagte er, »sollt ihr wissen, wie leid mir die Sache mit Ease tut. Er war schwer in Ordnung und hat es nicht verdient...« Einen Augenblick fürchtete er, die Fassung zu verlieren. »Es tut mir leid, dass er gestorben ist.«

Jemand schluchzte.

»Ich komme am besten gleich zur Sache: Wir müssen dreihunderteinunddreißig Leute ernähren.« Er stellte sich breitbeinig hin und stemmte die Hände in die Hüften. »Um unsere Vorräte war es auch schon vorher ziemlich schlecht bestellt, aber seit dem Angriff auf den Laden hat sich die Lage dramatisch zugespitzt.«

Er ließ das erst mal bei den Zuhörern ankommen. Doch wie sollte er Sechs- bis Achtjährigen begreiflich machen, was auf dem Spiel stand? Selbst die Älteren blickten ihn eher begriffsstutzig als alarmiert an.

»Drehunderteinunddreißig hungrige Kids«, wiederholte Sam. »Und die Nahrungsmittel reichen vielleicht noch für eine Woche. Das ist nicht viel. Und das wenige, was wir haben, ist– wie ihr alle wisst– ziemlich ekelhaft.«

Das löste wenigstens bei den Kleineren eine Reaktion aus. Sie gaben lautstark Würgegegeräusche von sich.

»Ist ja gut!«, rief Sam dazwischen. »Lasst das! Was ich sagen will: Unsere Lage ist verheerend.«

»Was ist mit dem Essen in den Häusern?«, fragte Hunter.

Hunter Lefkowitz war ein Jahr jünger als Sam und hatte wie die meisten inzwischen lange Haare, da nur wenige ihr Haar selbst schnitten. Vor der FAYZ war er ein unauffälliger Typ gewesen, jedenfalls keiner, der in der Schule besonders beliebt gewesen wäre. Andererseits zählten die Dinge, die jemandem früher zu Beliebtheit verholfen hatten, jetzt nicht mehr viel.

Er war ein Mutant. Sam wollte Hunters Kraft geheim halten– er nahm an, dass Caine Spitzel nach Perdido Beach schickte. Sollte es noch einmal zum Kampf mit Caines Leuten kommen, wollte er Hunter als Geheimwaffe einsetzen.

»Wir haben alle Häuser durchsucht und sämtliche Lebensmittel in Ralphs Laden gebracht«, antwortete Sam. »Das Problem ist, dass wir uns in der ersten Zeit mit Chips und Keksen vollgestopft haben und das Obst und Gemüse verdorben ist. Das Fleisch ebenso. Das war dumm, lässt sich aber nicht mehr ändern.« Sam schluckte die Bitterkeit hinunter und auch die Wut über seine eigene Blödheit. »Es gibt aber immer noch das, was auf den Feldern wächst. Genug, um die nächsten Monate über die Runden zu kommen– vorausgesetzt, wir ernten es, bevor es verrottet oder von den Vögeln gefressen wird.«

»Vielleicht kommt jemand retten. Dann müssen wir uns keine Sorgen machen«, meldete sich ein Junge zu Wort.

»Vielleicht lernen wir, uns von Luft zu ernähren«, brummte Astrid so laut vor sich hin, dass sie von ihren Sitznachbarn gehört wurde.

»Warum holt ihr unser Essen nicht von Drake und den Zombies da oben zurück?«

Das war Zil. Von einem Jungen namens Antoine, der zu Zils Clique gehörte, bekam er

dafür auch prompt einen zustimmenden Klaps auf den Rücken.

»Weil es dann Tote gäbe«, erwiderte Sam ungerührt. »Außerdem wäre unser Problem damit nicht gelöst.«

Zil ließ nicht locker. »Sag doch deinen Zombies, sie sollen gegen ihre Zombies kämpfen.«

Sam ignorierte die blöde Anspielung auf die Kids mit Kräften. »Also, wir haben sechszwanzig Leute, die in der... Haben wir uns für ein Wort entschieden?«, wandte er sich an Edilio. »Nennen wir sie Armee?«

Edilio saß in der ersten Bankreihe. Er beugte sich vor, ließ den Kopf hängen und sah betreten zu Boden. »Manche nennen sie so. Ist im Grunde auch egal.«

»Vierzehn Kids arbeiten für Mary, die Tageshilfen mitgezählt«, sagte Sam mit einem Blick auf seine Liste. »Ellen, unsere Feuerwehrchefin, hat ein Team von sechs Leuten für Notfälle. Dahra kümmert sich um die Medikamente, Astrid ist meine Beraterin. Jack ist für die Technik zuständig. Albert hat ein Team von vierundzwanzig Leuten, die den Laden bewachen und die Nahrungsmittel verteilen. Mit mir sind das achtundsiebzig Kids, die irgendwelche Jobs haben.«

»Sofern sie aufkreuzen«, wandte Mary ein. Das wurde mit nervösem Gelächter bedacht, aber Mary blieb ernst.

»Genau«, pflichtete Sam ihr bei. »Sofern sie aufkreuzen. Es gibt aber noch mehr Arbeit. Wir brauchen Leute, die die Felder abernten.«

»Wir sind doch noch Kinder«, meinte ein Zehnjähriger.

»Ihr seid hungrige Kinder«, erwiderte Sam scharf. »Und bald seid ihr verhungerte Kinder. Hört mir doch endlich zu: Wenn wir nichts unternehmen, verhungern wir.«

Ein siebenjähriges Mädchen hob die Hand. Sam seufzte, denn er wusste, was jetzt kommen würde.

»Ich will zu meiner Mami.«

»Das will jeder«, erwiderte Sam ungehalten. »Wir alle wollen unsere alte Welt wiederhaben. Aber das hilft uns nicht. Wir müssen dafür sorgen, dass diese Welt funktioniert. Und das bedeutet, wir brauchen Nahrungsmittel. Wir müssen die Felder abernten, das Zeug auf Laster laden, es konservieren und kochen. Und...« Er warf entnervt die Hände hoch, denn er blickte in lauter begriffsstutzige Gesichter.

»Spinnst du? Wir sollen das Gemüse pflücken?« Das war Howard. Er lehnte an der Wand neben dem Eingang. Sam hatte ihn nicht hereinkommen sehen und schaute sich nach Orc um, konnte ihn aber nirgends entdecken.

»Hast du eine bessere Idee?«, fragte Sam.

»Mann, denkst du etwa, wir haben nicht mitgekriegt, was mit Ease passiert ist?«

Sam richtete sich auf. »Natürlich wissen alle, was Ease zugestoßen ist. Es versucht auch niemand, das zu vertuschen. Aber die Würmer sind nur in einem einzigen Kohlfeld.«

»Ich habe mir einen von ihnen genauer angesehen«, meldete sich Astrid zu Wort. Sie spürte, dass Sam die Geduld verlor. Astrid stand auf und drehte sich zu den anderen um.

»Die Würmer, die Ease getötet haben, sind Mutationen. Sie haben Hunderte Zähne. Normale Würmer können sich in die Erde graben, aber die Körper dieser mutierten Würmer sind so gebaut, dass sie sich durch Fleisch bohren können. Ich habe den Wurm seziiert und dabei etwas Seltsames entdeckt. Die Würmer haben sehr große Gehirne. Das Hirn eines normalen Regenwurms ist äußerst primitiv. Wenn man es herauschneidet, tut der Wurm einfach, was er sonst auch immer tut.«

»Diese Killerwürmer sind intelligent?«, fragte Howard.

»Das große Gehirn bestätigt, dass diese Tiere zu Revierverhalten fähig sind. Was ich

sagen will: Nach allem, was Sam, Edilio und Albert beobachtet haben, dürfte es tatsächlich so sein, dass sie in ihrem Revier bleiben, im Kohlfeld.«

»Ach ja?«, erwiderte Howard. »Zufällig kenne ich jemanden, der durch das Feld marschieren könnte, ohne einen Kratzer abzubekommen.«

Das war es also, dachte Sam. Bei Howard lief unweigerlich alles auf Orc hinaus.

»Orc könnte wirklich unverletzbar sein«, meinte er.

»Und?«

»Und?«, echote Howard und grinste höhnisch. »Orc kann die Kohlköpfe für dich pflücken, Sammy, aber nur gegen Bezahlung.«

»Bier?«

Howard nickte. »Er mag das Zeug. Ich finde es ekelhaft, aber als Orcs Manager müsstet ihr mir auch was geben.«

Sam knirschte mit den Zähnen. Andererseits konnte das die Lösung ihres Problems sein. An Bier hatten sie in Ralphs Laden noch einen großen Vorrat.

»Wenn Orc es versuchen möchte, hab ich kein Problem damit«, sagte Sam. »Besprich es mit Albert.«

Astrid hatte sehr wohl ein Problem damit. »Sam, Orc ist Alkoholiker. Du willst ihm Bier geben?«

»Eine Dose Bier für einen Tag Arbeit. Damit kann er sich nicht mal betrinken...«

»Vergiss es«, fiel ihm Howard ins Wort. »Orc braucht eine Kiste pro Tag. Mann, das ist Schwerstarbeit, bei der Hitze da draußen Kohlköpfe zu pflücken.«

Sam warf Astrid einen raschen Blick zu. Ihre Miene war eisig. Aber Sam musste eine ganze Stadt ernähren. Orc war vielleicht wirklich unverwundbar. Außerdem war er so stark, dass Sam ihm zutraute, in einer Woche vierzehn Tonnen Kohl zu ernten.

»Wie schon gesagt, besprich es nachher mit Albert«, erwiderte Sam.

Astrid war sichtlich wütend, setzte sich aber wieder hin. Howard grinste triumphierend.

Sam seufzte. Die Versammlung lief nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Ihm war klar, dass er es mit Kindern zu tun hatte, und er war es gewohnt, dass die Kleineren zwischendurch störten und rumalberten. Aber dass so viele von den Dreizehn- und Vierzehnjährigen nicht einmal aufgekreuzt waren, fand er deprimierend.

Zu allem Übel wurde sein eigener Hunger durch das viele Reden über Essen nur noch schlimmer.

»Hört zu! Ich gebe jetzt eine neue Regel bekannt. Sie hört sich brutal an, ist aber nötig.«

Das Wort »brutal« ließ alle aufhorchen.

»Es geht nicht, dass ihr den ganzen Tag nur rumhängt, Computerspiele spielt und euch DVDs reinzieht. Wir brauchen euch auf den Feldern. Daher Folgendes: Alle, die sieben oder älter sind, müssen an drei Tagen in der Woche Obst oder Gemüse ernten. Albert sorgt dafür, dass das Zeug eingefroren oder eingekocht wird.«

In der Kirche herrschte absolute Stille.

Alle starrten Sam an.

»Morgen stehen zwei Schulbusse bereit. In jeden passen ungefähr fünfzig Kids. Wir werden Melonen ernten und das ist viel Arbeit. Holt eure Brüder und Schwestern und Freunde und alle, die älter als sieben sind, und seid morgen um acht Uhr auf der Plaza.«

»Aber was...?«

»Seid einfach da.«

Sam stieg die Stufen hinunter und verließ die Kirche. Er wusste jetzt schon, dass nur wenige Kids seinem Aufruf folgen würden.

Sieben

88 Stunden, 54 Minuten

»Fahr rechts ran, Panda!«, befahl Drake.

»Wieso?« Panda saß hinter dem Steuer des SUV.

»Weil ich es sage«, antwortete Drake gereizt.

Die Wanze wusste, warum sie anhielten und warum Drake nervös war. Auf der Schnellstraße zum Kraftwerk zu fahren, war zu riskant. In den drei Monaten, die Caine halluzinierend in der Hütte gelegen hatte, war die Coates-Fraktion immer schwächer geworden, während die Leute in Perdido Beach ganz gut über die Runden gekommen waren. Drake hatte zwar den Überfall auf Ralphs Laden durchgezogen, aber noch so ein Wagnis würde er nicht eingehen.

Die Wanze war in den letzten Wochen einige Male in Perdido Beach gewesen. Dort gingen die Vorräte zwar auch zur Neige, es gab aber immer noch mehr zu essen als in Coates. Trotzdem waren diese heimlichen Besuche der reinste Frust gewesen: Klauen ging nicht, da sich seine Tarnkraft nicht auf Dinge übertrug, die er in die Hand nahm.

»Okay, Wanze. Von hier aus gehen wir zu Fuß«, sagte Drake. Er stieß die Tür auf und stieg aus. Die Wanze folgte ihm.

Eigentlich hieß die Wanze Tyler. Zu dem Spitznamen war der Junge lange vor der FAYZ gekommen, als er an seiner alten Schule die Lehrer-Eltern-Gespräche heimlich auf Band aufgenommen und anschließend über Facebook ins Netz gestellt hatte. Er hatte damit alle Mitschüler blamiert, die unter psychischen Problemen litten oder Lernschwierigkeiten hatten oder Bettnässer waren– ungefähr die halbe Klasse.

Er war damals nicht nur zur Strafe nach Coates geschickt worden, sondern auch zu seinem eigenen Schutz.

Jetzt wich er nervös von Drake ab, dessen Tentakel sich gerade auswickelte. Die Wanze mochte Drake nicht. Niemand mochte ihn. Sollten sie dabei erwischt werden, wie sie sich an das Kraftwerk anschlichen, würde er einfach verschwinden und Drake das Kämpfen überlassen. Es war Nacht, er wäre also vollkommen unsichtbar.

Panda ließen sie mit der strikten Anweisung zurück, sich nicht von der Stelle zu rühren. Dann gingen sie los, verließen die Straße und stapften über irgendeinen Acker.

Die Wanze musste daran denken, wie still es in der FAYZ war. Und wenn Caines Plan aufging, wäre es hier demnächst auch noch stockfinster.

Er warf einen Blick nach links in Richtung Stadt. Auf der Straße tat sich nichts, rechts von ihnen auch nicht. Auf der anderen Straßenseite zweigte der Zufahrtsweg zum Kraftwerk ab, an dessen Ende der Eingang und das Wachhaus lagen. Das sollte aber kein Problem darstellen.

»Du gehst keinesfalls auf der Straße, sondern querfeldein«, sagte Drake.

»Was? Wieso? Mich sieht doch niemand.«

»Weil das Atomkraftwerk mit Infrarotkameras ausgestattet sein könnte, du Trottel. Wir wissen nicht, ob du bei Infrarot immer noch unsichtbar bist.«

Okay, das leuchtete ein. Aber die Vorstellung, noch ein paar Meilen hügelab und hügelab durch das Gelände stapfen zu müssen, war ihm zuwider.

»In Ordnung«, sagte er, obwohl er nicht die Absicht hatte, sich daran zu halten.

Plötzlich legte sich Drakes grausiger Tentakel um seinen Hals und schnürte ihm die Luft ab. »Das ist wichtig, Wanze. Vermassele es ja nicht!« Drakes Augen blickten den Jungen kalt an.

»Sonst zieh ich dir das Fell mit der Peitsche ab.«

Als die Wanze nickte, ließ Drake ihn los.

Die Tarnung zu aktivieren, war kinderleicht. Die Wanze musste nur ans Verschwinden denken und mit den Händen über seinen Oberkörper fahren, als wollte er sein Hemd glatt streichen. Drakes verwirrter Gesichtsausdruck bestätigte ihm, dass er so gut wie unsichtbar war. Er zeigte Drake den Mittelfinger, sagte: »Bis dann!«, und überquerte die Schnellstraße.

Die Wanze ging so lange querfeldein, bis er sich in sicherer Entfernung zu Drake wusste. Der Mond war aufgegangen, eine schmale Sichel, deren Licht ab und zu einen Felsen oder den Stängel irgendeiner Pflanze streifte. Er schlich durch die Dunkelheit, bis er gegen einen niedrigen Ast rannte und mit einer blutigen Lippe leise fluchend auf den Hintern fiel.

Danach kehrte er zur Zufahrtsstraße zurück, die hoch über dem glitzernden Meer anfang und sich wie eine Schlange nach unten wand.

Wenn Infrarotstrahlen ihn wirklich sichtbar machten, na und? Er konnte jederzeit die Seiten wechseln. Computer-Jack hatte das ja auch getan. Andererseits, wenn ihn Drake dann erwischte, wäre er erledigt. Drake machte seine Drohungen wahr, das wussten alle.

Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis das hell erleuchtete Kraftwerk vor seinen Augen auftauchte. Zuerst war es nur ein Lichtschimmer hinter einer Kurve. Es dauerte aber mindestens noch einmal so lange, bis er endlich das Wachhaus und den mit Stacheldraht versehenen Maschendrahtzaun erblickte.

Caine hatte laut darüber nachgedacht, ob dieser Zaun elektrisch geladen war. Die Wanze würde jedenfalls kein Risiko eingehen. Er folgte dem Maschendraht ungefähr hundert Meter den Hügel hinauf, suchte sich einen dicken Ast und fing an, die Erde darunter wegzuschaufeln. So dünn, wie er war, brauchte er kein großes Loch.

Die Wanze fühlte sich unbehaglich, denn solange er mit dem Ast in der Hand grub, war er sichtbar. Den Ast konnte er nicht tarnen. Und der Mond, der eben noch so schwach beleuchtet hatte, kam ihm jetzt vor wie ein Scheinwerfer, der ihn direkt anstrahlte. Außerdem wirkte das Kernkraftwerk auf ihn wie ein gigantisches Ungeheuer.

Die Wanze schob sich auf dem Rücken unter dem Zaun hindurch. Er spürte, wie lockere Erdklumpen unter sein Hemd gelangten, bekam aber keinen elektrischen Schlag ab.

Auf der anderen Seite stand er auf, bürstete mit den Händen die Klamotten ab und begann den Abstieg zum Kraftwerk.

Er hatte Hunger. Er würde alles tun, was Drake ihm befohlen hatte. Aber zuerst würde er nach Essen suchen.

Sam sehnte sich verzweifelt nach Schlaf.

Er übernachtete bei Mary im Gästezimmer, lag im Dunkeln auf dem Rücken, den Blick zur Decke gerichtet. Hellwach. Extrem hungrig. Unten in der Küche standen noch ein paar Konservendosen, seine Tagesration hatte er aber schon gehabt. Mehr gab es nicht, schließlich musste er mit gutem Beispiel vorangehen.

All die unerledigten Aufgaben ließen ihm keine Ruhe. Er musste die Leute dazu bringen, auf den Feldern zu arbeiten. Außerdem mussten sie ihren Müll endlich an einen zentralen Ort bringen, damit die Ratten nicht zur Plage wurden.

Alle kleineren Kinder mussten in Häusern mit älteren Kids untergebracht werden. Es gab viele Fünf- und Sechsjährige, die alleine wohnten. Das war völlig verrückt. Und gefährlich. Letzte Woche hatte ein kleiner Junge einen Föhn in die volle Badewanne fallen lassen und einen Stromausfall ausgelöst. Dass niemand zu Schaden gekommen war, grenzte an ein Wunder.

Ob Astrid schon schlief? Oder wie er noch wach lag? Und über dieselben Dinge nachdachte?

Nein. Wenn, dann dachte sie an ihn und dass er ein Idiot war, weil er Albert erlaubt hatte, Orc mit Bier zu bestechen. Dass er keine Moral hatte. Und ihm die Dinge entglitten.

An Alkohol herrschte in der FAYZ nach wie vor kein Mangel, obwohl immer mehr Kids zu trinken anfangen.

Sollte er es ihnen verbieten? Wozu? Wenn es so weiterging, würden sie demnächst ohnehin verhungern.

Caine war immer noch da draußen. Caine und Drake. Und Pack Leader. Sie lagen auf der Lauer und warteten ab. Sam hatte gedacht, er wäre fertig mit ihnen. In Wirklichkeit hatte er sich aber nur etwas vorgemacht– das war ihm klar geworden, als Drake und seine Crew den Laden überfielen.

Jetzt würde ihn bald jemand wecken kommen. Es verging kaum eine Nacht, in der nicht irgendwas passierte.

Sam, es brennt.

Sam, wir haben einen Verletzten.

Sam, ein Junge hat einen Wagen zu Schrott gefahren.

Sam, Orc rennt besoffen durch die Gegend und schlägt Fensterscheiben ein.

Nie hieß es: *Sam, die Pizza ist da.*

Nie kam Astrid und sagte: *Sam, ich bin's.*

Sam schlief ein.

Knapp eine Stunde später tauchte Taylor auf.

Sie teleportierte sich in sein Zimmer und sagte: »Sam, wach auf.«

Oft war es Taylor, die ihm die Hiobsbotschaften überbrachte. Und wenn nicht sie, dann Brianna, je nachdem, wer gerade in der Nähe war. Die beiden waren die schnellsten Boten der Stadt.

Acht

88 Stunden, 52 Minuten

Orsay Pettijohn blieb wie angewurzelt stehen, als sie aus einiger Entfernung zwei Jungen entdeckte. Es waren die ersten menschlichen Wesen seit drei Monaten. Beide wirkten irgendwie unheimlich und flößten ihr Angst ein.

Der eine war eine Mischung aus Mensch und Krake mit einem blutroten Tentakel anstelle des rechten Arms.

Der andere war nur kurz sichtbar, verschwand dann aber gleich wieder.

Der Junge mit dem Krakenarm starrte dem Unsichtbaren nach. Dann stieß er einen Seufzer aus, fluchte leise und setzte sich in einen Toyota, der aus unerklärlichen Gründen zwanzig Meter von der Straße abgekommen war und mitten im Feld stand.

Offenbar wollte der Junge ein Fenster aufmachen. Entweder war die Batterie leer oder es war sonst wie beschädigt, es ließ sich jedenfalls nicht öffnen. Sie sah, wie er kurzerhand eine Pistole zog, auf das gegenüberliegende Fenster zielte und abdrückte. Der Knall war so ohrenbetäubend, dass Orsay vor Schreck einen Schrei ausstieß. Wäre der Schuss nicht so laut gewesen, hätte sie sich in diesem Moment verraten.

Orsay setzte sich auf den Boden und wartete. Der Junge mit dem Schlangenarm würde mit ziemlicher Sicherheit bald einschlafen.

Und dann würde es wieder losgehen.

An dem Tag, als alle verschwanden, war Orsay mit ihrem Vater, dem Aufseher des Stefano Rey Nationalparks, daheim im Forsthaus gewesen. Seit der Trennung ihrer Eltern vor einem Jahr war sie bei ihm geblieben. Und an jenem Tag hatte sie beschlossen, ihn um Hilfe zu bitten.

»Was ist los?«, hatte er sie gefragt. Er war wie immer mit irgendwelchem Papierkram beschäftigt gewesen. Als Ranger musste er nicht nur Leute wiederfinden, die sich beim Wandern verlaufen hatten, oder darauf achten, dass sie beim Campen keinen Waldbrand auslösten, sondern auch ständig Berichte schreiben und Formulare ausfüllen.

Sie hatte gewollt, dass er ihr zuhörte. Und zwar richtig. Nicht nur mit einem Ohr, wie es seine Angewohnheit war, wenn er mit seiner Arbeit beschäftigt war. »Dad, ich werde verrückt.«

Seit ihre Mutter verschwunden war, war Orsays Leben noch einsamer geworden. Schulfreunde hatte sie keine. Wie auch? In der Abgeschiedenheit des Nationalparks hatte ihr Unterricht in einer täglichen Videoverbindung mit einer Klasse in Sunnyvale bestanden.

Ab und zu hatte sie sich mit Kindern angefreundet, die mit ihren Eltern zum Campen kamen. Das waren dann immer ein paar schöne Tage am Fluss beim Schwimmen und Angeln und im Wald gewesen, aber eben nur ein paar Tage.

»Dad, hör mir zu. Mit mir stimmt was nicht. In meinem Kopf passieren seltsame Dinge.«

»Süße, du bist ein Teenager. Da ist so was ganz normal. Du fängst an, über Dinge nachzudenken, dir über versch...«

Mit einem Mal war ihr Vater verschwunden.

Zuerst hatte sie gedacht, sie hätte auf einen Schlag vollends den Verstand verloren. Aber ihr Vater war wirklich weg gewesen. Und nicht nur er, sondern auch die anderen drei Ranger und sämtliche Leute auf dem großen Campingplatz.

Die Satellitenverbindung war tot gewesen und von den Handys hatte auch keines mehr funktioniert. An jenem ersten Tag war sie alle zu Fuß erreichbaren Campingplätze abgegangen und dabei keiner Menschenseele begegnet.

Sie hatte entsetzliche Angst gehabt. Doch als es Nacht wurde, war es in ihrem Kopf zum ersten Mal seit Wochen still geblieben. Die unheimlichen Horrorvisionen, die Bilder von Leuten und Orten, die sie nicht einmal kannte, waren verschwunden. Ihr Kopf und ihre Träume hatten wieder ihr gehört.

Am zweiten Tag war Orsay durch den Wald gestrichen und dabei auf die undurchdringliche Barriere gestoßen. Sie zu berühren, tat scheußlich weh. Die Mauer versperrte den Weg nach Norden. Orsay konnte nur in Richtung Süden weitergehen, wo in fast dreißig Kilometern Entfernung die nächste Stadt lag, Perdido Beach.

Orsay hatte der Versuchung widerstanden. Sie litt unter der Einsamkeit, aber einsam war sie schon lange gewesen. Und das Gefühl, wieder bei Verstand zu sein, machte die Isolation beinahe erträglich.

Es waren genug Vorräte da gewesen, und als sie zur Neige gingen, fand sie auf den Campingplätzen immer noch was zu essen.

Eine Zeit lang hatte sie gedacht, der einzige noch lebende Mensch zu sein. Doch dann war sie im Wald auf eine Gruppe Kids gestoßen. Vier Jungs und ein Mädchen. Bis auf den kleinen Jungen, den sie auf vier oder fünf geschätzt hatte, waren alle in ihrem Alter gewesen.

Sie war außer Sichtweite geblieben, ihnen aber eine Weile gefolgt. Orsay hatte von ihrem Vater gelernt, sich lautlos und unbemerkt durch den Wald zu bewegen.

Als die fünf in jener Nacht eingeschlafen waren, war Orsay bis auf ein paar Meter an sie herangeschlichen, weil sie gehofft hatte... Und dann war es wieder losgegangen.

Der erste Traum hatte einem Jungen namens Edilio gehört und aus einer Serie blitzartiger Schnappschüsse von einem offenbar ereignisreichen Tag bestanden: Sie sah ein riesiges Boot durch die Luft fliegen und auf seinen Kopf krachen, ein Hotel auf einer Klippe, eine Verfolgungsjagd auf dem offenen Meer.

Edilios Traum wurde von den düsteren und emotionsgeladenen Bildern eines Jungen namens Quinn abgelöst, in denen dunkle Gestalten auftauchten.

Dann war der Kleine in einen unruhigen Schlaf gefallen und binnen kürzester Zeit hatten seine Träume die der anderen verdrängt.

Bilder von schrecklicher Gefahr.

Bilder von atemberaubender Schönheit.

Ohne jede Logik. Ohne jeden Sinn.

Es war unmöglich gewesen, diesen Eindrücken, Klängen und Gefühlen zu entrinnen. Ebenso gut hätte Orsay versuchen können, sich einem Tornado entgegenzustellen.

Der kleine Pete hatte sie bemerkt. Das kam oft vor. Die Schlafenden sahen sie, ohne zu wissen, wer sie war oder warum sie in ihren Träumen auftauchte. Normalerweise beachteten sie Orsay nicht weiter, sahen in ihr nur einen Bestandteil ihres Traums, der keinen Sinn ergab.

Aber Pete war in seinem eigenen Traum erschienen und zu ihr gekommen. Er hatte ihr in die Augen gestarrt.

»Pass auf!«, hatte er gesagt. »Da ist ein Monster.«

Und in diesem Moment war sich Orsay bewusst geworden, dass etwas Dunkles wie ein riesiger Schatten über ihr aufragte.

Und dieses Etwas hatte sogar einen Namen: Gaiaphage. Orsay hatte Pete gefragt, was das bedeutete, aber der kleine Junge hatte nur kaum merklich gelächelt. Dabei hatte er den Kopf geschüttelt, als wollte er sie wie ein kleines Kind tadeln, das im Begriff war, die Hand auf eine glühende Herdplatte zu legen. Dann war sie aus dem Traum geworfen worden wie ein ungebetener Gast.

Seither hegte Orsay die Bruchstücke, die ihr von Petes Traum im Gedächtnis geblieben waren, wie einen Schatz und sehnte sich mit jeder Faser danach, diesen Gefühlstaumel noch

einmal zu erleben. Vergeblich.

Nachdem ihre Vorräte so gut wie aufgebraucht waren, hatte sie beschlossen, den Wald zu verlassen und sich auf Nahrungssuche zu machen.

Deshalb war sie jetzt hier und wartete im Schutz der Dunkelheit darauf, dass der Junge mit dem Tentakelarm einschlief. Plötzlich sah sie die sonderbarsten Bilder.

Drake. So hieß er. Sie konnte in ihrem Kopf das Echo seines Namens hören.

Drake Merwin.

Peitschenhand.

Eine lange Zeit wanderte sie durch Träume voller Schmerz und Wut. Irgendwann tauchte darin ein anderer Junge auf. Er hatte einen stechenden Blick und ließ Gegenstände durch die Luft fliegen. Und dann sah sie einen, aus dessen Händen Feuer schoss.

Als Nächstes erschien ein Mädchen, eine dunkelhaarige Schönheit, und in Drake wallte unglaublicher Hass auf. Die ohnehin schon schrecklichen Bilder wurden noch schlimmer– viel schlimmer.

Orsay zitterte wie Espenlaub. Die Angst schnürte ihr die Luft ab. Sie wollte den Blick abwenden, den widerwärtigen Alpträumen dieses kranken Jungen nicht länger folgen. Aber genau das war ihr Problem: Sie konnte die Träume nicht ausblenden.

Um sich vor ihm zu schützen, musste sie so schnell wie möglich weg von hier. Orsay kroch schluchzend und auf allen vieren in Richtung Wüste. Sie achtete nicht auf die Steine, die ihre Knie und Handflächen blutig schürften.

Nach einer Weile verblassten die Träume und Orsays Atmung wurde wieder ruhiger. Es war ein Fehler gewesen, den Wald zu verlassen.

Sie hatte sich eingeredet, sie müsste raus aus dem Wald, um etwas zu essen zu finden. Doch tief in ihrem Inneren war ihr klar gewesen, dass es noch einen zweiten Grund gab: Sie sehnte sich immer stärker nach den Träumen. Nach den guten und den schlechten. Orsay brauchte sie wie eine Droge.

Aber nicht so etwas.

Sie saß mit geschlossenen Augen da, schaukelte langsam hin und her und versuchte...

Auf einmal wickelte sich der Schlangenkörper um ihren Hals, drückte zu und presste ihr die Luft aus der Lunge.

Er stand hinter ihr. Ihr Rückzug hatte ihn geweckt und er hatte sie gefunden, und jetzt, jetzt...

Er hob sie hoch und drehte sie um. Sie hätte ihn hübsch gefunden, wenn sie nicht gewusst hätte, was hinter diesen eiskalten Augen lauerte.

»Du«, flüsterte er und lehnte sich so weit vor, dass sie seinen Atem spürte. »Du warst in meinem Kopf.«

Duck glitt von einem sonderbaren Alptraum in den nächsten, wachte kurz auf, schlief wieder ein und meinte, in dem stockfinsternen Tunnel, dem er stundenlang gefolgt war, verrückt zu werden. Er träumte von einer Pizza, die Jagd auf ihn machte und ihn fressen wollte. Und dass er sich wünschte, die Pizza möge doch endlich zuschnappen.

Schließlich wachte er wieder auf und sah...

Er sah etwas!

Im schwachen Licht erkannte er, dass sich die Höhle nicht ins Freie öffnete. Ihr Eingang befand sich unter Wasser. Von dort drang das Licht zu ihm herauf. Die Außenwelt konnte nicht allzu weit weg sein, vielleicht dreißig Meter. Um sie zu erreichen, müsste er tauchen.

Als Nächstes fiel ihm auf, dass die Höhle breiter war, als er gedacht hatte. Sie war ungefähr so groß wie ein Kinosaal.

Und dann sah er die Fledermäuse.

Sie hingen von der Decke, hatten lederartige Flügel und gelbe Glupschaugen. Tausende davon, eng aneinandergedrängt.

Sie starrten ihn an.

Kurz dachte er noch, dass Fledermäuse nur nachts auf die Jagd gingen und sich tagsüber versteckten. Und dass sie normalerweise nicht blau waren.

Weiter kam er nicht, denn plötzlich ließen sie sich fallen, breiteten die Flügel aus und umschwirrten ihn wie ein Wirbelsturm.

Er hechtete ins eisige Wasser, tauchte sofort unter und bewegte sich mit kräftigen Schwimmstößen auf das Licht zu. Unter Wasser war es sicherer, selbst wenn es voller Haie oder Quallen oder...

Das Wasser wühlte sich schäumend auf. Er erschrak so sehr, dass er aufschrie und die Luft aus seinem Mund entwich. Die Fledermäuse waren ihm hinterhergetaucht und hüllten ihn ein wie ein Fischschwarm. Er verschluckte Salzwasser, musste würgen, trat um sich und ruderte wie wild mit den Armen.

Seine Lunge verlangte nach Luft, aber er konnte den Ausgang nicht einmal sehen. Sollte er umkehren?

Duck schwamm einfach weiter, obwohl er sich nicht sicher war, ob die Richtung noch stimmte.

Am Ende stieß er durch die Wasseroberfläche. Sein Kopf schoss gleichzeitig mit Zehntausenden Fledermäusen aus dem Wasser. Die Biester zogen einen Kreis am Himmel, bevor sie fünfzig Meter von ihm entfernt wieder in den Ozean abtauchten und verschwanden.

Bis zum Strand war es nicht weit. Er musste nur hinschwimmen. Bevor die Fledermäuse zurückkehrten.

»Jetzt nur nicht wütend werden«, murmelte Duck zähneklappernd. »Bloß nicht wieder sinken.«

Neun

82 Stunden, 38 Minuten

Es war früh am Morgen. Auf der Plaza standen zwei Busse bereit. Edilio saß herzhaft gähmend hinter dem Steuer des einen, Ellen, die Feuerwehrchefin, würde den anderen fahren. Sie war ein kleines, dunkelhaariges und sehr ernstes Mädchen. Sam hatte sie noch nie lächeln gesehen, wusste aber, dass er sich voll und ganz auf sie verlassen konnte. Zudem war sie eine gute Fahrerin.

Bis jetzt saß gerade einmal eine Handvoll Leute in den Bussen.

Astrid war mit dem kleinen Pete gekommen, wahrscheinlich wollte sie ihm Mut machen.

»Ein Bus hätte auch gereicht«, brummte Sam.

»Wahrscheinlich hätte sogar ein Minivan gereicht«, stimmte Astrid ihm zu.

»Was ist los mit den Leuten?«, fragte Sam verärgert. »Ich hab gesagt, wir brauchen hundert Leute. Und wie viele sind gekommen? Dreizehn? Vielleicht fünfzehn.«

»Sie sind bloß Kinder.«

»Wir sind alle bloß Kinder. Und demnächst am Verhungern.«

»Sie sind es gewohnt, von den Erwachsenen gesagt zu bekommen, wo's langgeht. Du musst direkter werden. Im Stil von: Hey, mach dich sofort an die Arbeit, sonst...«

»Sonst was?«

»Sonst... keine Ahnung. Schließlich können wir niemanden verhungern lassen. Ich weiß nur, dass du von Kindern nicht erwarten kannst, dass sie automatisch das Richtige tun.«

»Was soll ich denn machen? Dreihundert Kids, die auf siebzig oder achtzig Häuser verteilt sind, verbieten DVDs zu schauen? Ihre iPods kassieren?«

»Für dreihundert Kinder den Daddy zu spielen, ist nicht leicht«, gab Astrid zu.

»Ich bin nicht ihr Daddy!«, erwiderte Sam sauer. Er hatte seit Wochen keine Nacht mehr durchgeschlafen, auch die letzte nicht, und war entsprechender Laune. »Mann, ich bin hier der Bürgermeister, nicht der Vater.«

»Sie kennen den Unterschied nicht. Sie brauchen Eltern. Deshalb richten sie sich nach dir. Und nach Mary. Bis zu einem gewissen Grad auch nach mir.«

In diesem Moment beschloss der kleine Pete, sich in die Luft zu erheben. Bloß einen halben Meter. Dort schwebte er mit ausgestreckten Armen.

Sam traute seinen Augen nicht.

»Was zum...?«

Er starrte ihn an und vergaß die leeren Busse.

Pete hing in der Luft. Sein ständiger Begleiter, der Gameboy, war zu Boden gefallen. Und vor ihm, keine drei Meter von ihm entfernt, nahm etwas Gestalt an.

Es war nicht größer als der kleine Pete, leuchtend rot mit einem Goldband um den kugelrunden Bauch und einem Puppengesicht mit Knopfaugen.

»Nestor!«, stieß Pete glücklich hervor.

Sam erkannte das Ding. Es war die russische Matroschkapuppe, die normalerweise auf Petes Kommode stand. Sie bestand aus identisch aussehenden, verschieden großen Schachtelpuppen aus dünnem Holz, von denen eine in die andere passte. Sam wusste nicht, wie viele es insgesamt waren. Als er Astrid einmal darauf angesprochen hatte, erzählte sie ihm, die Puppe sei ein Souvenir aus Moskau, ein Onkel habe sie mitgebracht.

Eigentlich hätte Astrid sie bekommen sollen, aber der kleine Pete hatte sie sofort ins Herz geschlossen, ihr sogar einen Namen gegeben: Nestor. Und da Pete mit Spielsachen so gut wie nie

etwas anfangen konnte, hatte Astrid sie ihm überlassen.

»Nestor«, wiederholte der kleine Pete. Doch jetzt klang er beunruhigt und unsicher.

Während Sam völlig gebannt zusah, veränderte sich die Puppe. Ihre glatte, lackierte Oberfläche schlug winzige Wellen, die Farben flossen ineinander und bildeten neue Muster. Das aufgemalte, gespenstisch lächelnde Gesicht wurde bedrohlich.

An den Seiten wuchsen Arme. Zunächst sahen sie aus wie dünne Zweige, wurden aber immer dicker und fleischiger und bekamen Krallen.

Das Lächeln im Gesicht der Puppe machte einem aufgerissenen Mund mit messerscharfen Zähnen Platz.

Der kleine Pete streckte seine Hände nach der Erscheinung aus. Sie glitten darüber und schoben sie, ohne sie richtig zu berühren, zur Seite. »Keine Arme«, sagte er.

Die Arme der Puppe schrumpften zusammen und lösten sich in Luft auf.

»Petey, hör auf damit!«, rief Astrid.

»Was ist das?«, drängte Sam sie. »Was bedeutet das?«

Astrid antwortete ihm nicht. »Petey, Fensterplatz. Fensterplatz.« Das war das Signalwort, mit dem Astrid ihren Bruder beruhigte. Manchmal funktionierte es. Manchmal nicht. Nur diesmal wirkte Pete auf Sam gar nicht beunruhigt, eher fasziniert. Seine sonst so unbeteiligte Miene hatte einen sonderbar wachen und intelligenten Ausdruck angenommen.

Der Mund der Puppe ging auf, als würde sie sprechen. Ihre Augen fixierten den kleinen Pete. Es waren böartige, hasserfüllte Augen.

»Nein«, sagte Pete.

Der Mund schnappte zu und verwandelte sich zurück in die gemalte Linie, während die zornigen Augen wieder zu Punkten wurden.

Astrid schluchzte auf, trat zu Pete, flüsterte: »Entschuldige«, und schlug ihm fest auf die Schulter.

Die Wirkung war unmittelbar. Das Wesen verschwand. Pete fiel zu Boden und blieb auf dem braunen Gras liegen.

»Musstest du ihn...?«, setzte Sam an.

»Ich musste ihn stoppen«, sagte Astrid. »Es wird immer schlimmer. Es fängt jedes Mal so an: Zuerst taucht Nestor auf. Dann kriegt die Puppe Arme und gleich darauf verändern sich der Mund und die Augen. Als wollte Nestor lebendig werden. Wie...« Sie kniete sich neben den kleinen Pete und zog ihn in ihre Arme.

Sam sah sich rasch nach den Bussen um. Seine Befürchtung, dass jemand Pete beobachtet hatte, bestätigte sich zum Glück nicht. Die Kids lümmelten in ihren Sitzen und starrten mit an die Scheiben gedrückten Nasen müde aus den Fenstern.

Dafür war Edilio jetzt hellwach und eilte auf sie zu.

Sam fluchte leise. »Das ist also schon öfter passiert?«

Astrid schob das Kinn trotzig vor. »Ein paarmal.«

»Du hättest mir was sagen können.«

»Was zum... ich meine, was war das eben?«, wollte Edilio wissen.

»Frag Astrid«, schnappte Sam.

Astrid reichte Pete seinen Gameboy und zog ihn sanft auf die Beine. Sie hielt ihre Augen gesenkt, um Sams anklagendem Blick auszuweichen. »Ich weiß doch auch nicht, was das ist. Vielleicht so eine Art Albtraum im Wachzustand.« Die Verzweiflung in ihrer Stimme war nicht zu überhören.

»Pete hat gegen dieses Wesen gekämpft«, sagte Sam leise. »Als wollte er verhindern, dass es zum Leben erwacht.«

»Ja«, flüsterte Astrid.

Edilio war der Dritte im Bunde, der über den kleinen Pete Bescheid wusste. Er hatte das Videoband aus dem Kraftwerk geholt, auf dem die schrecklichen Sekunden vor der drohenden Kernschmelze aufgezeichnet waren und der Moment, als der panisch gewordene Pete die Kernschmelze verhinderte und dabei die FAYZ auslöste.

Edilio sprach aus, was Sam durch den Kopf ging: »Irgendetwas hat also mit Pete gekämpft. Aber wer oder was könnte die Kraft haben, sich mit ihm anzulegen?«

»Das bleibt unter uns«, sagte Sam. »Wenn jemand Fragen stellt, sagt ihr, es muss so was gewesen sein wie...«

»Wie was?«, bohrte Edilio nach.

Astrid kam Sam zu Hilfe. »Wie eine optische Täuschung.«

»Klar, das werden sie uns abkaufen«, meinte Edilio sarkastisch. Dann zuckte er die Achseln. »Die Leute haben andere Sorgen. Wer hungrig ist, hält sich nicht lange mit Fragen auf.«

Erfuhren die anderen von Petes enormer Kraft, wäre er nicht mehr sicher. Caine würde vor nichts zurückschrecken, um den seltsamen Jungen gefangen zu nehmen und vielleicht sogar zu töten.

»Edilio, fahr mit ein paar von deinen Jungs die Wohnstraßen ab. Geht von Tür zu Tür. Treibt so viele Leute zusammen, wie ihr könnt. Wenn der Bus voll ist, bringt sie raus zum Melonenpflücken.«

Edilio sah ihn skeptisch an, sagte aber: »Okay.«

»Astrid, du kommst mit.« Sam stapfte davon, gefolgt von Astrid und dem kleinen Pete.

»Hey, jetzt krieg dich wieder ein!«, schrie sie seinen Rücken an.

»Ach ja? Und warum erzählst du mir nicht, wenn etwas derart Irres passiert?« Sam ging weiter, aber Astrid packte ihn am Arm. Er blieb stehen und blickte sich rasch um, um sicherzugehen, dass ihnen niemand zuhörte.

»Was hätte ich dir erzählen sollen?«, wisperte Astrid. »Dass mein Bruder halluziniert? Dass er vom Boden abhebt? Was hätte das denn gebracht?«

Er hob beschwichtigend die Hände, doch seine Stimme klang immer noch zornig. »Ich will einfach nur Bescheid wissen. Verstehst du?«

Astrid wollte etwas erwidern, hielt sich aber zurück. Nachdem sie ein paarmal tief durchgeatmet hatte, sprach sie in einem ruhigeren Ton weiter: »Sam, ich dachte bloß, du hättest schon genug um die Ohren. Ich mache mir Sorgen um dich.«

Er ließ die Hände sinken. »Mir geht's gut«, sagte er leise.

»Nein, eben nicht. Du schläfst kaum noch. Du hast keine Sekunde Ruhe. Du tust so, als wäre alles, was schief läuft, deine Schuld. Du quälst dich.«

»Stimmt«, sagte Sam. »Letzte Nacht musste ich mich um einen Jungen kümmern, der eine Katze getötet hat. Er hat sie aufgegessen. Als er mir davon erzählte, hat er Rotz und Wasser geheult. Konnte gar nicht mehr aufhören. Er hat früher selbst eine Katze gehabt. Er mag Katzen. Aber er war so hungrig, dass er sie gepackt hat und...«

Sam blickte Astrid durch einen Tränenschleier an. »Wie lange noch, bis sie nicht nur Katzen töten?«

Damit wandte er sich ab und ging weiter in Richtung Rathaus. Auf dem Weg stieß er auf zwei Jungs, die sich ein Schreiduell lieferten. Sie waren Brüder, hießen Max und Adam und stritten sich offenbar schon eine ganze Weile.

Normalerweise wäre das nichts Besonderes gewesen– es kam ständig zu irgendwelchen Keilereien–, aber die beiden, die sich hier anbrüllten, hatten Maschinenpistolen umgehängt. Sam lebte in der ständigen Furcht, dass einem von Edilios Leuten irgendwann die Sicherungen durchbrannten. Zehn- bis Zwölfjährigen automatische Waffen auszuhändigen, war verrückt, aber Caine ließ ihnen keine andere Wahl.

»Was ist los?«, fuhr Sam sie an.

Max zeigte mit einem anklagenden Finger auf seinen Bruder. »Er hat meine Minzbonbons geklaut.«

Bei der bloßen Erwähnung der Bonbons fing Sams Magen an zu knurren.

»Kriegt euch wieder ein«, sagte er und ließ die beiden stehen. Doch nach ein paar Schritten blieb er stehen. »Sekunde. Solltet ihr nicht beim Kraftwerk sein?«

»Nein«, antwortete Adam. »Unsere Schicht war letzte Nacht. Wir sind gerade zurückgekommen. Und ich hab seine blöden Bonbons nicht geklaut. Ich hab nicht einmal gewusst, dass er welche hat.«

»Wer sonst?« Sein Bruder wurde wieder böse. »Ich hab jede Schicht zwei gegessen. Eins zu Beginn und eins am Ende. Gestern Abend hab ich mir wie immer eins genehmigt und die übrigen gezählt. Ich hatte noch sieben. Und heute Morgen war die Schachtel leer.«

»Bist du schon auf die Idee gekommen, dass es einer von den anderen Wachen gewesen sein könnte?«, fragte Sam.

»Nein, das glaub ich nicht«, erwiderte Max. »Heather und Mike waren beim Wachhaus. Und Josh hat die ganze Zeit geschlafen.«

»Was soll das heißen, Josh hat geschlafen?«

Die Brüder tauschten schuldbewusste Blicke. Max zuckte die Achseln. »Manchmal schläft er einfach ein. Ist nicht schlimm– er wacht schon auf, wenn irgendwas ist.«

»Josh überwacht doch die Sicherheitskameras, oder?«

»Er sagt, man sieht nichts. Es passiert einfach nie was. Immer nur die gleichen Bilder von der Straße, den Hügeln und dem Parkplatz.«

»Wir sind wach geblieben. Meistens«, fügte Adam kleinlaut hinzu.

»Meistens? Wie lange ist meistens?« Sam bekam keine Antwort. »Okay, zieht Leine. Und hört auf zu streiten.«

Edilios Bus fuhr jetzt los. Ellen stand neben ihm und hielt sich an seinem Sitz fest. Wahrscheinlich würde Edilio zuerst ein paar von seiner Crew abholen, damit sie ihm halfen, die Leute in den Bus zu schaffen.

Sam konnte sich die Szenen lebhaft vorstellen, die sich in jedem Haus wiederholen würden. Das Jammern. Die Beschwerden. Die Versuche, sich aus dem Staub zu machen, da keiner stundenlang in der Hitze schuften wollte.

Kurz dachte er an Ease. An die Würmer. Albert war mit Orc auf dem Weg zum Kohlfeld, um seine Unverwundbarkeit zu testen. Hoffentlich funktionierte wenigstens das.

Eine Sekunde lang zog Sam auch die Möglichkeit in Betracht, dass sich die Würmer ausgebreitet hatten. Aber selbst wenn, hatten sie das Melonenfeld sicher noch nicht erreicht. Es lag zwei Kilometer von den Kohlköpfen entfernt.

Für einen Wurm war das eine weite Strecke.

»Gib mir Bier!«, schrie Orc von der Ladefläche des Lasters, als sie am Rand des Kohlfelds anhielten.

Albert fischte eine Dose aus dem Eiswasser in der Kühltasche und reichte sie Howard. »Das ist die letzte, bis er was gearbeitet hat.«

Howard hielt sie Orc hin.

»Mach sie auf, du Idiot!«, fauchte Orc. »Du weißt genau, dass ich den Verschluss nicht aufkriege.«

»'tschuldigung.« Howard knickte den Verschluss nach hinten. Die Dose ging zischend auf und verbreitete einen säuerlichen Geruch.

Orc nahm sie in seine bowlingkugelgroße Faust und kippte den Inhalt in seinen Rachen. Seine wurstartigen Finger waren für feinere Handgriffe nicht mehr zu gebrauchen. Die

Gelenke sahen aus, als wären sie aus nassem Kies zusammengefügt, und fühlten sich auch so an. Lauter graue, lose miteinander verbundene Steinchen, die bei jeder Bewegung knirschten.

Bis auf einen kleinen Fleck um den Mund, die linke Gesichtshälfte und einen schmalen Streifen am Hals war sein ganzer Körper von dieser glitschigen grauen Schicht bedeckt. Orc war immer schon ein Riesenkerl gewesen, doch jetzt war er um einen halben Meter gewachsen und um mindestens einen Meter in die Breite gegangen.

Der winzige Rest Mensch an ihm war fast noch unheimlicher. Als wäre jemandem das Fleisch herausgeschnitten und einer Steinstatue ins Gesicht geklebt worden.

»Noch eins«, knurrte Orc.

»Nein«, erwiderte Albert entschlossen. »Zuerst will ich sehen, ob du es wirklich schaffst.«

Orc wälzte sich von der Ladefläche und stellte sich auf die Beine. Albert spürte, wie sich das ganze Fahrzeug hob und wieder senkte. Als Orc auf seine Wagenseite kam und das hässliche Gesicht durchs Fenster schob, wich Albert vor ihm zurück, legte aber den Arm auf die Kühltasche.

»Ich kann mir das Bier einfach nehmen«, sagte Orc. »Du kannst mich nicht daran hindern.«

»Ja, das stimmt«, erwiderte Albert. »Aber du hast Sam was versprochen.«

Das musste Orc erst mal verdauen. Auch wenn er nicht zu den Hellsten zählte, hatte er die unausgesprochene Drohung verstanden. Mit Sam wollte Orc sich nicht anlegen.

»In Ordnung. Ich kümmere mich um die Würmer.« Er rülpste und schlurfte auf das Feld.

Der Angriff erfolgte unmittelbar.

Die Würmer quollen aus der Erde, glitten mit unglaublicher Geschwindigkeit auf Orcs steinerne Füße zu und griffen seine unnatürliche Hülle an.

Orc blieb stehen, senkte den Kopf und gaffte die Viecher an. Dann wandte er sich langsam und knirschend zu Albert und Howard um. »Das kitzelt.«

»Pflück einen Kohlkopf!«, rief Howard ihm zu.

Orc bückte sich, bohrte seine Steinfinger in die Erde und hob einen Kohl heraus, dann warf er ihn in Richtung Laster.

Albert öffnete die Tür und lehnte sich vorsichtig nach draußen, um den Kohlkopf aus der Nähe zu betrachten. Er stieg nicht aus. Noch nicht. Erst wenn sie Gewissheit hatten.

»Howard, ich brauch einen Stock«, sagte er.

»Wozu?«

»Um im Kohl herumzustochern. Wir müssen auf Nummer sicher gehen, dass kein Wurm drin ist.«

Auf dem Feld setzten die Würmer ihren Angriff fort. Inzwischen klebten sie zu Hunderten an dem Riesen und bissen sich die Zähne aus. Orc pflückte noch drei Kohlköpfe und stampfte damit zurück zur Straße.

Die Würmer folgten ihm nicht. Am Rand des Felds ließen sie von ihm ab und verschwanden in der Erde.

»Noch ein Bier!«, verlangte Orc.

Albert reichte ihm eins. Er fragte sich, wie es Sam mit seiner Zwangsrekrutierung für die Feldarbeit erging. »Vermutlich nicht so gut«, murmelte er vor sich hin.

Dabei könnte man das Nahrungsmittelproblem ganz einfach in den Griff kriegen: Sie benötigten für jede Farm einen Farmer. Dann müssten die Farmer motiviert werden, indem man sie bezahlte. Kaum jemand war bereit, etwas zu tun, bloß weil es richtig war. Für Geld aber schon.

»Mein Kleiner wird bald wieder ein Bier brauchen«, sagte Howard und gähnte hinter

vorgehaltener Hand.

»Dein Kleiner bekommt für je hundert Kohlköpfe ein Bier«, sagte Albert und ignorierte Howards bösen Blick.

Die nächsten zwei Stunden erntete Orc Kohlköpfe. Und trank Bier. Howard spielte irgendein Spiel auf seinem Palmtop. Albert dachte nach und schmiedete Pläne.

Plötzlich schrie Orc auf.

Howard schnellte aus seinem Sitz und sprang aus dem Wagen.

Albert erstarrte.

Orc schlug sich kreischend ins Gesicht, er prügelte auf seinen noch menschlichen Teil ein.

Howard wollte zu ihm.

»Howard, nicht!«, brüllte Albert.

»Sie haben ihn erwischt!«, heulte Howard.

Orc rang taumelnd um sein Gleichgewicht, dann rannte er auf den Laster zu, stampfte mit seinen riesigen Füßen über den Acker und hinterließ fünfzehn Zentimeter tiefe Schuhabdrücke im Boden.

Ein Wurm hing ihm aus dem Gesicht.

Am Feldrand stolperte er und fiel der Länge nach auf den Asphalt.

»Hilf mir, Howard! Hilf mir, Mann!«

Albert erwachte aus seiner Erstarrung, sprang aus dem Wagen und rannte zu ihm. Jetzt sah er den Wurm. Es war nur einer, aber sein schwarzer Schlangenkopf steckte im rosafarbenen Fleisch und bohrte sich durch Orcs Wange.

Aus der Nähe konnte er auch die winzigen Paddelfüße erkennen, die den Wurm wie eine Bohrmaschine in das angespannte Fleisch trieben.

»Zerbeiß ihn!«, schrie Albert.

»Meine Zunge!«, heulte Orc mit entstellter Stimme, als sich der Wurm Stück für Stück durch die Wange schob.

»Beiß zu, Orc!«, brüllte Albert noch einmal. Dann kniete er sich hin und verpasste Orc mit aller Kraft einen Kinnhaken.

Der Schlag fühlte sich an, als hätte er auf eine Wand gedroschen. Albert schrie auf und fiel nach hinten. Er war überzeugt, sich die Hand gebrochen zu haben.

Orc hatte aufgehört zu heulen. Er öffnete den Mund und spuckte einen Batzen Spucke und Blut aus, in dem der Kopf des Wurms steckte.

Der restliche Wurm ließ los. Orc warf ihn zu Boden und hieb mit der Faust darauf.

In Orcs Gesicht klaffte ein zwei Zentimeter großes Loch, aus dem Blut floss. Er starrte Albert an. »Du hast mich geschlagen.«

»Orc, er hat dir damit das Leben gerettet«, warf Howard rasch ein.

»Ich glaube, meine Hand ist gebrochen«, sagte Albert.

»Noch ein Bier!«, befahl Orc.

Howard eilte zum Laster.

Orc legte den Kopf in den Nacken, hielt die Dose über seinen geöffneten Mund und drückte zu, bis der Verschluss aufplatzte. Er schüttete die gelbe Flüssigkeit in sich hinein, aber mindestens die Hälfte sprudelte rosa schäumend durch das blutende Loch in seiner Wange wieder heraus.

Zehn

81 Stunden, 17 Minuten

»Sie war in meinem Traum. In meinem Kopf. Ich hab sie gesehen«, sagte Drake.

»Ich tippe eher auf einen psychotischen Schub«, erwiderte Diana trocken.

Ihre Stimme hallte durch den zerstörten Speisesaal der Coates Academy, in dem sich außer ihr noch Caine, Drake, die Wanze und diese Orsay befanden.

Diana schätzte sie auf zwölf, maximal dreizehn Jahre.

An ihrem Blick war ihr sofort etwas aufgefallen. Er war voller Angst, was nicht weiter verwunderlich war– sie war Drake begegnet. Er und die Wanze hatten sie mitgebracht. Da war aber noch etwas: Orsay schien sie wiederzuerkennen. Diana lief ein kalter Schauer über den Rücken.

»Ich bin ihr nie zuvor begegnet, aber ich hab sie in meinem Traum gesehen.« Drake starrte das Mädchen hasserfüllt an. »Dann bin ich aufgewacht und hab sie gefunden. Sie wollte sich aus dem Staub machen.«

Es war ungewohnt für Diana, im selben Raum wie Drake zu sein und zur Abwechslung mal nicht als Zielscheibe für seinen Hass herhalten zu müssen.

»Okay, Drake, wir haben's kapiert«, sagte Caine. »Früher hätte ich geglaubt, dass du verrückt bist, aber jetzt...« Er winkte Diana mit einer gelangweilten Handbewegung herbei.

»Lies sie. Dann werden wir ja sehen.«

Diana ging zu dem Mädchen, das sie wie ein verschrecktes Tier ansah.

»Hab keine Angst«, sagte Diana. »Ich muss nur kurz deine Hand halten.«

»Was ist passiert? Warum sagt mir keiner was? Wo sind die Erwachsenen? Wo sind eure Lehrer?«

»Wir nennen es die FAYZ. Die *Fallout Alley Youth Zone*«, erklärte Diana. »Du hast doch sicher von dem Reaktorunfall vor langer Zeit gehört, oder? Und von dem Spitznamen Niederschlagsgasse?«

»Hey!«, fuhr Drake sie an. »Caine hat gesagt, du sollst sie lesen. Spar dir den Geschichtsunterricht.«

Diana nahm Orsays Hand und wusste augenblicklich, wie stark das Mädchen war. Zum Glück kein Vierer, denn dann hätte Caine sie Drake überlassen. Diana ließ ihre Hand los. »Sie ist ein Dreier.«

Caine sog hörbar die Luft ein und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Er betrachtete das verängstigte Mädchen. »Erzähl mir von deiner Kraft. Erzähl mir die Wahrheit, dann passiert dir nichts. Wenn du mich belügst, krieg ich es raus. Und dann weiß ich, dass ich dir nicht trauen kann.«

Orsay blickte Diana an, als hätte sie in ihr eine Freundin gefunden. »Tu, was er sagt«, raunte Diana ihr zu.

Orsay verschränkte die Hände ineinander und schlang sie um ihre angewinkelten Knie.

»Begonnen hat es vor ungefähr fünf Monaten. Fast immer nachts. Ich dachte, ich wäre verrückt geworden. Auf einmal tauchten in meinem Kopf alle möglichen Bilder auf und manchmal auch Geräusche. Von Leuten, die miteinander redeten. Lauter Gesichter und Orte, die ich überhaupt nicht kannte. Oft nur ganz kurz, ein paar Sekunden. Aber manchmal dauerte es eine halbe Stunde. Es war total verrücktes Zeug. Leute, die auf der Flucht waren, hinfielen, Leute, die... ihr wisst schon, Sex hatten und so.« Sie senkte den Blick.

»Wie bist du dahintergekommen, dass es die Träume anderer Menschen waren?«, fragte

Diana.

»Normalerweise ist es nur in der Nacht passiert. Eines Nachts träumte ich von einer Frau, ich meine, ich habe ihr Gesicht gesehen, als wäre es echt, freundlich und mit roten Haaren. Sie war aber noch gar nicht da. Sie ist erst am nächsten Morgen angekommen. Ich hatte sie im Traum ihres Mannes gesehen. Da ist es mir dann klar geworden.«

»Wie gut kannst du ein Geheimnis für dich behalten?« Diana stellte die Frage bewusst beiläufig, blickte Orsay dabei aber eindringlich an. Hoffentlich begriff das Mädchen, in welcher Gefahr es schwebte.

Orsay blinzelte. Sie wollte etwas erwidern, hielt aber inne. Schließlich antwortete sie:
»Ich habe noch nie jemandem erzählt, was ich gesehen habe.«

»Interessante Frage, Diana«, sagte Caine.

Diana zuckte die Achseln. »Ein guter Spitzel muss den Mund halten können.«

Als Caine sie immer noch fragend ansah, fügte sie rasch hinzu: »Ich dachte, du hättest dir das auch schon überlegt. Wir haben die Wanze. Er kann sich unbemerkt anschleichen und Gespräche belauschen. Aber Orsay kann Träume sehen.« Weil Caines Miene skeptisch blieb, sagte sie: »Ich frage mich, was Sam wohl träumt.«

»Wie nah musst du sein, um die Träume eines Menschen sehen zu können?«, hakte Caine nach.

Orsay schlotterte vor Angst. »Vielleicht sechzig Meter«, stieß sie zähneklappernd hervor.

»Die Hütte von Mose«, sagte Diana. »Sie ist doppelt so weit vom Schulgebäude entfernt.«

Caine musterte das Mädchen. »Wir werden dich einsetzen. Das dürfen wir doch, oder? Du wirst alles tun, was ich von dir verlange, stimmt's?«

Orsay nickte eifrig.

»Gut. Denn sollte ich jemals an dir zweifeln, Orsay, gehörst du Drake.«

Lana tätschelte den struppigen Nacken ihres Hundes. »Bist du so weit?«

Patrick antwortete mit einem leisen Winseln und wedelte mit dem Schwanz.

Sie nahm ihren iPod, stöpselte die Kopfhörer ein und wählte die Wiedergabeliste *Jogging*. Wegen des Hungers hatte sie das Laufen schon vor einiger Zeit aufgegeben. Stattdessen ging sie. Und sie ging auch nicht mehr so weit, wie sie früher gelaufen war.

Vor der FAYZ hatte Lana überhaupt keinen Sport getrieben. Aber wie so vieles hatte sich auch das geändert. Ein Marsch durch die Wüste, bei dem sie keine Ahnung gehabt hatte, wo sie sich befand, und fast verdurstet wäre, und ihre Gefangenschaft bei den Kojoten, die sie eine Nacht lang bis zur völligen Erschöpfung vor sich hergejagt hatten, waren Motivation genug gewesen, sich fortan fit zu halten.

Am Anfang hatte sie es gerne still. Sie mochte das kaum hörbare Geräusch ihrer Schuhsohlen auf dem dicken Teppichboden des Hotels und gleich darauf das angenehme Tapsen ihrer Schritte auf dem Asphalt.

Ihre Route begann am Hoteleingang. Von dort schlug sie den Weg zum Strand ein, ging quer durch die Stadt zur Schnellstraße, wobei sie einen großen Bogen um die Plaza machte, und kehrte auf der Straße zum Clifftop zurück. Außer wenn sie der Hunger zu sehr schwächte. Dann kürzte sie den Rückweg ab.

Ihr war bewusst, dass sie auf ihre Kalorien achten musste und sich nicht unnötig verausgaben durfte. Aber auf die Bewegung zu verzichten und stattdessen den ganzen Tag im Hotel zu bleiben und im Bett zu liegen, wäre einer Kapitulation gleichgekommen. Sie hatte nicht aufgegeben, als sie in der Wüste im Sterben lag, und sie hatte sich weder Pack Leader noch der Dunkelheit ergeben.

Ich ergebe mich nicht, sagte sie sich.

Komm zu mir. Ich brauche dich.

Als die Einfahrt zum Clifftop hinter ihr lag und sie der Straße zum Strand hinunter folgte, drückte sie auf den Touchscreen ihres iPods und füllte ihre Ohren mit dem Sound von Death Cab for Cutie.

In ihrem Kopf hörte sie aber immer noch die andere Stimme, sie schien den Song wie ein Flüstern im Hintergrund zu begleiten.

Komm zu mir.

Lana biss sich auf die Lippe und drehte die Musik lauter. Sie würde die Stimme einfach ignorieren.

Als sie die Stadt erreichte, wandte sie sich vom Ufer ab und bog in eine der Seitenstraßen. Vielleicht sollte sie ihre Route ab und zu ändern. Dann fiel es den anderen noch schwerer, sie aufzuspüren.

Wichtig war nur, dass sie den Weg zurück fand: zurück zum Hügel und hinauf zum Clifftop, zurück zur milchig weißen Barriere.

Es war wie ein innerer Zwang, die Wand jeden Tag aus der Nähe zu betrachten. Als pilgerte sie zu einem Mahnmal, das sie an das Hier und Jetzt erinnerte. Daran, dass von der Person, die sie früher gewesen war, nichts mehr übrig war. Sie war eine andere geworden. Eine Gefangene dieser Stadt und dieses Lebens.

Komm zu mir. Ich brauche dich.

»Das ist nicht echt!«, rief sie laut.

Aber es war echt. Lana kannte die Stimme. Und wusste, wo sie herkam.

Sie wusste auch, dass sie die Worte nicht aus ihrem Kopf verbannen konnte. Es gab nur eine Möglichkeit, die Stimme des Monsters für immer zum Schweigen zu bringen. Sie konnte sein Opfer bleiben oder sie konnte den Spieß umdrehen.

Das war Wahnsinn. Selbstmörderischer Wahnsinn. Lana übersprang einen langsamen Song und wählte einen, der laut und durchgeknallt genug war, um ihre verrückten Gedanken wegzuhämmern.

Sie ging jetzt schneller, lief beinahe und kreiste dazu mit den Armen. Patrick trabte neben ihr her. Doch plötzlich ratterte ein Laster hupend an ihr vorbei und kam schlitternd zum Stillstand.

Sie riss sich die Kopfhörer aus den Ohren und schrie: »Was soll das?«

Die Türen flogen auf. Howard und Albert stiegen aus. Howard half Orc von der Ladefläche. Der Monsterjunge taumelte, als wäre er betrunken.

Wahrscheinlich ist er das auch, dachte Lana.

Seine Wange, der letzte menschliche Teil von ihm, war blutverschmiert. Mittendrin klaffte ein Loch, aus dem Blut sickerte.

»Was ist passiert?«, fragte Lana.

»Die Würmer«, antwortete Howard. Seine Hand lag auf Orcs Ellbogen, als benötigte der Riese Howards Spatzenkräfte, um nicht umzukippen.

Lana blieb auf der Hut. »Sind diese Würmer noch in ihm drin?«

»Nein, es war nur einer und den haben wir erwischt«, beruhigte Albert sie. »Wir haben gehofft, du könntest ihm helfen.«

»Ich will nicht noch mehr versteinern«, jammerte Orc.

Lana verstand. Orc war früher ein Schlägertyp gewesen, ein primitiver Blödmann, dem nicht einmal bewusst gewesen war, dass er über besondere Kräfte verfügte. Doch als er von Kojoten in der Wüste regelrecht zerfleischt worden war, hatten sich die Bisswunden mit Kies gefüllt und die Schicht gebildet, die ihn so gut wie unbesiegbar machte.

Er wollte den letzten Rest seines menschlichen Körpers, dieses kleine Stückchen rosa Haut im Gesicht, nicht verlieren.

Lana nickte.

Sie legte ihre Hand auf das grausige Loch.

Die Blutung stoppte augenblicklich.

»Warum seid ihr in das Würmerfeld reingegangen?«, fragte Lana, nachdem sie ihre Hand kurz weggenommen und sich vergewissert hatte, dass das Loch bereits kleiner wurde.

Howard warf Albert einen bösen Blick zu. »Orc hat Kohl gepflückt«, antwortete er.

»So, das hätten wir«, sagte Lana und ließ Orc los. Dann nahm sie Albert am Arm und zerrte ihn von den beiden weg. »Was soll das? Du kannst ihn doch nicht einfach in das wurmverseuchte Feld schicken.«

Alberts Miene versteinerte. Es überraschte ihn, dass sie ihm Vorwürfe machte.

»Ich versuche doch nur zu helfen.«

»Indem du ihn mit Bier bezahlst?«

»Ich hab ihm gegeben, was er verlangt hat, außerdem hat Sam dem zugestimmt. Du warst doch auch auf der Versammlung«, erwiderte Albert. »Oder hast du vielleicht eine bessere Idee, wie wir jemanden wie Orc dazu bringen können, in der Hitze zu schuften? Astrid glaubt ja immer noch, dass wir die Leute nur freundlich bitten müssen, damit sie zur Arbeit kommen. Ein paar tun das wahrscheinlich auch. Aber Orc?«

Lana begriff, was er meinte. »Okay. Ich hätte dich nicht so anfahren sollen.«

»Macht nichts. Langsam gewöhne ich mich daran. Auf einmal bin ich der Böse. Aber was kann ich dafür, dass die Leute so sind, wie sie sind? Wenn die Kids arbeiten sollen, wollen sie eine Gegenleistung.«

»Und wenn sie nicht arbeiten, verhungern wir. Aber wie willst du die Leute dazu bringen, dass sie mit anpacken?«

Er zuckte die Schultern. »Indem ich sie bezahle.«

»Mit Geld?«

»Ja. Bloß, rate mal, wer das meiste Geld in den Taschen hatte, als alle über fünfzehn verschwanden? Danach haben ein paar Kids das geklaut, was noch übrig war. Wenn wir das alte Geld wieder einführen würden, wären plötzlich ein paar Diebe im Vorteil. Und genau da liegt das Problem.«

»Aber wieso sollte jemand für Geld ackern, wenn er doch weiß, dass wir eh niemanden verhungern lassen?«

»Weil die Leute gegen Bezahlung alles Mögliche tun würden. Ich meine, manche können gar nichts, richtig? Sie gehen für Geld auf die Felder. Dann geben sie es bei anderen Leuten aus, die zum Beispiel für sie kochen. Und von denen braucht vielleicht einer ein Paar Schuhe. Und die kriegt er wiederum bei jemandem, der meinetwegen sämtliche Turnschuhe eingesammelt und einen Laden eröffnet hat.«

Lana lachte. Zum ersten Mal seit Langem.

»Ja, ja, lach nur.« Albert wandte sich beleidigt von ihr ab.

»Nein, warte!« Lana griff nach seinem Arm. »Ich habe mich nicht über dich lustig gemacht. Es ist nur... ich meine, du scheinst der Einzige zu sein, der einen Plan hat.«

Albert wurde rot. »Na ja, Sam und Astrid arbeiten Tag und Nacht.«

»Ja, aber du blickst in die Zukunft. Du denkst darüber nach, wie wir es schaffen könnten.«

Albert nickte.

»Das finde ich gut, Mann!«, sagte Lana. »Also bis dann.« Sie stöpselte ihre Kopfhörer wieder ein und ging weiter. Nach ein paar Schritten hielt sie an. Sie drehte sich um und nahm die Ohrstöpsel heraus. »Hey, Albert. Die Sache mit dem Geld.«

»Ja?«

»Mit Gold müsste es auch klappen, oder? Ich meine als Zahlungsmittel.«

Albert sah sie scharf an. »Vielleicht sollten wir uns mal treffen und darüber reden.«

»Ja, in Ordnung«, erwiderte Lana.

»Heute Abend im Club?«

»Wo?«

Albert grinste. Er zog einen Zettel aus seiner Tasche und reichte ihn ihr.

Lana warf einen Blick darauf, dann sah sie ihn an. Sie lachte und gab ihm den Zettel zurück. »Ich werd da sein.«

Elf

70 Stunden, 11 Minuten

»Mary braucht mehr Helfer«, berichtete Astrid.

»Okay, genehmigt.«

»Uns gehen bald die Medikamente für Kinder aus. Dahra möchte ihnen Erwachsenenpillen geben, die halbe Dosis.«

Sam lehnte sich in dem viel zu großen Ledersessel zurück. »In Ordnung. Ich meine, was weiß ich... genehmigt.« Er nahm einen Schluck aus der mit Leitungswasser gefüllten Mineralwasserflasche. Auf der Ablage, wo einst die Familienfotos des Bürgermeisters gestanden hatten, stapelten sich die Teller vom Abendessen– sie hatten selbst gemachte Kichererbsensuppe gegessen, eine verbrannt riechende Pampe, und dazu jeder einen viertel Kohlkopf. Dennoch war es für Sam die beste Mahlzeit seit Langem gewesen. Der frische Kohl hatte erstaunlich gut geschmeckt.

Die Teller waren bis auf ein paar Schlieren blank geputzt. Die Zeiten, in denen die Kids nicht alles aufgegessen hatten, waren vorbei.

Astrid blies die Backen auf und seufzte. »Die Kids wollen wissen, warum Lana nie da ist, wenn sie sie brauchen.«

»Lana kümmert sich um die schweren Verletzungen. Ich kann nicht von ihr verlangen, dass sie rund um die Uhr auf der Matte steht und jeden Kratzer heilt.«

Astrid sah in der Liste auf ihrem Laptop nach. »Da hat sich jemand die Zehe ›angehaut‹.«

»Steht noch viel auf der Liste?«

»Noch dreihundertfünf Punkte.« Als die Farbe aus Sams Gesicht wich, beruhigte sie ihn: »Es sind nur zweiunddreißig. Hey, du kannst froh sein, dass es in Wirklichkeit keine dreihundert sind.«

»Das ist doch verrückt«, murmelte Sam.

»Also weiter: Die Judsons und die McHanrahans streiten sich wegen eines Hundes, um den sie sich gemeinsam kümmern. Aber die Judsons nennen ihn Sweetie und die McHanrahans bestehen auf Bobo.«

»Das darf ja wohl nicht wahr sein!«

»Oh doch.«

»Was ist das eigentlich für ein Lärm?«

»Keine Ahnung.« Astrid zuckte die Achseln. »Da hört jemand laut Musik.«

»So geht das nicht, Astrid.«

»Was? Die Musik?«

»Nein, das hier. Dass ich jeden Tag über hundert idiotische Fragen nachdenken muss.«

»Es sind doch bloß Kinder«, wandte Astrid ein.

»Manche von ihnen entwickeln Kräfte, die mir Angst machen«, brummte Sam. »Aber sie können nicht mal selbst entscheiden, wer welches Handtuch verwenden darf.«

»Nein, das können sie nicht. Dazu brauchen sie ihre Eltern. Und weil die nicht mehr da sind, wenden sie sich an dich.«

Gewöhnlich ließ Sam die tägliche Dosis Unsinn einigermaßen gelassen über sich ergehen. Doch an diesem Abend fand er sie unerträglich. Gestern hatte er Ease verloren. An diesem Morgen war so gut wie niemand zur Arbeit erschienen. Edilio war gezwungen gewesen, die Kids einzufangen und ihnen zwei Stunden Zwangsarbeit aufzubrummen. Und selbst dann war die Melonenernte so jämmerlich ausgefallen, dass sie kaum für die Kita reichte. Zur Krönung wollte

ihm Duck auch noch weismachen, er sei durch die Erde in einen radioaktiven Tunnel voller Wasserfledermäuse gefallen.

Orc war der Einzige, der wirklich etwas geschafft hatte. Er hatte ein paar Hundert Kohlköpfe gepflückt, bevor ihn die Würmer beinahe umgebracht hätten.

»Was soll der Krach?«, fragte Sam zornig. Er stampfte zum Fenster und riss es auf. Von draußen dröhnte das Wummern eines Basses herein.

Auf der Plaza herrschte bis auf die Lichter der Straßenlampen und eine durch das Schaufenster des McDonald's blinkende Discokugel Dunkelheit.

Astrid stellte sich neben Sam. »Feiert Albert eine Party?«

Sam erwiderte nichts. Er verließ wortlos den Raum, verärgert und wütend, insgeheim aber auch froh, nicht länger blöde Fragen beantworten zu müssen.

Auf der Treppe nahm er immer zwei Stufen auf einmal, lief im Erdgeschoss grußlos an der Wache vorbei, die Edilio im Rathaus postiert hatte, gelangte ins Freie und rannte über die große Marmortreppe auf die Straße.

Dort begegnete er seinem Freund Quinn, der auf dem Weg zum McDonald's war.

»Hey, Sam!«

»Weißt du, was dort abgeht?«

»Das ist ein Club«, antwortete Quinn grinsend. »Echt, Alter, du arbeitest zu viel. Den kennt jeder.«

Sam starrte ihn an. »Was?«

»Der McClub, Bruder. Alles, was du brauchst, sind ein paar Batterien oder Klopapier.«

Sam war sprachlos. Als er Quinn gerade auffordern wollte, ihn aufzuklären, kam Albert aus dem Gebäude– im Anzug. Als er Sam erblickte, streckte er ihm die Hand entgegen.

Sam ignorierte sie. »Albert, was läuft hier?«

»Musik.«

»Wie bitte?«

»Die Leute tanzen.«

Quinn trat an Sam vorbei und schüttelte Alberts immer noch ausgestreckte Hand. »Hey, Albert, ich hab Batterien.«

»Schön, dass du da bist, Quinn.«

Quinn fuhr mit der Hand in seine Hosentasche und holte vier A-Batterien und drei D-Zellen hervor. Er hielt sie Albert hin, der einen Blick darauf warf, einverstanden war und sie in eine Plastiktüte zu seinen Füßen fallen ließ.

»Viel Spaß, Quinn«, sagte Albert und machte die Tür auf, um ihn einzulassen.

Sam wusste nicht, ob er empört sein oder laut lachen sollte. »Wer hat dir die Erlaubnis für den Club erteilt?«, fragte er.

Albert zuckte die Achseln. »Derselbe, der mir erlaubt hat, den McDonald's weiterzuführen, bis uns die Burger ausgegangen sind. Niemand. Ich hab's einfach gemacht.«

»Aber die Burger gab's gratis. Jetzt müssen die Leute blechen. Das ist uncool, Albert.«

»Du willst einen Gewinn machen?« Astrid war mit dem kleinen Pete an der Hand zu ihnen getreten.

Albert betrachtete die beiden. »Ja. Als Zahlungsmittel nehme ich Batterien, Klopapier und Küchenrollen. Lauter Dinge, die uns früher oder später fehlen werden.«

»Versteh ich dich richtig? Du willst das Klopapier der ganzen Stadt einkassieren?« Astrid wurde laut. »Soll das ein Witz sein?«

»Nein, das ist kein Witz. Momentan spielen die Kids damit. Ich hab gesehen, wie sie in ihren Gärten mit ganzen Rollen um sich geworfen haben. Deshalb...«

»Deshalb willst du es ihnen wegnehmen?«

»Wäre es dir lieber, wenn es verschwendet wird?«

»Ja, das wäre mir tatsächlich lieber«, empörte sich Astrid. »Lieber, als dass du es bekommst.«

Albert blickte sie wütend an. »Darum geht's doch überhaupt nicht! Jetzt wissen sie, dass sie damit in den Club reinkommen, und verschwenden es nicht mehr.«

»Und was passiert, wenn sie es brauchen?«, fauchte Astrid.

»Dann wird noch etwas da sein, weil ich dafür gesorgt habe.«

»Du bereicherst dich an Kindern, die nicht so klug sind wie du. Sam, du musst den Laden dichtmachen.«

Sam hatte der Musik gelauscht, aber jetzt klinkte er sich wieder in das Gespräch ein.

»Sie hat Recht. Albert, das ist nicht in Ordnung. Du hast dir keine Genehmigung geholt, geschweige denn gefragt, ob es okay ist, Eintritt zu verlangen.«

»Sam, ich kann nicht mal in Worte fassen, wie viel Respekt ich vor dir habe. Und Astrid, du bist hundertmal klüger als ich. Aber ich verstehe nicht, woher ihr das Recht nehmt, meinen Laden dichtzumachen.«

Jetzt reichte es Sam. »Ich bin der Bürgermeister. Ich wurde gewählt, erinnerst du dich? Und wenn ich mich nicht irre, hast du auch für mich gestimmt.«

»Ja, und ich würde es wieder tun. Aber was das hier betrifft, liegt ihr falsch. Dieser Club ist so ziemlich der einzige Ort, wo die Leute Spaß haben. Sonst sitzen sie traurig in ihren Häusern rum, sind hungrig und fürchten sich. Wenn sie tanzen, vergessen sie den Hunger und ihre Trauer. Ich tu hier was Gutes.« Sam funkelte ihn finster an, aber Albert sprach einfach weiter. »Sam, wie viele Melonen hat Edilio zurückgebracht? Ich meine, mit den Kids, die er zur Arbeit gezwungen hat?«

»Nicht viele«, gestand Sam.

»Orc hat dafür eine ganze Lastwagenladung Kohl geerntet, weil wir ihn dafür bezahlt haben.«

»Ja, weil er der jüngste Alkoholiker der Welt ist und du ihn mit Bier bestochen hast«, erwiderte Astrid. »Ich weiß, was du willst, Albert. Du willst hier alles an dich reißen. Aber ich sag dir eins: Wir leben in einer neuen Welt. Wir haben die Chance, es besser zu machen. Eine Welt zu schaffen, in der es nicht darum geht, dass ein paar Leute alle anderen übers Ohr hauen. Eine Welt, in der jeder gleich ist.«

Albert lachte. »Ja, in der alle gleich hungrig sind.«

Sam musste eine Entscheidung treffen. Sollte er den Laden schließen oder nicht? Wenn er sich dagegen entschied, gäbe er Albert nach und müsste sich mit Astrid herumstreiten.

In diesem Moment bereute Sam zum x-ten Mal, dass er den Job des Bürgermeisters angenommen hatte.

Er warf einen verstohlenen Blick auf Alberts Armbanduhr. Es war kurz vor neun.

»Um halb elf machst du den Laden zu«, sagte er. »Die Leute müssen schlafen.«

Im Club entspannte sich Quinn zum Beat aus den Boxen. Irgendein Ska-Punk. Später kam hoffentlich noch Hip-Hop, wenn er Glück hatte, einer von den Klassikern. Eines musste man Albert lassen: Er hatte den Laden in einen annehmbaren Schuppen verwandelt. Als Quinn beim Tanzen jemanden anrampelte, drehte er sich um, um sich zu entschuldigen.

»Hey, Quinn!« Lana stand am Rand der Tanzfläche und musste gegen die laute Musik anschreien. Quinn starrte sie verblüfft an. Die Heilerin hatte ihn gemeint.

»Oh. Hi, Lana. Cool, was?« Er deutete mit einer ungeschickten Geste in den Raum.

»Ja, stimmt, ist irgendwie cool. Aber ich kenne hier niemanden.«

»Quatsch, du kennst doch jeden hier.«

Lana schüttelte den Kopf. »Nein. Jeder kennt mich. Oder glaubt es zumindest.«

»Na ja, aber mich kennst du«, sagte Quinn mit einem schiefen Lächeln, damit klar war, dass er sich mit ihr nicht auf eine Ebene stellen wollte.

Sie nickte so ernst, als würden ihr gleich die Tränen kommen. »Ich vermisse meine Eltern.«

Quinn spürte einen Stich in der Brust. »Ja. Ich auch.«

Lana streckte die Hand nach ihm aus. Quinn war so erstaunt, dass er eine Sekunde lang zögerte, bevor er sie nahm.

Sie lächelte. »Darf ich einfach nur deine Hand halten, ohne... du weißt schon, ohne dich heilen zu müssen?«

Quinn lachte. »Das, was mit mir nicht stimmt, kannst du sowieso nicht heilen. Sag mal, möchtest du tanzen?«

»Ich hänge seit einer Stunde hier rum, weil ich mit Albert verabredet bin. Du bist der Erste, der mich fragt. Ja, ich hätte Lust zu tanzen.«

Hunter, der den DJ machte, hatte gerade zu einem ziemlich ordinären Rap gewechselt. Der Song war schon ein paar Jahre alt, aber immer noch cool.

Während Quinn und Lana tanzten, stießen sie ein paarmal mit den Hüften aneinander. Als Nächstes kam ein verträumter Song von Lucinda Williams.

»Ich liebe dieses Lied«, sagte Lana.

»Ich... also«, stammelte Quinn, »ich hab keine Ahnung, wie man langsam tanzt.«

»Ich auch nicht. Versuchen wir es einfach.«

Sie fassten sich ungeschickt an den Armen und schlangen sanft vor und zurück. Nach einer Weile legte Lana ihre Wange auf Quinns Schulter. Er konnte ihre Tränen auf seinem Nacken spüren.

»Irgendwie traurig, das Lied«, meinte er unbeholfen.

»Träumst du, Quinn?«, fragte Lana.

Die Frage kam so unvermutet, dass er zusammenzuckte. Sie musste es gespürt haben, denn sie nahm den Kopf von seiner Schulter und sah ihn fragend an.

»Ich hab nur noch Albträume«, sagte er. »Von der großen Schlacht.«

»Du warst so mutig. Du hast die Kleinen in der Kita vor Drake und den Kojoten gerettet.«

»Nicht alle«, erwiderte Quinn scharf. Dann schwieg er kurz, weil ihn der Traum wieder einholte. »Da war dieser Kojote. Und dieser kleine Junge. Und... und dann... Ich hätte die Bestie vielleicht noch abknallen können, aber ich hatte viel zu viel Angst, dass ich den Jungen treffe. Und dann war es... zu spät.«

Lana legte ihre Handfläche auf sein Herz und sagte: »Das kann ich nicht heilen.«

Er senkte den Kopf, um die Tränen zu verbergen, die ihm in den Augen brannten.

»Das quält mich seit Monaten«, sagte er schließlich. »Und was quält dich?«

Sie neigte den Kopf zur Seite und blickte ihn nachdenklich an. Sicher fragte Lana sich, ob sie ihm vertrauen konnte. Gerade ihm, der den Ruf hatte, unzuverlässig zu sein. Charakterlos. Der Sam verraten und an Caine und Drake ausgeliefert hatte. Der nur geduldet wurde, weil er im entscheidenden Augenblick über seinen Schatten gesprungen war und auf den Abzug gedrückt hatte...

»Bist du mal jemandem begegnet, den du nicht mehr vergessen kannst?«, fragte sie ihn. »Du weißt schon, du lernst jemanden kennen und danach hast du das Gefühl, dass ein Teil von dir bei ihm geblieben ist.«

»Nein«, antwortete Quinn ein wenig enttäuscht. »Der Typ ist aber ein echter Glückspilz.«

Lana war so verblüfft, dass sie lachen musste. »Nein, so meine ich es nicht. Eher jemanden, der dich wie einen Fisch am Angelhaken hat. Der Haken tut verdammt weh, aber er steckt fest. Du kannst dich nicht befreien. Und dann kommt der Moment, in dem du dir nur noch

wünschst, dass er dich endlich an Land zieht. Es zu Ende bringt und aus deinem Leben verschwindet, denn das Ganze ist ein einziger Albtraum, verstehst du?«

Quinn nickte. Er verstand zwar nicht wirklich, wovon sie sprach, aber das Bild vom Fisch an der Leine leuchtete ihm ein. Quinn erkannte Hoffnungslosigkeit, wenn er ihr begegnete. Er hatte bloß nie damit gerechnet, sie bei der beliebtesten Person in der FAYZ anzutreffen.

Die Musik hatte sich wieder verändert. Nichts Langsames mehr, die Leute wollten abtanzen. Hunter spielte jetzt Techno. Quinn kannte das Stück nicht, begann aber trotzdem, sich im Rhythmus zu bewegen.

Lana hatte keine Lust mehr. Sie legte die Hand auf seine Schulter und sagte: »Da ist Albert. Ich muss was mit ihm besprechen.« Dann drehte sie sich um.

Quinn blickte ihr nach und blieb mit dem Gefühl zurück, dass seine schlimmsten Albträume im Vergleich zu ihren ziemlich harmlos sein mussten.

Zwölf

61 Stunden, 3 Minuten

Sam war im Rathaus geblieben. Wie zu erwarten, hatten er und Astrid wegen Alberts Club noch heftig gestritten. Es war nicht ihr erster Streit und mit Sicherheit auch nicht ihr letzter.

Sam hasste es, mit ihr aneinanderzugeraten. Wenn er überlegte, mit wie vielen Menschen er wirklich reden konnte, fielen ihm exakt zwei ein: Edilio und Astrid. Seine Gespräche mit Edilio drehten sich hauptsächlich um offiziellen Kram. Aber mit Astrid hatte er immer über alles Mögliche sprechen können– über Tiefsinniges genauso wie über Alltägliches. Das hatte sich geändert: Jetzt redeten sie nur noch über die Arbeit. Und gerieten sich laufend in die Haare.

Er war in Astrid verliebt. Die Momente, in denen er sie küsste, ihr Haar streichelte und sie sich an ihn schmiegte, bewahrten ihn davor, verrückt zu werden.

Aber statt zu schmusen und über Gott und die Welt zu reden, schrien sie sich an.

Diese Nacht schlief Sam auf dem durchgelegenen Sofa in seinem Büro und wachte vor Sonnenaufgang auf. Er zog sich rasch an und verließ das Gebäude, bevor die ersten Leute ankamen und ihn mit ihren Problemen nervten.

Die Straßen waren leer und still. Wie immer in letzter Zeit. Ein paar Kids durften zwar Auto fahren, aber nur in seinem Auftrag. Wenn mal ein Fahrzeug unterwegs war, was selten genug vorkam, hörte man es lange, bevor man es sah.

Aus der Ferne drangen Motorengeräusche an Sams Ohr, die aber nicht von einem Auto stammten. Als er die niedrige Betonmauer zum Strand erreicht hatte und draufgesprungen war, erkannte er sofort, woher das Geräusch kam. Auf dem Wasser tuckerte ein Motorboot im Schrittempo dahin. Obwohl er in der Dämmerung nur eine Silhouette ausmachen konnte, war er sich ziemlich sicher, wer das Boot steuerte.

Sam überquerte den Strand zum Ufer, formte die Hände zu einem Trichter und schrie:

»Quinn!«

Quinn wirkte sehr beschäftigt. Er hob den Kopf und rief zurück: »Bist du das, Bruder?«

»Ja, Mann. Was machst du da?«

»Warte mal!« Quinn bückte sich und lenkte das Boot gleich darauf in Richtung Ufer. Er ließ es auf den Sand laufen, drehte den Motor ab und sprang heraus.

»Was machst du da?«, wiederholte Sam seine Frage.

»Fischen.«

»Was?«

»Wir brauchen doch Nahrungsmittel, oder?«

»Ja, aber du kannst dir nicht einfach ein Boot nehmen und fischen gehen.«

Quinn musterte ihn überrascht. »Wieso nicht?«

»Wieso nicht?«

»Das Boot wird nicht genutzt. Die Ausrüstung habe ich irgendwo gefunden. Und ich schiebe immer noch jeden Wachdienst, für den mich Edilio einteilt.«

Darauf wusste Sam nichts zu erwidern. »Hast du was gefangen?«

»Ich habe ein Buch übers Angeln gelesen und es genau so gemacht, wie es dort steht.«

Quinn beugte sich in das Boot und wuchtete etwas Schweres heraus. »Da. Ich wette, der wiegt mindestens vierzig Kilo. Er ist riesig.«

»Nicht schlecht, Mann.« Sam musste trotz seiner schlechten Laune grinsen. »Was ist das für einer?«

»Könnte ein Heilbutt sein, bin mir aber nicht sicher. Er sieht nicht so aus wie die

Abbildung im Buch.«

»Was hast du damit vor?«

»Na ja«, antwortete Quinn nachdenklich. »Ich dachte, ich fahre gleich wieder raus und sehe zu, dass ich noch mehr fange. Einen Teil davon esse ich selbst und dann wollte ich mit Albert reden, ob er den Rest gegen irgendwas eintauschen möchte. Du kennst ihn ja. Albert wird sich was einfallen lassen, wie er ihn zu Fischstäbchen verarbeitet. Hey, vielleicht hat er ja noch Ketchup.«

»Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist«, meinte Sam.

»Warum?«

»Weil Albert das Essen nicht mehr so einfach hergibt.«

Quinn stieß ein nervöses Lachen aus. »Du wirst mir das jetzt nicht verbieten, oder? Ich tu niemandem weh damit.«

»Das sag ich auch nicht. Aber Albert wird den Fisch nur an die Leute verteilen, die ihm etwas dafür geben: Batterien, Klopapier und was er sich sonst noch ausgedacht hat, um die Kontrolle zu übernehmen.«

»Sam, ich habe hier vierzig Kilo bestes Eiweiß.«

»Ja, und das sollten diejenigen bekommen, die es am dringendsten benötigen. Mary könnte es den Kleinen in der Kita geben.«

Quinn bohrte seine Zehe in den feuchten Sand. »Du willst also nicht, dass ich den Fisch verkaufe oder eintausche. Aber er ist nun mal da. Was fange ich jetzt damit an? Jemand muss ihn bald auf Eis legen. Ich kann ja wohl schlecht rumlaufen und Fischstücke verteilen, oder?«

Wieder einmal hatte Sam das Gefühl, dass sich alle Fragen, auf die er keine Antwort wusste, wie eine Flutwelle vor ihm auf türmten. Musste er jetzt entscheiden, was Quinn mit dem Fisch tun sollte?

»Hör zu«, fuhr Quinn fort. »Ich will doch bloß den Fisch und alles, was ich noch fange, zu Albert bringen. Sein Kühlschrank ist groß genug, damit nichts verderbt. Außerdem findet er bestimmt raus, wie man ihn ausnimmt und kocht und...«

»In Ordnung«, unterbrach Sam ihn. »Meinetwegen. Bring ihn zu Albert. Aber nur dieses eine Mal. Ich überleg mir in der Zwischenzeit, wie wir das von jetzt an regeln.«

»Danke, Mann.«

Sam drehte sich um und kehrte zur Promenade zurück.

»Caine?«

Keine Antwort. Diana klopfte noch einmal vorsichtig an die Tür.

»Hungrig im Dunkeln«, jammerte Caine in einem gespenstisch hohen Tonfall. »Hungrig im Dunkeln, hungrig im Dunkeln, hungrig, hungrig.«

»Oh nein!«, murmelte Diana. »Nicht schon wieder.«

Während seines dreimonatigen Deliriums hatte Caine laufend irgendwelches Zeug gebrüllt. Doch am häufigsten hatte er diesen Satz wiederholt. *Hungrig im Dunkeln*.

Sie öffnete die Tür. Caine warf sich in seinem Bett von einer Seite zur anderen und schlug mit den Armen um sich, als wehrte er einen unsichtbaren Feind ab.

Er war aus Moses Hütte in den Bungalow umgezogen, in dem früher die Schulleiterin der Coates Academy mit ihrem Mann gewohnt hatte.

Diana lief rasch zum Fenster, als Caine gerade wieder loslegte und laut jammernd den Hunger im Dunkeln beklagte. Sie zog die Jalousien hoch und ließ das schwache Sonnenlicht des frühen Tages herein.

Caine setzte sich abrupt auf. »Was ist?« Er blinzelte ein paarmal und wurde von einem Schauer gepackt. »Was machst du hier?«

»Du hast wieder damit angefangen«, antwortete Diana.

»Womit?«

»»Hungrig im Dunkeln.« Einer deiner größten Hits. Manchmal änderst du ihn zu »Hungrig in der Dunkelheit«. Caine, das geht seit Wochen so. Du stammelst, stöhnst und schreist in einem fort diesen Satz.« Sie setzte sich auf den Bettrand. »Was hat das alles zu bedeuten?«

Caine zuckte die Achseln. »Keine Ahnung.«

»Die Dunkelheit. Drake spricht auch davon. Das Ding in der Wüste, das ihm seinen Arm gegeben hat. Das Ding, das dich seit Monaten quält.«

Caine schwieg.

»Es ist eine Art Monster, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ist es ein mutiertes Kind? Oder ein mutiertes Tier wie die Kojoten?«

»Es ist, was es ist«, entgegnete Caine kurz angebunden.

»Was will es?«

Caine sah sie misstrauisch an. »Wieso interessiert dich das?«

»Ich lebe hier, schon vergessen? Ich muss in der verdammten FAYZ überleben wie alle anderen auch. Es geht mich also sehr wohl etwas an, ob so eine teuflische Kreatur uns alle benutzt, um...«

»Niemand benutzt mich!«, fuhr Caine sie an.

Diana blieb still, damit seine Wut abklingen konnte. Dann sagte sie leise: »Caine, es macht dich kaputt. Du bist nicht mehr du selbst.«

»Hast *du* Jack losgeschickt, damit er Sam warnt? Ihm sagt, wie man nicht verpufft?«

Die Frage kam so unerwartet, dass Diana ihre ganze Selbstbeherrschung aufbieten musste, um ihre Angst zu verbergen.

»Das denkst du also«, sagte sie mit einem gequälten Lächeln. »Ist das der Grund, warum du mich auf Schritt und Tritt beschatten lässt?«

Caine leugnete es nicht. »Ich bin in dich verliebt, Diana. Du hast mich in den letzten Monaten nicht im Stich gelassen. Ich möchte nicht, dass dir etwas zustößt.«

»Warum drohst du mir?«

»Weil ich Pläne habe. Weil ich etwas erledigen muss. Ich muss wissen, auf wessen Seite du stehst.«

»Ich stehe auf meiner Seite«, sagte sie wahrheitsgemäß. Sie fühlte sich nicht in der Lage, überzeugend zu lügen. Wenn er merkte, dass sie ihn anlog...

Caine nickte. »Verstehe. Das respektiere ich. Aber wenn ich rauskriege, dass du Sam hilfst...«

Diana fand, es war an der Zeit für einen Wutanfall. »Du hörst mir jetzt mal zu, du Haufen Elend!«, fuhr sie ihn an. »Ich hatte die Wahl. Ich hätte mit Sam mitgehen können, als er dich besiegt hat. Das wäre klüger gewesen. Ich wäre in Sicherheit vor Drakes Peitschenhand und würde mir deine bescheuerte Anmache ersparen, wenn du dich mal wieder einsam fühlst. Außerdem hätte ich mehr zu essen. Trotzdem habe ich mich entschieden, bei dir zu bleiben.«

Caine beugte sich zu ihr. Sein Blick sprach Bände.

Diana verdrehte die Augen, aber sie ließ zu, dass er sie küsste. Und nach einigen Sekunden eisiger Gleichgültigkeit erwiderte sie seinen Kuss.

Dann legte sie die Hand auf seinen Oberkörper und drückte ihn sanft auf das Kissen zurück.

»Ich hau jetzt ab.« Sie stand auf und ging zur Tür.

»Diana?«

»Was?«

»Ich brauche Computer-Jack.«

Ihre Hand lag bereits auf der Türklinke. Sie blieb wie angewurzelt stehen. »Ich hab ihn nicht in meinem Zimmer versteckt, falls du das meinst.«

»Hör mir zu, Diana, und unterbrich mich nicht. Ich mache dir dieses Angebot nur einmal. Egal, was zwischen dir und Jack und Sam gelaufen ist, es ist vergessen, wenn du mir Jack bringst. Mir ist völlig egal, wie du es anstellst, aber in zwei Tagen will ich ihn hierhaben. Ab jetzt.«

Diana hatte das Gefühl, keine Luft zu bekommen.

»In zwei Tagen. Du weißt, was sonst passiert.«

Albert beaufsichtigte einen Jungen aus seiner Crew beim Fegen des Clubs und blätterte in einem Buch über die Schmelzpunkte verschiedener Metalle, als die Tür aufging und Quinn eine Schubkarre in den Laden schob.

Darin lagen drei Fische. Einer war richtig groß, die anderen beiden waren eher durchschnittlich.

»Wahnsinn!«, stieß Albert hervor.

»Cool, was?« Quinn lächelte die Fische stolz an.

»Sind die zu kaufen?«, fragte Albert.

»Ja. Bis auf den Anteil, den ich selbst verdrücke. Und Mary müssen wir auch was geben. Für die Kleinen.«

»Klar.« Albert dachte kurz nach. »Für Backteig habe ich keine Zutaten mehr, aber ich könnte sie in Mehl wenden, dann werden sie genauso knusprig.«

»Mann, ich ess sie auch roh«, sagte Quinn. »Hab's kaum hierhergeschafft, ohne mir einen Bissen zu genehmigen.«

»Was willst du für die drei haben?«, fragte Albert.

Quinn sah ihn ratlos an. »Keine Ahnung.«

»Na gut. Wie wär's damit? Du bekommst einen Gratispass für den Club. Plus so viel Fisch, wie du essen kannst. Und ich schulde dir noch einen Riesengefallen.«

»Einen Riesengefallen?«

»Genau. Ich bin an ein paar Sachen dran, schmiede Pläne. Du könntest mir dabei helfen.«

»Ach ja?« Quinn klang skeptisch.

»Vertrau mir. Du vertraust mir und ich vertraue dir.«

Albert wusste, dass er mit diesen Worten ins Schwarze traf, denn wer brachte Quinn schon Vertrauen entgegen?

Albert wechselte kurz das Thema. »Wie hast du die Fische gefangen?«

»Ähm, so schwer ist das nicht. Zuerst hab ich mit einem Netz kleine Fische rausgeholt. Die findet man in Gezeitentümpeln und im seichten Wasser. Ich hab sie als Köder verwendet. Angelzeug und Boote gibt es jede Menge. Und dann musst du nur noch sehr viel Geduld haben.«

»Das könnte was ganz Großes werden«, dachte Albert laut nach. »Okay, Mann, ich möchte dir ein Angebot machen.«

Quinn grinste. »Bin ganz Ohr.«

»Zu meiner Crew gehören vierundzwanzig Leute. Meistens bewachen sie Ralphs Laden und verteilen die Lebensmittel. Aber inzwischen gibt es nicht mehr viel zu bewachen, geschweige denn zu verteilen.«

»Und?«

»Ich gebe dir sechs von meinen besten Leuten. Die zuverlässigsten Typen, die ich habe. Du nimmst sie mit raus und bringst ihnen das Fischen bei.«

»Und weiter?« Quinn runzelte die Stirn, weil er noch nicht ganz kapierte, worauf Albert hinauswollte.

»Wir werden Partner. Wir steigen ins Fischgeschäft ein. Ich gebe dir die Arbeiter,

transportiere den Fisch, kühle ihn, bereite ihn zu und vertreibe ihn. Und was dabei rauskommt, wird geteilt. Ich bekomme siebzig Prozent und du dreißig.«

Quinns linke Augenbraue wanderte nach oben. »Wie bitte? Wieso siebzig für dich?«

»Ich bezahle alle unter mir«, erklärte Albert. »Deine dreißig Prozent gehören dir allein.«

Dreizehn

45 Stunden, 36 Minuten

Sam klopfte an die Tür.

Es dauerte eine Weile, bis Astrid ihm öffnete. Sie musste gerade aus der Dusche gekommen sein. Nach dem Abendessen trainierte sie gerne, denn in der Zeit schaute der kleine Pete am liebsten DVDs. Die Haare klebten ihr nass am Hals, ein paar Strähnen hatten sich jedoch über ein Auge gelegt und verliehen ihr einen verwegenen Piratenlook. Sie stand im Bademantel und mit einem Handtuch vor ihm.

»Aha, der große Bürgermeister kommt also wieder angekrochen?«, hänselte sie ihn.

»Würde es helfen, wenn ich auf allen vieren käme?«

Astrid dachte kurz darüber nach. »Nein, der reumütige Blick genügt mir. Komm rein. Hast du Hunger? Es gibt Okra aus der Dose, dazu selbst gemachte, wenn auch leicht verkohlte Tortilla aus Weizenschrotmehl und einen halben Kohl von gestern. Wenn du den geraspelten Kohl und die Okraschoten in die Tortilla wickelst und dreißig Sekunden lang in die Mikrowelle schiebst, ist das zwar immer noch echt ekelhaft, aber halbwegs nahrhaft.«

Sam betrat das Haus und schloss die Tür. Der kleine Pete lag auf dem Fußboden vor dem Fernseher und starrte auf den Bildschirm.

»Wir dürfen uns nicht über... du weißt schon... über politische Dinge streiten«, sagte Sam.

»Ich soll dir also einfach in allem Recht geben?« Ihr gereizter Tonfall signalisierte ihm, dass sie gleich wieder loslegen würde.

»Nein. Ich will wissen, was du denkst. Ich brauche dich«, gestand Sam. »Aber wenn wir mal anderer Meinung sind, dürfen wir nicht gleich böse aufeinander sein. Verstehst du?«

Astrid atmete tief durch und sagte: »Du hast Recht. Wir haben genug andere Sorgen.«

»Cool.«

»Hast du letzte Nacht überhaupt geschlafen? Du siehst müde aus.«

»Bin ich auch. Es war ein langer Tag. Sag mal, wusstest du, dass Quinn unter die Fischer gegangen ist? Heute Morgen hat er ein Riesenteil gefangen.«

»Ich hatte keine Ahnung. Das ist gut.« Dann machte sie ein nachdenkliches Gesicht.

»Daran hätten wir aber auch selbst denken können.«

»Wir können nicht an alles denken«, erwiderte Sam erschöpft. Genau das war das Problem: Wenn nur einer zuständig war, wurde von ihm erwartet, dass er auf alles eine Antwort wusste.

»Was macht er mit dem Fisch?«

»Wir haben ziemlich viel in die Kita geschickt. Die Kleinen kriegen endlich mal wieder richtiges Eiweiß.«

»Ziemlich viel? Was hat Quinn mit dem Rest vor? Er will ihn doch hoffentlich nicht horten?«

»Er...« Sam verstummte. Er wollte jetzt wegen Quinn, Albert und den Fischen keinen Streit vom Zaun brechen. »Meinst du, wir könnten das morgen besprechen? Wichtig ist doch nur, dass die Kleinen ihre Proteine bekommen haben.«

Astrid berührte seine Wange. »Geh schlafen.«

»Zu Befehl.«

Zum ersten Mal seit Langem fühlte er sich etwas besser. Er stieg müde die Treppe hinauf und schleppte sich in das ehemalige Gästezimmer, einen aufgeräumten Raum mit eigenem Bad

und weichen Handtüchern.

Er schlüpfte sofort unter die Decke und war innerhalb von Sekunden eingeschlafen.

Doch seine Träume waren alles andere als friedlich. Er träumte von dem Moment, als er fünfzehn wurde und beinahe verpufft wäre. Seine Mutter war erschienen und hatte ihn zu sich gerufen. Es war eine Illusion gewesen. Man sah, was man sehen wollte. Und trotzdem hatte es so echt gewirkt. Im Traum durchlebte Sam diesen Moment noch einmal und musste wieder mit ansehen, wie sich seine Mutter in ein Monster verwandelte, weil er ihr nicht folgte.

Er sah auch seinen Zwillingsbruder. Caine stand in der Mitte eines glühenden Lichtkreises. Dann tauchte ein etwa zwölfjähriges Mädchen auf. Es war mager und hatte einen buschigen Pferdeschwanz. Irgendwo am Rande seines Bewusstseins fragte er sich, wer das Mädchen war. Als er und Caine verpuffen sollten, war kein Mädchen erschienen.

Der Traum ging in einen anderen über. Sam stand am Fuß der Rathaustreppe und von oben polterten mülltonnengroße Konservendosen herunter. Die Dosen rollten immer schneller heran. Erst eine mit Bohnen, dann Ravioli. Sam wollte die Treppe hochsteigen, schaffte es aber nicht, denn jedes Mal, wenn er den Fuß auf die nächste Stufe stellen wollte, sprang schon wieder eine Dose auf ihn zu.

Plötzlich wurden die Dosen ganz klein und so viele, dass sie sich wie eine Lawine die Treppe herunterwälzten. Sie umschwirrten seine Beine wie ein Insektenschwarm. Er geriet ins Stolpern, rutschte aus und stürzte in die Dosenlawine.

Im Traum hob er den Blick und sah wieder das Mädchen mit dem Pferdeschwanz. Es stand oben auf der Treppe. Die Dosen verwandelten sich in Minzbonbons. Sie rollten und purzelten hinab und begruben Sam unter sich.

Sam spürte deutlich, dass jemand neben ihm stand. Kein Mensch, sondern ein riesiger Käfer. Der Käfer hob eins der Bonbons auf.

Astrid rüttelte Sam, sie schrie auf ihn ein. »Wach auf!«

Er sprang so blitzartig aus dem Bett, dass er sie beinahe umgeworfen hätte.

»Was ist?«

»Pete.« Astrids Augen waren vor Angst weit aufgerissen.

Sam rannte zu Petes Zimmer. An der offenen Tür blieb er wie angewurzelt stehen.

Pete lag in seinem Bett. Er rührte sich nicht und hatte die Augen geschlossen. Sein Gesichtsausdruck war friedlich. Er schlief. Wie er so ruhig schlafen konnte, war Sam unbegreiflich, denn das Zimmer war voller Monster.

Sie drängten sich von einer Wand zur anderen und klebten sogar an der Decke.

Monster. Genug für mindestens hundert Albträume. Sie glitten unter dem Bett hervor, krochen aus dem Kleiderschrank und schwebten in der Luft wie heliumgefüllte Luftballons.

Sams Blick fiel auf ein kleineres Exemplar mit drei violetten Flügelpaaren. Aus dem Bauch wuchsen krallenartige Ranken und der Kopf sah aus wie die Nadel einer Spritze, auf der zwei blutrote Augäpfel hockten.

Das mit Abstand größte Ungeheuer war ein zotteliger Grizzlybär mit riesigen Tatzen und ausgefahrenen Krallen, die mindestens einen halben Meter lang waren.

Manche der Monster bestanden aus lauter scharfen Kanten, als wären sie aus Rasierklingen und Küchenmessern zusammengebaut worden. Wieder andere waren aus glühendem Magma.

»Wie unlängst auf der Plaza«, flüsterte Sam mit bebender Stimme.

»Nein. Die hier werfen Schatten«, presste Astrid mühsam hervor. »Sie machen Geräusche. Und stinken.«

Das große Zottelungeheuer änderte seine Erscheinung. Das braune Fell wurde immer heller, bis es ganz weiß war. Doch auf einmal schlug es in Grün um.

Sein Mund ging auf. Es gab einen Ton von sich wie eine Katze, deren Hals in einer Schlinge steckt. Ein gespenstisches Maunzen.

Gleich darauf klappte das Maul mit einem *Klick* zu und verschwand im neu gewachsenen Fell.

»Es versucht zu sprechen«, flüsterte Astrid.

Eine durch den Raum schwebende senffarbene Hundegestalt, die weder Kopf noch Augen hatte, dafür eine aus dem Rumpf ragende Axt mit Antennen und zwei geriffelten Schläuchen, verwandelte sich mitten in der Luft. Die eben noch harmlosen Pfoten wurden zu spitzen Speeren, aus denen sich Widerhaken schoben. Die Haken wurden ausgefahren und wieder eingezogen, als würde das Wesen seine neuen Körperteile erst mal ausprobieren.

»Können sie uns sehen?«, fragte Sam.

»Ich weiß nicht. Aber sieh nur, wie sie Pete anstarren.«

Manche von ihnen glotzten Pete mit fünf Augenpaaren an, andere mit ihrem einzigen Auge. Selbst die Gesichter, die lediglich aus einem Maul mit messerscharfen Zähnen bestanden, schienen mit scheuer Ehrfurcht dem kleinen Pete zugewandt zu sein, der immer noch seelenruhig in seinem Bett lag und leise schnarchte.

Eine Schlange von der Länge einer Anakonda glitt durch den Raum und erhob sich wirbelnd in die Luft. Aus ihrem aufgerissenen Riesenmaul drang ein Zischen, das lauter wurde, bis es plötzlich abbriss, weil sich der Kopf der Schlange in Luft aufgelöst hatte.

»Sie versuchen zu kommunizieren«, sagte Astrid. »Etwas hindert sie aber daran.«

»Oder jemand«, meinte Sam und hob seine Hände. »Falls sie uns angreifen...«

Astrid schob ihn sofort weg. »Nicht, Sam. Du könntest Pete treffen.«

»Was passiert, wenn er aufwacht?«

»Bisher sind die Visionen einfach verschwunden. Aber diesmal ist es anders. Sieh nur. Die Vorhänge sind versengt, wo dieses Lavamonster sie berührt hat.«

Sam traf eine Entscheidung. »Weck ihn auf.«

»Was, wenn...?«

»Vielleicht sind sie gar keine Bedrohung. Wenn doch, werde ich nicht zulassen, dass sie dir oder Pete was antun. Eher verbrenn ich sie.«

Er fügte noch hinzu: »Wenn das überhaupt geht.«

»Pete!«, rief Astrid mit bebender Stimme.

Bis zu diesem Moment hatten die Ungeheuer die beiden Menschen nicht beachtet. Doch jetzt wandte sich ihnen jedes Auge und jede zitternde Antenne zu.

»Versuch es noch mal«, wisperte Sam. Er streckte die Arme aus und richtete die Handflächen auf die Monster.

»Pete!«, sagte Astrid drängend.

Die monströsen Gestalten reagierten wie auf ein Kommando. Sie schienen zu einer Masse zu verschmelzen.

Ein Maul nach dem anderen öffnete sich: Sie grunzten und zischten, jaulten und knurrten, quietschten wie ein Messer, das über Glas schrappt, zirpten wie Grillen oder bellten wütend wie in die Enge getriebene Hunde. Doch sosehr sie sich auch abmühten, aus den Lauten wurden keine Worte.

Es war ein wütender, frustrierter Chor, der so plötzlich abbriss, als hätte jemand den Stecker gezogen.

Die Monster starrten Astrid und Sam an, als wären die beiden an ihrem Verstummen schuld.

Sam fluchte leise. »Geh rückwärts den Flur hinunter«, zischte er Astrid zu. »Dann können sie uns nur einzeln angreifen und Pete bleibt aus der Schusslinie.«

»Sam...«

»Kein günstiger Zeitpunkt für Diskussionen«, presste Sam hervor. »Zieh dich langsam zurück.«

Sie tat wie geheißen und Sam folgte ihr, einen Fuß hinter den anderen setzend und mit ausgestreckten Armen.

Wenn sie ihnen hinterherkämen, würde er niemals alle mit seiner Kraft erwischen. Ein paar vielleicht, vorausgesetzt, sie fingen Feuer. Wie setzte man etwas in Brand, das aus flüssiger Lava bestand?

Sie zogen sich Schritt für Schritt zurück. Der Flur war noch einen Meter weit weg, jetzt noch einen halben. Falls die Monster angriffen, wäre er strategisch im Vorteil. Und Pete befände sich in Sicherheit.

»Ruf ihn noch einmal. Lauter.«

»Er reagiert nicht immer.«

»Versuch es.«

»Pete!«, rief Astrid mit schriller Stimme. »Pete, wach auf! Wach auf!«

Das sechsflügelige Wesen griff als Erstes an. Es schwirrte mit der Geschwindigkeit einer Libelle durch die Tür und direkt auf Astrid zu.

Aus Sams Händen schossen grüne Lichtblitze. Das geflügelte Monster ging in Flammen auf, hatte aber bereits so viel Schwung, dass es weiterflog.

Sam ließ sich fallen und griff hinter sich, um Astrid zu Boden zu zerren. Sie hatte sich aber bereits geduckt. Das brennende Insekt schoss mit verkohlten, skelettartigen Flügeln über ihre Köpfe hinweg.

Mary stolperte in den Flur. »Was zum Teufel...?«

»Weg da, Mary! Weg, weg, weg!«, schrie Sam.

Mary verschwand mit einem Satz in ihrem Zimmer, als der senffarbene Hund in den Flur stürmte. Die aus seinem Axtschädel ragenden Schläuche verschossen eine hellblaue Masse, die sich dickflüssig wie Haferschleim über eine von Sams Händen legte.

Sam feuerte mit der anderen Hand. Das Ding brannte, wurde langsamer, blieb aber nicht stehen.

Und jetzt drängelten sich sämtliche Albraummonster durch die Tür in den Flur, stießen sich gegenseitig aus dem Weg und dann...

Dann waren sie weg.

Einfach weg.

Alle bis auf die glühenden Überreste des Sechsfüglers und des Schleim speienden Hundes. Astrid stürzte gefolgt von Sam in Petes Zimmer. Der Vierjährige saß mit offenen Augen in seinem Bett und blickte ins Leere.

Astrid setzte sich neben ihn und nahm ihn in die Arme.

»Oh, Petey, Petey«, weinte sie.

Sam lief zum Fenster, weil der angesengte Vorhang inzwischen lichterloh brannte. Er riss ihn mit einem Ruck zu Boden und trat die Flammen aus.

Als er aus dem Fenster schaute, erschrak er fast noch mehr als beim Anblick der Monster. Auf der anderen Straßenseite stand ein Mädchen und sah zu ihm hoch.

Es hatte große dunkle Augen und braunes, zu einem Pferdeschwanz gebundenes Haar.

Das Mädchen aus seinem Traum.

Sam raste aus dem Zimmer, stürzte die Treppe hinunter und hinaus auf die Straße.

Das Mädchen war nirgends zu sehen.

Als Sam ins Haus zurückeilte, stand Mary mit entsetztem Gesichtsausdruck neben Astrid. Zu seiner Verblüffung machte sich Astrid gerade Notizen, während sie ihren Bruder weiterhin im

Arm hielt.

»Was...?«

»Sie haben sich angepasst«, fiel ihm Astrid ins Wort. »Du hast es selbst gesehen. Sie konnten sich vor unseren Augen verändern. Eine andere Gestalt annehmen.«

Sie schrieb rasch weiter, wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und beugte sich dann wieder über den Notizblock.

»Was war das?«, flüsterte Mary.

Sam wandte ihr das Gesicht zu. »Mary, du erzählst keinem Menschen davon, hörst du?«

»Das ist *er*, nicht wahr?« Mary starrte den kleinen Pete an, der gerade herzhaft gähnte und so aussah, als würde er gleich wieder einschlafen. »Es hat mit ihm zu tun.«

»Vieles hat mit ihm zu tun«, sagte Sam. »Aber es muss unter uns bleiben. Ich muss mich absolut auf dich verlassen können.«

Mary nickte und kehrte in ihr Zimmer zurück.

»Da ist doch was faul«, flüsterte Astrid, während sie ihren Bruder wieder auf das Kissen bettete.

»Was du nicht sagst!«, erwiderte Sam schrill.

Astrid strich sanft über Petes Stirn. »Petey, du darfst das nicht mehr tun. Es könnte jemand verletzt werden. Ich könnte verletzt werden. Und wer würde sich dann um dich kümmern?«

»Keine Monster mehr, Petey«, fügte Sam hinzu.

»Keine Monster mehr«, wiederholte Astrid wie ein Echo.

Der kleine Pete schloss die Augen. »Keine Monster mehr«, sagte er gähnend. »Ich hab sie still gemacht.«

»Wen hast du still gemacht?«, wollte Sam wissen.

»Wen meinst du, Pete?«, drang Astrid auf ihn ein. »Wer war das? Was wollten sie sagen?«

»Hungrig«, sagte der kleine Pete. »Hungrig im Dunkeln.«

»Was bedeutet das?«, bettelte Astrid.

Aber der kleine Pete war bereits eingeschlafen.

Vierzehn

36 Stunden, 47 Minuten

»Das geht schon die ganze Zeit so.« Die Wanze deutete auf Orsay, die mit angezogenen Knien und hängenden Schultern auf der Treppe zur Coates Academy saß.

Caine blickte sie interessiert an. Er berührte Orsays Scheitel und bemerkte, wie sie zusammenzuckte. »Ich glaube, ich weiß, wo sie ist.«

Diana gähnte. Sie trug ihren Seidenpyjama und darüber einen Bademantel, als wäre ihr kalt. Dabei wurde es in der FAYZ nie richtig kalt.

Die Wanze schwankte, er konnte sich vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen halten.

»Was war los, als Orsay sich ausblendete?«, wollte Caine wissen.

»Was?« Die Wanze hob ruckartig den Kopf und zwang sich, wach zu bleiben. »Zuerst war sie in Sams Träumen. Erzählte was von Konservendosen. Dann fing in einem anderen Zimmer so was wie eine Lichtshow an, richtig unheimlich, und Orsay kippte auf einmal weg, als hätte sie Drogen genommen.«

Caine kniete sich vor Orsay hin und hob sanft ihren Kopf. »Es reicht«, befahl er.

Als sie keinerlei Reaktion zeigte, schlug er ihr ins Gesicht, nicht böse, aber trotzdem fest genug, um einen rosa Abdruck auf ihrer Wange zu hinterlassen.

Orsays Augenlider flatterten. Wie bei jemandem, der aus dem Tiefschlaf geweckt wird.

»Entschuldige«, sagte Caine. Er war ihr so nahe, dass er ihren Atem spüren und ihren rasenden Herzschlag hören konnte. »Ich muss wissen, was du gesehen hast.«

Ihre Mundwinkel wanderten nach unten und ließen sie aussehen wie eine mit raschen Strichen gezeichnete Karikatur von Furcht und Trauer.

»Komm schon!«, drängte Caine. »Ich habe zwar keine Ahnung, in welchen Träumen du warst, aber schlimmer als meine Albträume können sie nicht gewesen sein. Die sind so entsetzlich, dass du sie dir nicht einmal vorstellen möchtest.«

»Sie waren nicht schrecklich«, sagte Orsay leise. »Sie waren... überwältigend. So stark, dass ich mehr davon sehen wollte.«

Caine wich von ihr ab. »Warum bist du dann so verstört?«

»In seinen Träumen... die Welt in seinen Träumen... alles ist so...« Sie gestikulierte mit den Händen, als wollte sie etwas beschreiben, wofür es keine Worte gab.

»In Sams Träumen?«, fragte Caine gereizt.

Orsay sah ihn scharf an. »Nein. Sams Träume sind leicht. Sie haben nichts Magisches.«

»Dann erzähl mir davon. Deshalb habe ich dich schließlich dorthin geschickt.«

»Er ist...« Orsay hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Als würde er sich Sorgen machen. Er ist zerstreut, glaubt, er macht alles falsch, und möchte am liebsten davonlaufen. Und er denkt viel ans Essen.«

Caine stand auf. »Aha. Sam hat Angst. Aber nicht vor mir. Gut. Er macht sich Sorgen wegen seines blöden Jobs als Bürgermeister von Loserville. Auch gut.« Er tätschelte Orsays Kopf. »Kam das Kraftwerk in seinen Träumen vor?«

Orsay schüttelte den Kopf.

Caine klatschte in die Hände. »Bestens. Wir können also jederzeit zuschlagen. Wäre da nicht...«

Er starrte Diana an.

»Ich bring ihn dir«, sagte sie.

»Ohne Jack schaff ich das nicht, Diana.«

»Ich hab doch gesagt, dass ich ihn dir bringe.«
 »Du brauchst Jack?«, fragte Drake. »Ich hol ihn her, kein Problem.«
 »Du denkst an den alten Jack«, erwiderte Caine. »Vergiss nicht, er hat jetzt Kraft.«
 »Seine Kraft ist mir egal«, knurrte Drake.
 »Diana bringt ihn mir. Und dann schalten wir die Lichter aus und füttern die...« Er verstummte und blinzelte verwirrt.
 »Füttern?«, wiederholte Drake.
 Caine hörte ihn kaum. Sein Gehirn schien ins Stolpern geraten zu sein.
Füttern?
 Was hatte er damit gemeint?
 Wen hatte er damit gemeint?
 »Ihr könnt alle gehen«, sagte er zerstreut.
 Als sich keiner rührte, wurde er deutlicher: »Haut ab und lasst mich allein!« Dann fügte er hinzu: »Sie bleibt hier.«
 Als die anderen gegangen waren, kniete er sich wieder vor Orsay hin. »Du hast ihn gesehen, nicht wahr? Du hast ihn gespürt. Er ist in deinen Verstand eingedrungen. Komm schon, ich sehe es dir an.«
 Orsay leugnete es nicht. »Er war in den Träumen des kleinen Jungen.«
 »Welcher kleine Junge?« Caine runzelte die Stirn. »Der kleine Pete? Meinst du ihn?«
 »Er braucht den kleinen Jungen. Der Gaiaphage. Er will...« Orsay suchte nach dem richtigen Wort. Als sie es fand, überraschte es sie selbst. »...lernen.«
 »Lernen?« Caine packte sie am Arm und drückte so fest zu, dass sie zusammenzuckte.
 »Was will er lernen?«
 »Etwas zu erschaffen.«
 Was wollte die Dunkelheit von einem Vierjährigen lernen? »Geh rein«, flüsterte Caine. Er ließ Orsays Arm los. »Geh!«
 Als sie weg war, durchforstete Caine sein Gedächtnis. Er starrte zu den Bäumen am Rand des Coates-Geländes, als würde sich dort eine Erklärung verbergen.
Und dann schalten wir die Lichter aus und füttern die...
 Er hatte sich nicht versprochen. Er hatte etwas Konkretes sagen wollen. Etwas, was getan werden musste.
Hungrig im Dunkeln.
 Ihm war, als hätte die Dunkelheit sein Gehirn mit einem Seil gefesselt. Als hielte sie ein Seilende fest, um daran zu reißen, wann immer ihr danach war.
 »Er ist hungrig«, sagte der kleine Pete.
 »Du meinst, *du* bist hungrig«, korrigierte Astrid ihren Bruder automatisch. Als wäre Petes größtes Problem eine fehlerhafte Grammatik.
 Sie waren in Sams Büro im Rathaus. Es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Kids, die in Scharen mit ihren Wünschen oder Beschwerden ankamen. Ein paar Dinge regelte Astrid selbst, den Rest schrieb sie für Sam auf.
 Sam hatte Recht: So konnte es nicht weitergehen. Die Leute kamen zu ihnen, weil sie Zoff mit ihren Geschwistern hatten. Oder weil sie wissen wollten, ob sie sich Filme ansehen durften, die erst ab zwölf freigegeben waren. Oder weil Sam entscheiden sollte, ob sie ihre Zahnsperre weiter tragen mussten oder nicht. Das war lächerlich.
 »Er ist hungrig«, wiederholte der kleine Pete, den Blick wie immer starr auf seinen Gameboy gerichtet.
 »Möchtest du etwas essen?«, fragte Astrid. »Ich kann nachsehen, ob ich etwas finde.«
 »Er kann nicht sprechen.«

»Natürlich kannst du sprechen, Petey.«
 »Ich lass ihn nicht. Seine Worte sind schlimm.«
 Astrid blickte ihn scharf an. Auf Petes Gesicht war der Ansatz eines Lächelns zu sehen.
 »Und er ist hungrig«, flüsterte er. »Hungrig im Dunkeln.«
 »Weil Sam es so will«, wiederholte Edilio zum x-ten Mal. »Und weil wir verhungern werden, wenn wir nicht auf die Felder gehen.«
 »Kannst du mich nicht ein andermal drannehmen?«, bettelte der Junge.
 »Hör zu, alle würden am liebsten ein andermal drankommen. Aber die Melonen müssen *jetzt* gepflückt werden. Also steig in den Bus. Und setz dir was auf. Mach schon.«
 Edilio blieb in der offenen Haustür stehen und wartete, bis der Junge seine Baseballkappe gefunden hatte. Seine Laune wurde immer schlechter, je weiter der Vormittag voranschritt. Im Bus saßen achtundzwanzig Kinder, die rummeckerten, aufs Klo mussten, hungrig und durstig waren, sich zankten, jammerten und flennten.
 Inzwischen war es fast elf. Bis er sie auf die Felder gebracht hatte, würde es zwölf sein, und dann würden alle fragen, was es zum Mittagessen gab. Er wusste, was er ihnen antworten würde: Pflückt euer Mittagessen selbst, es liegt direkt vor eurer Nase.
 Wenn er den Jungen und sich selbst mitrechnete, waren sie dreißig Leute. Nach vier Stunden Arbeit hätte jeder von ihnen vielleicht siebzig bis achtzig Melonen geerntet. Das klang nicht schlecht, aber nur so lange, bis man die Summe durch dreihunderteinunddreißig hungrige Mäuler teilte und feststellte, dass man ganz schön viele Melonen füttern musste, um satt zu werden.
 Was Edilio wirklich beunruhigte, waren die vielen Früchte, die bereits verfault waren. Und die Vögel, die sie fraßen. Und dass niemand sich überlegte, was sie als Nächstes anpflanzen sollten.
 Sein Zeitplan war optimistisch gewesen. Als sie nach einer fürchterlichen Busfahrt, auf der zwischen zwei Zwölfjährigen auch noch die Fäuste geflogen waren, endlich am Feld ankamen, war es fast ein Uhr nachmittags.
 Und wie zu erwarten, war das Erste, was er zu hören bekam: »Ich hab Hunger.«
 »Das ist euer Mittagessen.« Edilio zeigte mit einer weit ausholenden Geste auf das Feld.
 »Diese runden Dinger?«
 »Das sind Zuckermelonen«, erklärte Edilio. »Und sie schmecken gut.«
 »Was ist mit den Würmern?«, wollte ein Mädchen wissen.
 Edilio seufzte. »Die sind im Kohlfeld und das ist zwei Kilometer weit weg.«
 Keiner rührte sich. Sie standen alle brav in einer Reihe, blieben aber beim Bus und gingen nicht näher an das Feld heran.
 »Okay. Dann zeige ich euch, wie es geht.«
 Er schlenderte auf das Feld, bückte sich, drehte die Melone ein wenig, brach sie ab und hielt sie hoch, damit alle sie sehen konnten.
 Ihn retteten schieres Glück und die Tatsache, dass ihm die Melone aus der Hand gefallen war. Als er sie wieder aufheben wollte, war die Erde in Bewegung geraten.
 Edilio machte einen panischen Satz zur Seite, der ihn beinahe zu Fall gebracht hätte, und stürmte los. Er rannte schneller als je zuvor in seinem Leben. Seine Stiefel stampften auf die unter ihm wuselnden Würmer, wurden schneller und immer schneller und katapultierten ihn aus dem Feld und mit einer Bauchlandung in den Staub.
 Er zog sofort die Beine an und untersuchte panisch seine Stiefel. Die Sohlen waren angenagt, wiesen aber keine Löcher auf. Die Würmer waren nicht eingedrungen.
 Edilio blickte in die schockierten Gesichter der Kinder. Mann, er war drauf und dran gewesen, die Geduld zu verlieren und sie auf das Feld zu jagen! Die meisten trugen Turnschuhe.

Er war ein Zögern davon entfernt gewesen, neunundzwanzig Kids in den Tod zu schicken.

»Steigt in den Bus.« Edilios Stimme zitterte.

»Und das Mittagessen?«, fragte jemand.

Fünfzehn

30 Stunden, 41 Minuten

Sam ließ sich von Astrid die Liste geben. Er überflog die ersten Punkte und hätte sie am liebsten zerknüllt.

»Das Übliche?«, fragte er.

Astrid nickte. »Ich glaube, ein Punkt wird dir besonders gut...«

Edilio war im Türrahmen aufgetaucht, er war weiß wie die Wand und todernst.

»Was ist los?«, fragte Sam.

»Die Würmer. Sie sind im Melonenfeld!«

»Sie breiten sich also aus«, bemerkte Astrid.

»Ich hätte diese Kids beinahe... Sie wären alle umgekommen«, presste Edilio hervor. Er zitterte wie Espenlaub.

»Okay. Mir reicht's.« Sam stand so heftig auf, dass sein Stuhl zurückflog. Endlich konnte er etwas unternehmen.

Er hätte beunruhigt sein sollen. Und das war er auch. Als er jedoch wild entschlossen den Raum verließ, spürte er vor allem Erleichterung.

»Astrid, die Liste muss warten. Jetzt sind erst mal die Würmer dran.«

Zwei Stunden später standen Sam und Dekka am Rand des Melonenfelds. Edilio hatte sie im offenen Jeep hergefahren, weigerte sich aber, aus dem Wagen zu steigen.

»Wie stellst du dir das vor?«, fragte Dekka.

»Du hebst sie in die Luft und ich verbrenne sie«, antwortete Sam.

»Ich kann immer nur eine relativ kleine Fläche auf einmal heben. Einen Kreis von vielleicht sechs Metern Durchmesser.«

Nachdem sich herumgesprochen hatte, dass Sam die Würmer vernichten wollte, hatten sich an die zwanzig Kids am Feld eingefunden. Schaulustige, die aus sicherer Entfernung zusahen, wobei manche sogar Kameras dabei hatten. Wie Touristen oder Schlachtenbummler.

Howard und Orc kamen gerade an. Sam war froh, sie zu sehen. Er hatte Howard ausrichten lassen, dass er Orcs Hilfe brauchte.

»Was läuft, Sammy?«, fragte Howard.

»Es sind noch mehr Würmer aufgetaucht. Zeit für ein bisschen Schädlingsbekämpfung.«

Howard nickte. »Verstehe. Und was willst du von ihm?« Er deutete mit dem Daumen auf Orc, der beim Wagen geblieben war und an der Motorhaube lehnte. Sein Gewicht drückte die Reifen platt und warf Dellen ins Blech.

»Wir können nicht alle Würmer töten«, erklärte Sam. »Aber Astrid meint, sie dürften intelligenter sein als normale Würmer. Deshalb schicken wir ihnen eine Botschaft: Legt euch nicht mit uns an.«

»Ich kapiere immer noch nicht, was Orc tun soll.«

»Er ist unser Kanarienvogel.«

»Unser was?«

»Früher haben die Grubenarbeiter einen Kanarienvogel mit ins Bergwerk genommen. Wenn sich im Stollen giftige Gase gebildet hatten, starb der Kanarienvogel zuerst. Wenn es ihm gut ging, wussten sie, dass es dort unten sicher war.«

Howard benötigte einen Moment, um das zu verdauen. Er lachte böse. »Mann, ich hab immer gedacht, du bist ein Weichei. Aber jetzt würdest du, ohne mit der Wimper zu zucken, Orc da reinschicken und den Würmern zum Fraß vorwerfen.«

»Beim letzten Mal hat es eine Weile gedauert, bis sie in seinem Gesicht waren«, sagte Sam. »Sobald die Würmer auf ihn losgehen, kommt er raus.«

»Eiskalt.« Howard grinste ihn hämisch an. »Ich red mit ihm. Aber er arbeitet nicht umsonst. Das weißt du. Vier Kisten Bier.«

»Zwei.«

»Drei.«

»Zwei. Und wenn du nicht sofort aufhörst, mit mir zu feilschen, zeig ich dir, wie eiskalt ich wirklich sein kann.«

Als sie sich geeinigt hatten, wandte sich Sam an Dekka. »Bist du so weit?«

»Ja.«

»Okay, dann los.«

Dekka streckte die Arme hoch über den Kopf und zielte mit den Handflächen auf die nächstgelegene Fläche am Feldrand.

Augenblicklich schossen Melonen und Ranken in einer Wolke aus schwarzer Erde nach oben und bildeten eine dunkle, in der Luft schwebende Säule. Die Würmer waren deutlich sichtbar. Sie krochen aus den Erdklumpen und schlängelten sich himmelwärts.

Sam hob die Hände. Er spreizte die Finger.

»Das wird sich gut anfühlen«, murmelte er.

Aus seinen Handflächen schossen grün-weiße Blitze.

Melonen zerplatzten wie Popcorn. Ranken verglühten knisternd. Erdklumpen begannen zu rauchen und schmolzen mitten in der Luft.

Die Würmer erwischte es auch. Entweder brachte sie der extrem überhitzte Dampf ihres eigenen Blutes zum Platzen oder sie schrumpften wie brennende Papierschlangen. Bei einigen geschah beides.

Sam ließ die tödlichen Feuerstrahlen an der Säule auf und ab schweifen und zielte auf alles, was sich regte.

»Okay, Dekka, lass los!«, schrie Sam.

Sobald Dekka die Arme sinken ließ, setzte die Schwerkraft wieder ein. Die zu einem schwarzen Klumpen verschmolzene, dampfende Säule krachte zu Boden und versprühte einen Funkenschauer. Ein paar Kids, die zu nahe herangekommen waren, kreischten, als sie von den Glutspritzern getroffen wurden.

Sam und Dekka zogen sich eilig zurück. Trotzdem bekam Sam einen Funken ab. Er traf seine Jeans und brannte ihm ein tropfenförmiges Loch in den Oberschenkel.

»Wasserflasche!«, rief er. Jemand reichte ihm eine Flasche und er schüttete Wasser auf die wunde Stelle. »Autsch! Mann, das brennt höllisch!«

»Da waren ein paar richtig knusprige Grillwürste dabei«, bemerkte Howard.

»Noch einmal, Dekka. Schaffst du das?«

»Ich mag Melonen«, erwiderte sie trocken. »Ich überlass sie nicht diesen Mistviechern.«

Sie gingen ein Stück weiter nach links und wiederholten den Vorgang. Dann nahmen sie sich noch eine dritte Stelle am Feldrand vor.

»Okay«, sagte Sam, als sie fertig waren. »Die Botschaft müsste angekommen sein. Mal sehen, ob sie's kapiert haben. Howard?«

Howard winkte Orc herbei. Der Monsterjunge schlurfte müde auf das Feld zu.

»Geh erst mal auf eine Fläche, die wir beschossen haben«, wies Sam ihn an.

Orc betrat das Feld. Wenn seine steinernen Füße die Glut der verbrannten Erde spürten, ließ er es sich nicht anmerken.

»Gut«, sagte Sam. »Jetzt geh weiter. Über den verbrannten Teil hinaus. Versuch eine Melone zu pflücken.«

»Irgendwer sollte mir Bier geben«, brummte Orc.

»Ich hab keins dabei.«

»Hab ich mir fast gedacht.« Orc stapfte durch die unverbrannte Erde. Er bückte sich, um eine Melone zu packen, richtete sich aber gleich wieder auf. Zwei Würmer krochen über seine Hand.

Orc schleuderte sie weg und kehrte schnell auf sicheres Terrain zurück.

Die Ernüchterung traf Sam wie ein Schlag. Er hatte versagt. Nicht einmal das war ihm gelungen.

Vollends fertig machte ihn der Gedanke, dass er einem alkoholsüchtigen Jungen Bier versprochen hatte, damit er sich als menschlicher Köder hergab.

»Bin schon mal stolzer gewesen«, sagte er leise.

Die enttäuschte Menge warf besorgte Blicke auf Sam. Er ignorierte sie, stieg in den Jeep und setzte sich neben Edilio.

»Willst du meinen Job haben?«, fragte er Edilio.

»Nein, Mann, kein Interesse.«

An der FAYZ-Wand blieb nichts kleben. Lana hatte es ausprobiert. Sie hatte Handschuhe angezogen und versucht, eine Zielscheibe mit Klebeband an der Barriere zu befestigen. Das Klebeband hielt nicht. Supergleber genauso wenig.

Sie versuchte es mit Sprayfarbe. Es machte Spaß sich vorzustellen, wie die Barriere unter einem bunten Graffiti-Meer verschwand. Aber sobald die Farbe mit der Wand in Berührung kam, zischte sie, als wäre sie auf einer heißen Herdplatte gelandet, verdampfte und verschwand, ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen.

Es war zum Aus-der-Haut-fahren. Lana brauchte eine Zielscheibe. Und ihr gefiel der Gedanke, auf die Barriere zu schießen.

Am Ende zerrte sie eine Sonnenliege vom Pool zu der Stelle bei den Tennisplätzen, wo die Mauer am leichtesten zugänglich war. Sie lehnte die Liege an die Wand– das ging nämlich– und klebte ihre Zielscheibe darauf.

Keine Schießscheibe mit einem schwarzen Punkt in der Mitte, sondern das Bild von einem Kojoten.

Jetzt holte sie die Pistole aus ihrem Rucksack. Die Waffe wog schwer in ihrer Hand. Lana wusste nicht, welches Kaliber sie hatte. Gefunden hatte sie die Knarre in einem der Häuser, in denen sie zuvor gewohnt hatte. Zusammen mit zwei Schachteln Munition.

Dahinterzukommen, wie man sie lud, war keine Schwierigkeit gewesen. Inzwischen schaffte Lana es sogar schon ziemlich schnell. Im Magazin war Platz für zwölf Kugeln. Es gab auch noch ein Ersatzmagazin. Das leere Magazin herauszuziehen und das volle einschnappen zu lassen, war ein Kinderspiel, auch wenn sie sich beim ersten Versuch den Finger eingeklemmt hatte. Aber sie war die Heilerin, und das brachte gewisse Vorteile mit sich. Jetzt musste sie nur noch lernen, mit dem Ding zu schießen.

Lana streckte die Hand mit der Pistole aus, merkte aber gleich, dass sie die schwere Waffe nicht ruhig halten konnte. Also nahm sie den Griff in beide Hände. Das war besser.

Sie zielte auf das Bild mit dem Kojoten.

Als sie abdrückte und zum ersten Mal den Rückstoß der Pistole spürte, fuhr sie zusammen. Der Schuss war laut, viel lauter, als sie es aus Filmen kannte. Als wäre die ganze Welt explodiert.

Sie näherte sich der Barriere auf weichen Knien. Nichts. Sie hatte danebengeschossen. Die FAYZ-Wand war unversehrt.

Beim zweiten Versuch zielte Lana sorgfältiger. Sie hatte Edilio und seinen Leuten ein paarmal beim Üben zugesehen und wusste mehr oder weniger, wie sie das Bild richtig anpeilen

musste. Dann drückte sie ab.

Als sie diesmal vor der Wand stand, entdeckte sie ein kleines Loch in der Zielscheibe, das ihr eine schaurige Genugtuung bereitete.

»Sieht so aus, als hättest du ein Aua, Pack Leader.«

Lana verschoss zwei volle Magazine. Im Schnitt traf sie zwar nur jedes zweite Mal, aber das war eindeutig besser, als gar nicht zu treffen.

Schließlich lud sie die beiden Magazine wieder auf, schob eines in die Pistole und packte die Waffe und das Ersatzmagazin zurück in den Rucksack.

Komm zu mir. Ich brauche dich.

Sie schwang sich den Rucksack auf die Schulter. Die Sonne stand bereits tief und warf ihr orangefarbenes Licht auf das Grau der FAYZ-Wand.

Bald. Morgen schon.

Sechzehn

22 Stunden, 41 Minuten

Sie wollte ihr Haar nicht abschneiden. Es gefiel ihr lang. Aber Diana nahm Caines Drohung ernst. Sie musste ihm Computer-Jack bringen.

Daher stand sie jetzt vor dem Spiegel, warf ihre Mähne nach hinten und setzte den elektrischen Haarschneider, den sie im Schlafzimmerschrank des Internatsleiters gefunden hatte, am Haaransatz an. Sie musste sich beeilen.

Nach nicht einmal einer Viertelstunde lag ihre dunkle Haarpracht im Waschbecken. Geblieben war ein anderthalb Zentimeter hoher Bürstenhaarschnitt. Sie beförderte das abgeschnittene Haar in den Mülleimer und spülte das Becken aus.

Als Nächstes entfernte sie die letzten Spuren Make-up von ihren Augen. An ihren gezupften Augenbrauen konnte sie nicht viel ändern, sehr wohl aber an ihrer Kleidung. Auf ihrem Bett lagen ein schwarzes World-of-Warcraft-T-Shirt, das ihr zwei Nummern zu groß war, ein grauer Kapuzenpulli, eine weite Jeans für Jungs und ein Paar Männersportschuhe.

Sie zog sich rasch um, öffnete die Schranktür und stellte sich vor den mannsgroßen Spiegel, um das Ergebnis in Augenschein zu nehmen.

Sie sah immer noch wie ein Mädchen aus, ganz eindeutig. Aus der Ferne würde man ihr die Verkleidung vielleicht abnehmen, aber niemals aus der Nähe.

Diana betrachtete sich. An ihrem Körper lag es nicht, der war unter den weiten Klamotten verschwunden. Das Problem war ihr fein geschnittenes Gesicht. Ihre Gesichtszüge, angefangen von den Augen, über die Nase und den Mund verrieten sie allesamt als Mädchen.

»Gegen meinen Mund kann ich nicht viel tun«, flüsterte sie ihrem Spiegelbild zu. »Außer nicht zu lächeln.«

Und fügte gleich darauf hinzu: »Du lächelst sowieso nie.«

Sie durchstöberte das Bad, bis sie gefunden hatte, was sie brauchte. Sekunden später klebte ein weißes Pflaster auf ihrem Nasenrücken. Das half. So könnte sie als Junge durchgehen. Hoffentlich.

Diana trat in den Flur. Er war leer, was nicht weiter verwunderlich war. Das Abendessen oder das, was sich dafür ausgab, war längst vorüber. Die Kids waren schwach, litten Hunger und lagen meist kraftlos und lethargisch in ihren Betten.

Diana würde keinen Wagen nehmen. Am Eingangstor zur Coates Academy waren Wachen postiert. Sie würden sie aufhalten und Drake holen. Wahrscheinlich würde Drake sie gehen lassen. Immerhin war sie auf Befehl von Caine unterwegs.

Vielleicht aber auch nicht. Diesem Psychopathen war zuzutrauen, dass er die Gelegenheit nutzte, um Diana zu einem »Unfall« zu verhelfen.

Sie verließ das Gebäude durch einen Nebeneingang und gelangte auf einen Pfad, der zum Waldrand führte. Das Knirschen ihrer Turnschuhe auf dem Kies dröhnte überlaut in ihren wachsamen Ohren und sie war froh, als ihre Schritte kurz darauf vom weichen Waldboden verschluckt wurden.

Um das Tor zu umgehen, musste sie einen weiten Umweg in Kauf nehmen. Der Himmel leuchtete zwar noch im tiefen Blau der Abenddämmerung, doch unter den Baumwipfeln war es bereits dunkel.

Es dauerte eine Stunde, bis sie sich durch das Buschwerk gekämpft hatte. Kurz befürchtete sie, nicht mehr zur Straße zurückzufinden– für Diana sah ein Wald wie jeder andere aus. Als sie schließlich eine Böschung erreichte, an ihr hochkletterte und auf den Asphalt sprang,

war die Nacht hereingebrochen.

Diana hatte noch keine Idee, wie sie Jack zur Rückkehr bewegen sollte. Ihn niederzuschlagen und auf dem Rücken zu Caine zu tragen, schien kein guter Plan. Sie musste sich etwas anderes einfallen lassen. Raffinierter vorgehen. War Jack nicht immer schon in sie verknallt gewesen?

Astrid stöpselte das Kabel in ihren Computer und verband das andere Ende mit der Kamera, um die sie Edilio gebeten hatte. Er hatte ihr erzählt, dass bei Sams Angriff auf die Würmer mehrere Kids mit Kameras dabei gewesen waren. Die besten Fotos hatte ein elfjähriger Junge namens Matteo geschossen. Es war seine Kamera.

Als iPhoto offen war, klickte sie auf *Importieren*. Die Bilder wurden nun nacheinander im Viewer gezeigt.

Auf den ersten Fotos waren Leute zu sehen, die bloß rumstanden, gefolgt von Aufnahmen vom Feld und mehreren hungrig herangezoomten Melonen. Auf den nächsten sah sie Sam, das Gesicht zu einer Maske aus kalter Wut verzerrt, Bilder von Orc, der an der Motorhaube eines Jeeps lehnte, eines von Dekka mit verschlossener Miene, und schließlich noch welche von Howard, Edilio und anderen Leuten.

Dann kam der Viewer zu dem Moment, als sich die Erde in die Luft hob.

Und Sam zu feuern begann.

Als alle Fotos hochgeladen waren, ging Astrid sie noch einmal der Reihe nach durch. Der Junge hatte eine gute Kamera benutzt und ein paar tolle Fotos gemacht. Sobald sie die schwebenden Erdklumpen vergrößerte, konnte Astrid die Würmer deutlich erkennen. Spektakulär war auch die Aufnahme von Sams erstem Feuerblitz.

Sie klickte weiter, doch plötzlich hielt sie inne, ging zurück und zoomte das Bild heran.

Einer der Würmer hatte sich mit gefletschten Zähnen und teuflischem Grinsen Sam zugewandt. Das wäre nicht weiter bemerkenswert gewesen, wenn der nächste Wurm, den sie vergrößerte, nicht genau dasselbe getan hätte. Dieselbe Richtung, dasselbe Grinsen.

Von den Würmern gab es insgesamt neunzehn solcher Fotos.

Als sie jetzt einen älteren Ordner anklickte, zitterte ihre Hand. Sie öffnete die Aufnahmen von dem toten Wurm, den Sam mitgebracht hatte, zoomte das Scheusal heran und sah sich den Kopf genau an.

Sam betrat den Raum. Er stellte sich hinter sie und legte seine Hände auf ihre Schultern.

»Alles klar?«

»Nicht wirklich«, sagte sie. »Pete ist wegen Nestor ausgerastet. Ich habe zwei Stunden gebraucht, um ihn zu beruhigen.«

»Nestor?«

»Seine russische Matroschkapuppe. Du hast sie kaputt getreten, als die Monster da waren.«

»Ach so. Hab's nicht mit Absicht getan. Was schaust du dir an?«

»Die Würmer. Sie starren alle in deine Richtung.«

»Sie anzugreifen, war sinnlos.«

Astrid drehte sich zu ihm um.

»Den Blick kenne ich«, sagte Sam. »Okay, sag schon, was ist mir entgangen?«

»Womit sehen sie dich an?«

Sam benötigte eine Sekunde. »Sie haben keine Augen.«

»Eben. Ich habe das noch einmal überprüft. Trotzdem scheinen sie dich anzustarren, während sie in der Luft hängen und mit Lichtenergie beschossen werden.«

»Na und? Dann können sie halt irgendwie sehen. Auf jeden Fall wissen wir jetzt, dass wir sie mit unseren Kräften nicht beeindrucken können.«

Astrid schüttelte den Kopf. »Vielleicht sollten wir gar nicht von ›sie‹ sprechen. Was ist, wenn es gar keine Einzelwesen sind? Wenn sie alle Teil eines Superorganismus sind? So was wie ein Bienenstock.«

»Dann müsste es irgendwo eine Königin geben.«

»Kann sein. Vielleicht sind sie aber nicht so hierarchisch strukturiert.«

Als er ihren Nacken küsste, lief ein angenehmer Schauer über ihren Rücken.

»Das ist alles schön und gut, Astrid. Aber wie töte ich sie?«

»Ich hätte da zwei Ideen: eine praktische, die du mögen wirst, und eine verrückte. Sie wird dir nicht gefallen.«

Es war an der Zeit, den kleinen Pete ins Bett zu bringen.

Astrid stand auf und rief den Signalsatz, den er gelernt hatte: »Petey, ins Bett und Augen zu.«

Pete warf ihr einen verwirrten Blick zu, als hätte er sie gehört, aber nicht verstanden.

Dann stemmte er sich aus seinem Stuhl und stieg gehorsam die Treppe hinauf.

»Ich muss noch was erledigen und du musst Pete ins Bett helfen«, sagte Sam. »Erzähl mir rasch die Kurzfassung.«

»Okay. Geländewagen ohne Reifen, die auf ihren Felgen fahren. Durch Stahl können sich die Würmer nicht fressen. Das ist der praktische Vorschlag.«

»Hey, das könnte funktionieren!«, rief er aufgeregt. »SUVs auf Stahlfelgen, dazu Stangen mit Haken dran, die die Melonen oder den Kohl aus dem Boden reißen. Wir müssten es üben, aber solange die Würmer nicht fliegen können, wären die Leute im Wagen einigermaßen sicher.« Er grinste sie an. »Das ist der Grund, warum ich dich brauche– auch wenn deine überlegene Art manchmal echt nervt.«

»Das ist keine *Art*«, erwiderte Astrid. »Ich bin dir überlegen.«

»Und die verrückte Idee?«

»Verhandle mit ihnen.«

»Was?«

»Sie bewegen sich wie eine Einheit. Sehen dich alle gleichzeitig an, obwohl sie keine Augen besitzen. Beweise habe ich keine, aber ich glaube, das sind keine Würmer. Das ist bloß *ein* Wurm.«

»Ich soll mit dem Superwurm sprechen? Mit dem Killerwurmgehirn verhandeln? Vergiss es! Dein Verstand hat sich wohl überhitzt. Ich muss los.«

Er versuchte sie zu küssen, aber sie wich ihm aus. »Gute Nacht, Sam. Hoffentlich hat Pete heute keine schlimmen Albträume. Obwohl das für dich sicher auch nicht beunruhigend wäre, sondern nur eine Folge meines überdrehten Verstands.«

Computer-Jack hatte einen alten Server aufgetrieben, der technisch zwar längst überholt war und nicht einmal annähernd seinen Bedürfnissen entsprach, aber wenigstens funktionierte. Er dachte an die in der ganzen Stadt herumstehenden PCs und Macs, die niemand benutzte und die sich vernetzen oder als Ersatzteillager ausschlachten ließen, und dass dann immer noch genug Geräte da wären, um jeden mit einem Rechner auszustatten. Was ihm jedoch fehlte, war ein brauchbarer Router. Ohne Router kein Internet.

Jack malte sich jetzt schon den Tag aus, an dem es in ganz Perdido Beach WLAN gäbe. Und die Möglichkeit, Blogs und Datenbanken ins Netz zu stellen und Fotos zu posten... Vielleicht gelänge es ihm sogar, so was wie ein soziales Netzwerk aufzubauen, eine Art MySpace oder Facebook. YouTube und Wikipedia wären auch nicht schlecht.

Jemand klopfte an die Tür.

»Wer ist da?«

»Brianna.«

Jack öffnete ihr. Sie stand in einem Kleid vor ihm. Es war blau und kurz und hatte Spaghettiträger.

»Wie kannst du in dem Ding rumrennen?«, platzte es aus ihm heraus.

Brianna dachte kurz darüber nach. »Seh ich in dem Kleid blöd aus?«

»Nein, du siehst nicht blöd aus.«

»Danke, wie beruhigend«, erwiderte sie sarkastisch.

»Okay.« Er kam sich jetzt selbst blöd vor.

»Ich wollte gerade in den Club. Ich habe ein paar Batterien. Das ist alles.«

»Oh.«

»Und?«

Jack zuckte die Achseln. »Und... äh... viel Spaß.«

Brianna fixierte ihn volle fünf Sekunden lang, ohne auch nur einmal zu blinzeln. Dann verschwamm sie und war weg.

Er schloss die Tür und kehrte zu dem Computer zurück, der gerade den veralteten Server checkte. Es dauerte ungefähr fünf Minuten, bis Jack der Gedanke kam, dass ihm bei dem kurzen Gespräch mit Brianna etwas entgangen sein könnte.

Warum war sie überhaupt hergekommen?

Die Antwort ließ ihn zusammenzucken: Sie wollte ihn fragen, ob er mit ihr in den Club gehen wollte!

Jack hatte Albert geholfen, die Anlage aufzubauen, und dafür einen Freipass für den Club bekommen. So eine Art VIP-Karte. Ohne nachzudenken, sprang er auf und stürzte zur Tür hinaus.

Aus dem Club drang laute Musik. Außerdem schien er proppenvoll zu sein, denn vor dem Eingang standen die Kids Schlange und stritten sich mit Albert.

»Tut mir leid, es dürfen nur maximal fünfundsiebzig Leute rein«, sagte Albert gerade.

Dann erspähte er Jack. »Hey, Jack, wie geht's?«

»Was? Äh, gut.« Jack war verwirrt, weil er nicht weiterwusste. Er wollte sich nicht in die Schlange stellen, wenn Brianna gar nicht im Club war.

Albert half ihm auf die Sprünge. »Du siehst aus, als hättest du eine Frage.«

»Ja, also, ich... ich bin auf der Suche nach Brianna.«

»Der Wirbelwind ist schon drin.«

»Klar ist sie drin!«, rief ein Junge. »Sie ist ein Freak. Die kommen immer rein.«

Ein zweiter nickte. »Genau, die Freaks müssen nicht Schlange stehen. Jede Wette, dass sie nicht einmal zahlen musste.«

»Hey!«, fuhr Albert ihn an. »Sie war vor euch hier und hat auch gewartet. Und bezahlt.« An Jack gewandt sagte er: »Geh nur rein.«

»Da habt ihr's!«, krächzte der erste Junge. »Er ist auch einer.«

»Er hat die Musikanlage für mich aufgebaut«, erwiderte Albert. »Und was tust du für mich? Ich meine, außer mir auf die Nerven zu gehen?«

Jack schob sich verlegen an Albert vorbei und betrat den Raum. Ungefähr die Hälfte der Anwesenden drängte sich auf der Tanzfläche, die anderen hatten sich an die Tische gesetzt und unterhielten sich. Jack musste sich erst an das schummrige Licht und den Lärm gewöhnen.

Als er sich nach Brianna umsah, erspähte er Quinn, der allein tanzte, und Dekka, die still und nachdenklich in einer Ecke saß. In der Nähe von Dekka stand ein Junge, der Jack anstarrte und ihm irgendwie bekannt vorkam. Höchstens zwölf, Stoppelfrisur und ein Pflaster auf der Nase. Doch als Jack ihm in die Augen sah, wandte er den Blick ab.

Aus einer Ecke ertönte ein immer lauter werdender Chor vergnügter Stimmen und Geklatsche. Er folgte dem Lärm und stieß prompt auf Brianna. Sie tanzte allein– bei ihrem

Tempo hätte ohnehin niemand mithalten können– und zu ihrem eigenen Rhythmus. Er war mindestens zehnmal schneller als der der Musik.

Ihr Kleid wirbelte um sie herum wie eine blaue Wolke. Jack fand die Wirkung unglaublich. Brianna war keine klassische Schönheit, sie gehörte eher der Kategorie »süß« an. Aber sie hatte eine Ausstrahlung, mit der sie unweigerlich die Aufmerksamkeit auf sich zog. Und das hatte nichts mit der Tatsache zu tun, dass sie Breeze, der Wirbelwind, war.

»Schneller!«, rief jemand.

Dann schrie eine andere Stimme: »Spiel dich nicht so auf, blöde Mutantin!«

Brianna kam mit einem Schlag zum Stillstand. Ihr Kleid fiel herab und schmiegte sich wieder an ihren Körper. »Wer war das?«

»Ich.« Zil trat vor. »Bist du jetzt sauer? Spar dir die Mühe. Ich fürchte mich nicht vor dir, Freak.«

»Solltest du aber«, zischte Brianna.

Plötzlich stand Dekka zwischen den beiden. »Nein«, sagte sie mit ihrer tiefen Stimme. »Hört sofort auf damit.«

Quinn kam ebenfalls herbei. »Dekka hat Recht. Hier wird nicht gestritten. Sonst macht Sam den Laden dicht.«

»Vielleicht sollten wir zwei Clubs haben«, meldete sich jetzt ein Dreizehnjähriger, der Antoine hieß. »Einen für Freaks und einen für Normale.«

»Ich hab gesagt, hört auf damit!«, knurrte Dekka.

»Ich kann gut auf mich selbst aufpassen«, fuhr Brianna sie an. »Mit diesen beiden Idioten werde ich allein fertig. Ich haue ihnen so schnell ein paar auf die Löffel, dass sie es nicht einmal kommen sehen.«

»Bleib cool«, erwiderte Dekka. »Warum kannst du nicht einfach Spaß haben, ohne eine Show abzuziehen?«

Eine Sekunde lang sah Brianna so aus, als würde sie sich mit Dekka anlegen. Aber Dekka hielt ihrem Blick stand und wartete ruhig ab.

»Okay«, seufzte Brianna theatralisch. »Breeze will keinen Ärger. Breeze will sich amüsieren.«

Die Musik wurde wieder lauter, die Leute kehrten auf die Tanzfläche oder zu ihren Tischen zurück.

»Hey, Jack«, sagte Brianna erfreut. »Du bist ja doch gekommen.«

»Ja.«

»Möchtest du tanzen?«

»Ich weiß nicht, wie das geht.«

»Echt nicht?«

»Echt nicht.«

»Ich kann's dir beibringen.«

»Das wäre mir peinlich.«

Brianna zuckte die Achseln. »Hier lacht dich garantiert niemand aus.«

»Doch, würden sie.«

Brianna schüttelte den Kopf. »Nie im Leben. Die hoffen doch alle, dass du die Handys und das Internet wieder hinkriegst. Alle mögen dich. Na gut, mögen ist vielleicht übertrieben. Aber sie setzen große Stücke auf dich, dass du's schaffst.«

»Ich hab doch gesagt, dass ich das mit den Handys längst hingekriegt habe.«

Brianna kniff die Augen zusammen. »Jack, quatsch hier nicht rum. Das soll doch geheim bleiben, oder?« Dann fixierte sie jemanden, der hinter Jack stand. »Was hast du gehört?«

Jack verrenkte den Hals und sah, wie der Junge mit der Stoppelfrisur die Schultern

hochzog. »Was denn? Ich hab nichts gehört.«

Er kannte diese Stimme.

Er starrte den Jungen an.

Und plötzlich *begriff* er.

»Komm schon, tanzt du jetzt mit mir?« Brianna zog Jack am Ärmel.

Er riss sich los. »Ich... äh... ich muss los«, sagte er, außerstande den Blick von dem »Jungen« zu wenden.

»Es lacht dich niemand aus«, drängte Brianna.

Aber Jack schüttelte ihre Hand ab und eilte zur Tür.

Siebzehn

22 Stunden, 0 Minuten

Sie holte ihn ein. »Jack.«

Er blieb stehen und blickte sich ängstlich um, ob auch niemand in der Nähe war.

»Diana?«, flüsterte er.

»Mmm-hmm. Gefällt dir die neue Frisur?« Sie strich mit der Hand über ihre Stoppeln.

Für einen Jungen, der so stark war wie zehn erwachsene Männer zusammen, wirkte er furchtbar nervös.

»Was tust du hier?«

»Ich brauche dich, Jack.«

»Du? Du brauchst mich?«

Sie neigte den Kopf. »Dir gefällt also die kleine Brianna? Und ich dachte, ich wäre das Mädchen deiner Träume.«

Sein Gesicht lag zwar im bläulich weißen Schimmer der Straßenlampen, aber Diana war überzeugt, dass er rot geworden war.

»Komm«, sagte sie. »Gehen wir zum Strand. Dort sind wir ungestört.«

Wie erwartet, folgte er ihr gehorsam. Er mochte sich in die kleine Brianna verknallt haben, aber Diana war keiner der schüchternen Blicke entgangen, die Jack ihr zugeworfen hatte. Ihre Macht über ihn war auch jetzt noch groß. Sie stiegen über die niedrige Mauer und stapften durch den Sand.

»Was willst du?« Jack klang verzweifelt.

»Du hast also die Handys wieder hingekriegt? Ich hab mich schon gewundert, wieso das so lange dauert. Du hast mir doch immer erzählt, das sei ein Kinderspiel.«

»Darüber darf ich nicht sprechen.« Jack fühlte sich elend.

»Sam erlaubt es nicht, stimmt's? Wieso eigentlich?« Als er nicht antwortete, gab sie sich die Antwort selbst. »Weil wir sie dann auch benutzen könnten. Interessant. Armer Caine. Er hat seinen Bruder immer schon unterschätzt.«

Nach kurzem Schweigen fuhr sie fort: »Caine weiß Bescheid. Dass du ein Mutant bist und deine Kraft ernst zu nehmen ist.«

»Er weiß es?« Jacks Tonlage wurde um eine Oktave höher.

Über Dianas Gesicht huschte ein Lächeln. Er hatte immer noch Angst. Gut. »Ja. Er weiß alles. Auch, dass du nicht aus eigenen Stücken hier gelandet bist. Sondern meinetwegen.«

»Hat er dich gezwungen, die Haare abzuschneiden?«

Die Frage überraschte Diana. Sie lachte. »Oh, Jack. Nein. Caine hat mir verziehen. Du kennst ihn ja. Er wird zwar leicht wütend, aber er ist nicht nachtragend.«

»Da habe ich ihn aber ganz anders erlebt.«

Diana beschloss, das Thema zu wechseln. »Wie läuft dein Internet-Projekt?«

»Ich brauche nur noch einen anständigen Server und einen Router.«

»Hast du dich in Coates umgesehen, als du noch bei uns warst?«

»Na klar. Ich kenne dort jeden Einzelnen und inzwischen auch jeden in Perdido Beach.«

Das war also der Köder, den sie für Jack auslegen musste. Was sonst? Er mochte sich nach Diana verzehren und Brianna noch so süß finden, Jacks wahre Liebe galt einzig und allein den kleinen Silikonchips.

»Mal angenommen, du hättest einen Router. Woher willst du wissen, dass Sam dir erlaubt, ein Internet aufzuziehen?«

Sein Zögern genügte ihr.

»Ich weiß es nicht«, sagte er schließlich.

»Sam ist in Ordnung«, gestand sie ihm zu. »Und netter als Caine. Aber Caine hat deine Fähigkeiten immer geschätzt. Bereits vor der FAYZ. Du weißt, dass er dich nie daran hindern würde, dein Ding durchzuziehen.«

»Mag sein.«

»Ich meine, sieh es doch mal so: Kannst du dir vorstellen, dass Caine dir einen so schwierigen Job wie das Handysystem anvertrauen und die Sache dann abblasen würde?«

Sein Schweigen sprach Bände.

»Wir brauchen dich, Jack«, sagte Diana. »Du musst zurückkommen.«

»Ich hab hier viel zu tun.«

Als sie die Hand auf seinen Arm legte, blieb er stehen. Sie strich ihm mit den Fingern übers Gesicht.

»Komm zurück«, hauchte Diana. »Caine hat einen Job für dich. Die schwierigste Aufgabe, die du dir vorstellen kannst. Die ultimative technologische Herausforderung.«

Jacks Augen weiteten sich. »Was ist es?«

»Etwas, was nur du hinkriegst.«

»Kannst du's mir nicht sagen?«, flehte er.

»Es ist riesig, Jack. Größer als alles, was du je ausprobiert hast. Stärkere Rechner. Viel komplexere Programme. Vielleicht ist es zu schwierig– sogar für dich.«

Er schüttelte den Kopf. »Das ist ein Trick. Du willst mich nach Coates locken, damit Caine und Drake mit mir abrechnen können.«

»Bilde dir nicht zu viel ein, Kleiner«, sagte Diana, um ihn endlich festzunageln. »Du bist nicht Jack, der Mutige, oder Jack, der Kämpfer, ja nicht einmal Jack, der Liebhaber, auch wenn du deine kindischen Fantasien hast. Du bist Computer-Jack. Sam erlaubt dir nicht, das zu tun, was du kannst. Caine schon. Und noch was, Jack...«

»Ja?«

»Der Job braucht ein Technikgenie. Er ist eine Riesenherausforderung. Und du bist der Einzige, der es schaffen kann.«

»Ich... ich muss darüber nachdenken...«

»Nein, Jack. Jetzt oder nie.«

Mit diesen Worten drehte sie sich um und ging los. Jack blieb stehen, zögerte. Aber sie machte sich keine Sorgen. Sie hatte die Antwort in seinen Augen gelesen.

»Hey, jemand war in meinem Zimmer!«, rief Zil und kam polternd die Treppe herunter.

Hunter lag ausgestreckt auf dem Sofa und sah sich eine DVD an, die er mindestens schon zehnmal gesehen hatte. Er kannte jeden einzelnen Witz.

»Woher willst du das wissen, bei dem Chaos da oben?«, fragte Hunter unbekümmert.

Zil lief in den Raum und schaltete den Fernseher ab. »Ich finde das nicht lustig, Freak! Jemand war in meinem Zimmer und hat mir was geklaut.«

Hunter wohnte mit drei Jungs unter einem Dach: Zil, Lance und Harry. Sie waren schon vor der FAYZ befreundet gewesen, hatten alle die siebte Klasse besucht und waren glühende Fans der San Francisco Giants gewesen. In den Sommerferien hatten sie sich regelmäßig getroffen, um sich gemeinsam Baseballspiele anzusehen.

Da es in der FAYZ keinen Profisport gab und auch kein Fernsehen, verband sie jetzt nicht mehr viel.

Außerdem war in letzter Zeit zwischen Hunter und den anderen drei eine Kluft entstanden, weil Hunter ein Freak war und sie nicht. Am Anfang hatten sie gemeint, das sei doch kein Problem. Über kurz oder lang würden sie auch noch Kräfte entwickeln.

Doch im Laufe der Monate war bei ihnen nicht die geringste Veränderung eingetreten, während Hunter sich rasch zu einem potenziell mächtigen Mutanten entwickelte. Zil hatte damit ein Problem.

Und es störte ihn von Tag zu Tag mehr.

»Mach ihn sofort wieder an«, verlangte Hunter und zeigte zornig auf den Apparat.

»Gib es wieder her!«, fauchte Zil.

»Was denn, du Rindvieh?«

Zil zögerte kurz. »Du weißt genau, was.«

Hunter seufzte hörbar und setzte sich auf. »Du behauptest also, ich hätte dir was gestohlen, verrätst mir aber nicht, was. Mann, muss dir langweilig sein, wenn du jetzt schon grundlos Streit suchst.«

»Ich sag nur: Rind!«, schrie Zil aufgebracht.

Harry gesellte sich aus dem Esszimmer zu ihnen, wo er an einem komplizierten LEGO-Modell gebastelt hatte.

»Was ist los?«, fragte er.

»Der Zombie war in meinem Zimmer und hat was geklaut«, sagte Zil.

»Du lügst«, fuhr Hunter ihn an. »Und hör auf, mich zu beschimpfen.«

»Zombie? Du bist doch ein Mutant, ein Freak. Und ein Dieb.«

»Und du bist ein Volltrottel. Ich weiß doch nicht mal, wovon du redest.« Hunter erhob sich mit zornesrotem Gesicht.

»Mein Beef Jerky«, sagte Zil. »Das getrocknete Rinderfleisch. Warum sonst hast du mich ›Rindvieh‹ genannt? Du weißt genau, worum's geht. Ich hatte noch ein Stück.«

»Das ist es also.« Hunter starrte ihn fassungslos an. »Zuallererst: Warum hast du uns nichts davon gesagt, Mann? Ich dachte, wir teilen...«

»Halt's Maul, du mutiertes Scheusal«, unterbrach ihn Zil. »Mit dir teil ich sowieso nichts. Ich teil mein Essen vielleicht mit anderen Menschen, aber nicht mit Zombies in Menschengestalt.«

Sie waren früher schon immer wieder anderer Meinung gewesen und ein paarmal hatten sie sich richtig gestritten. Es war auch nicht das erste Mal, dass Zil Hunter beleidigte. Aber nicht in dieser Härte. Der Kampf, dem sie bisher erfolgreich ausgewichen waren, schien jetzt unvermeidlich. Hunter fragte sich, wie seine Chancen standen, immerhin war Zil größer und stärker als er.

»Geh vom Fernseher weg, Zil!«, warnte er ihn.

»Halt deine blöde Mutantenfresse, du Untermensch!« Zil ballte die Fäuste.

»Letzte Chance...«

Zil zögerte, aber nur eine Sekunde lang. Er wirbelte herum und schnappte sich den langen Schürhaken vom Kamin.

Hunter wich erschrocken zurück. Das war kein Faustkampf. Mit dem Schürhaken konnte Zil ihn umbringen.

Er hob die Arme und richtete die Handflächen nach vorne.

Doch jetzt setzte sich Harry mit erstaunlicher Geschwindigkeit in Bewegung– vielleicht, weil er dazwischengehen wollte. Oder um sich aus der Schusslinie zu bringen.

Harry stieß einen gellenden Schrei aus.

Er griff mit beiden Händen nach seinem Nacken.

Dann drehte er sich langsam um und blickte Hunter entgeistert an. Die Brille rutschte ihm von der Nase. Seine Augen verdrehten sich und er ging zu Boden.

Hunter und Zil erstarrten.

»Was ist passiert?«, fragte Zil. »Was hast du mit ihm gemacht?«

Hunter schüttelte den Kopf. »Nichts, Mann. Gar nichts.«
Zil ließ sich auf die Knie fallen und berührte Harrys Nacken. »Er glüht. Seine Haut ist ganz heiß.«
Hunter wich zurück. »Mann, ich hab nichts getan.«
»Du Freak! Du Mörder! Du hast ihn umgebracht!«
»Ich... es war keine Absicht... er ist dazwischengegangen...«
»Du wolltest mich töten!«
»Du wolltest mich mit dem Schürhaken erschlagen!«
»Was hast du getan, Mann? Du hast deine Mikrowellenhände eingeschaltet und sein Hirn gebraten!«
Hunter blickte fassungslos auf seine Handflächen– das durfte einfach nicht wahr sein. Er hatte das nicht... Harry war doch sein Freund!
Sam starrte auf den Wecker. Mitternacht. Er schloss die Augen, wusste aber, dass er nicht mehr einschlafen würde.
Er hatte schon wieder von Minzbonbons geträumt. Sie ließen ihm keine Ruhe.
»Der Hunger macht mich noch verrückt«, murmelte er leise vor sich hin.
Max und Adam hatten sich wegen Minzbonbons gestritten. Und darüber, wer sie geklaut hatte.
Bist du schon auf die Idee gekommen, dass es einer von den anderen Wachen gewesen sein könnte?
Nein, Heather und Mike waren beim Wachhaus. Und Josh hat die ganze Zeit geschlafen. Was soll das heißen, Josh hat geschlafen?
Minzbonbons. Die FAYZ, in deren Zentrum das Kraftwerk stand. Die Erinnerung an den Tag der Schlacht.
Die Wanze, der zum Chamäleon mutierte Junge.
Die Wanze.
Das Kraftwerk!
Sam sprang wie von der Tarantel gestochen aus dem Bett. Er schlüpfte in seine Jeans, suchte hektisch unter dem Bett nach seinen Schuhen und zog sie an. Dann rannte er zu Astrids Zimmer und stieß die Tür auf.
Sie schlief. Ihr zerzaustes blondes Haar lag auf dem Kissen.
»Astrid! Wach auf!«
Als sie sich nicht rührte, packte er sie an der Schulter. »Wach auf!«
Ihre blauen Augen flogen auf. »Was? Wieder Pete?«
»Die Wanze. Er hat die Minzbonbons geklaut.«
Sie starrte ihn an. »Deshalb weckst du mich?«
»Im Kraftwerk. Max und Adam. Sie haben die Wahrheit gesagt. Niemand von unseren Leuten hat die Bonbons genommen. Es war noch jemand dort. Jemand, den sie nicht gesehen haben.«
»Warum sollte die Wanze im Kraftwerk sein?«, wunderte sich Astrid. Dann begriff sie und blickte Sam erschrocken an.
»Weil ich ein Idiot bin, deshalb«, sagte Sam wütend. »Ich muss zu Edilio. Du hast das Kommando, bis ich zurück bin.«
Sam polterte die Treppe hinunter und rannte in die kühle Nachtluft hinaus. Er lief zur Feuerwehrzentrale, weil er hoffte, Edilio dort zu finden.
»Wer hält Wache im Kraftwerk?«, fragte Sam Edilio, nachdem er ihn aus dem Schlaf gerüttelt hatte.
»Josh, Brittney, äh, Mickey und Mike Farmer.«

»Mike ist verlässlich. Die anderen drei?«

Edilio zuckte die Achseln. »Ich nehme, wen ich kriegen kann. Mickey hat bei sich zu Hause mit einer Knarre rumgespielt. Er hat ein Loch in den Boden geschossen und die Waschmaschine im Keller gekillt. Brittney ist in Ordnung. Sie ist motiviert. Und Josh? Keine Ahnung.«

Sie stiegen in den Jeep und kreuzten eine Stunde lang durch die Stadt, um Dekka, Brianna, Taylor, Orc und eine Handvoll von Edilios Soldaten einzusammeln. Sie verteilten sich auf drei Autos. Orc nahm die Rückbank eines Geländewagens in Beschlag und schlief sofort wieder ein.

Vor dem Rathaus hielten sie kurz an. Sam stieg aus und stellte sich so hin, dass alle ihn hören konnten. »Tut mir leid, dass ich euch aus den Betten geholt habe, aber ich glaube, Caine plant einen Angriff auf das Kraftwerk.«

»Lass mich vorausrennen und sie warnen«, bettelte Brianna.

Sam zögerte. Brianna würde lange vor Caine und seinen Leuten da sein. Doch er wusste auch, was ihr diese Strecken abverlangten. Sie sah danach nicht bloß ausgelaugt aus, sondern fast wie tot.

»Na gut. Aber lass dich auf nichts ein.« Die letzten Worte verklangen in einem Luftwirbel.

Sam hätte diesen Schachzug vorhersehen und sich darauf vorbereiten müssen. Er war wochenlang auf Hochtouren gelaufen, um mit der Fülle an Belanglosigkeiten Schritt zu halten und die drohende Hungersnot abzuwehren. Wenn Caine es tatsächlich auf das Kraftwerk abgesehen hatte, wäre alles umsonst gewesen...

Sie fuhren durch die stillen und verlassen Straßen, als plötzlich Zil im Lichtkegel der Scheinwerfer auftauchte und mit beiden Armen winkend auf sie zurannte.

»Was jetzt?«, fragte Edilio.

Sam fluchte. »Halt an.«

Edilio stieg auf die Bremse.

»Hunter«, keuchte Zil, als er an Sams geöffnetem Fenster stand. »Der Freak hat Harry umgebracht.«

Aus Dekkas Kehle drang ein Knurren, das Zil einen Schritt zurückweichen ließ, aber zu keiner Entschuldigung veranlasste. »Ja, genau. Er ist ein Freak. Einer von euch. Und er hat seine Kräfte eingesetzt, um Harry zu töten. Ohne Grund.«

»Warst du schon bei Lana?«, fragte Edilio.

»Ich weiß nicht, wo sie ist.«

»Komisch, dass du sie nicht als Freak beschimpfst«, bemerkte Dekka.

»Lana ist im Clifftop«, sagte Sam. »Na toll. Jetzt könnte ich Brianna gut gebrauchen.

Okay. Ich kann nur hoffen, dass Caine das Kraftwerk nicht gleich heute angreift. Edilio, fahr bei Hunter und Zil vorbei. Ich steig dort aus. Sag deinen Leuten, sie sollen zurück zur Plaza und dort auf uns warten. Du fährst zum Clifftop und siehst nach, ob Lana da ist. Verstanden?«

»Ja.«

»Dekka, du kommst mit mir.«

»Ich hol noch ein paar Normale«, meinte Zil. »Die sollen wissen, was passiert ist.«

Sam zeigte mit dem Finger auf ihn. »Du läufst jetzt nicht rum und scheuchst die Leute aus den Betten. Du kommst mit uns.«

»Vergiss es, Mann. Mit dir und Dekka? Ihr seid Freaks. Freaks halten immer zusammen.«

»Hör endlich auf, hier den Vollidioten zu markieren!«, erwiderte Sam. »Ich werde nicht zulassen, dass du die Leute gegeneinander aufstachelst.«

»Was willst du dagegen tun? Mich rösten?« Trotzig richtete er die Handflächen auf Sam.

Dann drehte er sich um und ging rasch davon.

»Soll ich ihn aufhalten?«, fragte Dekka.

»Nein.«

»Er wird Ärger machen.«

»Dafür dürfte Hunter schon gesorgt haben. Fahr los, Edilio. Breeze ist jetzt hoffentlich im Kraftwerk und sorgt dafür, dass dort wenigstens alle wach sind. Wahrscheinlich habe ich überreagiert. Ich glaube nicht, dass Caine heute Nacht noch einen Krieg anzettelt.«

»Dafür könnten wir in der Stadt unseren eigenen Krieg haben«, meinte Edilio.

Achtzehn

18 Stunden, 47 Minuten

Patrick freute sich auf den Ausflug. Lana war mitten in der Nacht aufgestanden und jetzt stiegen sie auch noch in einen Pick-up.

Quinn, der den Wagen fahren sollte, teilte sich mit Albert die Vorderbank. Lana und der Riese Cookie saßen auf der Rückbank. Normalerweise wäre es für die beiden ziemlich eng geworden, aber Quinn musste seinen Sitz ganz nach vorne schieben, um die Pedale zu erreichen. Patrick kletterte auf Cookies Schoß und rollte sich ein.

Sie hatten sich bei einer Autowerkstatt an der Schnellstraße getroffen. Dort stand ein Pick-up mit Vierradantrieb und vergrößertem Fahrerhaus, den Albert aufgestöbert und für passend befunden hatte, um damit eine Geländefahrt zu machen und das Gold zu holen.

»Ich probier lieber erst mal aus, ob ich damit überhaupt fahren kann«, meinte Quinn.

Albert wurde ungeduldig. »Ich dachte, du kannst fahren.«

»Kann ich auch. Mit Edilios Jeep. Aber der Pick-up hier ist größer.«

»Na toll!«, brummte Albert.

Als Quinn den Zündschlüssel drehte, brüllte der Motor so laut auf, dass jetzt wahrscheinlich die ganze Stadt wach war.

Quinn schob den Hebel fluchend auf *Drive* und das Biest schlitterte vorwärts, rumpelte über den Bordstein und gelangte schleudernd auf die Schnellstraße.

»Hey, du bringst uns noch um!«, rief Albert.

Quinn bekam den schlingernenden Wagen unter Kontrolle, stellte ihn gerade und fuhr dann mit fünfzig Sachen in der Mitte der früher stark befahrenen und jetzt völlig verlassenen Schnellstraße.

»Albert, Mann, was ist los? Schwache Nerven?«, scherzte Quinn. »Erzählst du mir endlich, was wir vorhaben?«

»Du wirst doch dafür bezahlt, oder?«, schnappte Albert.

»Hast du ihm nichts erzählt?«, fragte Lana von der Rückbank. »Albert, er muss Bescheid wissen.«

Weil Albert nicht antwortete, fuhr sie fort: »Quinn, wir holen das Gold.«

Sie fing Quinns Blick im Rückspiegel auf.

»Was?«

»Aus der Hütte von Einsiedler Jim, weißt du noch? Das Gold«, erklärte Lana.

Aus Quinns Miene sprach Besorgnis. »Nichts für ungut, aber beim letzten Mal hätten uns die Kojoten fast in Stücke gerissen.«

»Ja, aber jetzt kannst du mit Waffen umgehen. Du hast ja eine dabei«, erwiderte Albert seelenruhig. »Und Cookie auch.«

»Und *wozu* brauchen wir das Gold?« Quinns Stimme war schrill geworden.

»Wir brauchen Geld«, antwortete Albert. »Der Tauschhandel klappt auf Dauer nicht. Das System funktioniert besser, wenn du eine Grundlage für den Geldwert hast.«

»Hä?«

»Okay, nehmen wir dein Fischgeschäft«, begann Albert zu erklären. »Du hast genug Fisch, um einen Teil davon gegen Orangen und Brot einzutauschen. Und dann immer noch genug, um jemanden dafür zu bezahlen, dass er meinetwegen bei dir sauber macht. Für den Deal musst du deinen Fisch aber an drei verschiedene Orte karren.«

»Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber ich hab Hunger«, scherzte Quinn. »Alter!

Orangen? Brot? Hör auf.«

Albert ignorierte ihn. »Wenn die Leute Geld haben, kannst du einen Markt aufbauen. Da kommen dann alle hin, die was zu verkaufen haben, richtig? Alle an einem Ort. Die Leute gehen dann mit ein paar Goldstücken von Stand zu Stand und du musst nicht mehr mit deinem Fisch oder einer Schubkarre voller Orangen durch die halbe Stadt laufen.«

»Also steh ich auf deinem Markt rum und die Leute kommen zu mir, um zu tauschen?«

»Nein, Mann! Du verkaufst deinen Fisch an jemanden, der ihn zum Markt bringt und an andere weiterverkauft. Du musst draußen sein und fischen, weil du das gut kannst. Du verkaufst keinen Fisch. Du fängst ihn.«

Quinn runzelte die Stirn. »Du meinst, ich verkaufe ihn dir.«

»Kann sein«, stimmte Albert ihm zu. »Auf diese Weise tust du, was du kannst, und ich tue, was ich kann. Und damit das alles klaglos über die Bühne geht, brauchen wir irgendeine Art von Geld.«

»Na ja, da ich jetzt die ganze Nacht hier beschäftigt bin, gibt's morgen sowieso keinen Fisch«, brummte Quinn. Dann stellte er die Frage, mit der Lana gerechnet hatte. »Warum kommst du eigentlich mit, Heilerin?«

»Weil sie den Weg kennt«, sagte Albert. »Ich bezahle sie auch. Sobald ich das Gold habe. Das bringt mich zum nächsten Punkt, nämlich zum Kredit.«

Armer Albert, dachte Lana, als er anfang, über den Nutzen von Krediten zu sprechen. Er war ein kluger Kerl und eines Tages gehörte ihm wahrscheinlich die ganze FAYZ, aber er hatte keine Ahnung, warum sie sich auf diesen Ausflug eingelassen hatte.

Alles Gold der Welt würde nicht ausreichen, um sie für das zu bezahlen, was sie sich vorgenommen hatte.

»Es gibt Wichtigeres als Geld«, sagte Lana mehr zu sich selbst.

»Was zum Beispiel?«, hakte Albert nach.

»Freiheit.«

Als hätte sie Albert ein Stichwort geliefert, erklärte er ihnen jetzt, wie man sich mit Geld auch Freiheit kaufen konnte. Lana dachte, dass er wahrscheinlich Recht hatte. In den meisten Fällen. Aber nicht in ihrem Fall.

Sie konnte die Dunkelheit nicht bestechen. Aber vielleicht... vielleicht konnte sie sie ja töten.

Caine starrte schweigend aus dem Fenster und kaute an seinem eingerissenen Daumennagel. Panda saß am Steuer, während Computer-Jack eingequetscht zwischen Diana und der Wanze auf der Rückbank hockte. Sie befanden sich im ersten Wagen. Der zweite, ein SUV, war direkt hinter ihnen. In ihm saßen Drake und vier seiner Soldaten. Alle bewaffnet.

Sie waren nicht sehr schnell unterwegs. Caine bestand darauf. Panda fuhr zwar sicherer als früher, aber er war nun mal erst dreizehn und dazu ein schrecklicher Angsthase.

Der SUV hinter ihnen klebte ungeduldig an ihrer Stoßstange– zweifellos auf Drängen von Drake.

Sie kamen an stillgelegten Betrieben vorbei, schlängelten sich zwischen ineinander verkeilten Autowracks und auf dem Dach liegenden Lastern hindurch und wichen dem Schutt aus, den die Verpufften zurückgelassen hatten.

Schließlich kam die Abzweigung zum Kraftwerk.

»Fahr ja nicht zu dicht am Straßenrand«, warnte Caine. »Da geht's kerzengerade runter.«

»Keine Sorge«, erwiderte Panda.

Caine beugte sich vor und warf einen Blick auf das gut hundert Meter tiefer gelegene Meer. Er fragte sich, ob er den Wagen mit seinen telekinetischen Kräften in der Luft halten könnte, sollten sie tatsächlich abstürzen. Er wollte das bei Gelegenheit mal ausprobieren.

»Was war das?«, rief Panda.
»Was denn?«
»Ich hab's auch gesehen«, sagte Diana.
»Wovon sprichst du?«
»Da war was Verschwommenes. Es ist an uns vorbeigeschossen.«
Caine schwieg kurz, dann fluchte er. »Brianna! Schneller, Panda!«
»Ich will nicht über...«
»Mach schon!«
Das Funkgerät knisterte und dann war Drake zu hören: »Habt ihr das gesehen?«
Caine drückte auf sein eigenes Gerät. »Ja. Brianna.«
»Sie wird vor uns da sein«, meinte Diana.
»Sie ist schon da«, sagte Caine.
»Sollten wir nicht ein andermal wiederkommen?«
Caine lachte. »Nur weil Brianna hier rumflitzt? Sie macht mir keine Sorgen.«
Das klang gelogen. Wenn Brianna »hier rumflitzte«, fuhren sie möglicherweise geradewegs in einen Hinterhalt. Oder es bedeutete, dass Sam ihnen auf die Schliche gekommen und auf dem Weg hierher war.
Caine drückte auf das Funkgerät: »Drake. Kann sein, dass sie uns erwarten.«
»Soll mir recht sein. Ich hab Lust auf einen Kampf.«
Caine drehte sich zu Diana um. Ihr geschorener Kopf verwirrte ihn. Wenn er sie ansah, kam es ihm vor, als bestünde ihr Gesicht nur noch aus Augen und Lippen. Er zwinkerte ihr zu.
»Drake macht sich keine Sorgen.«
Diana schwieg.
»Panda, machst du dir Sorgen?«, fragte Caine.
Panda war zu verängstigt, um zu antworten. Er hielt das Lenkrad so fest, dass seine Knöchel weiß hervortraten.
»Außer dir macht sich keiner Sorgen, Diana.«
Caine hatte darauf verzichtet, Jack zu fragen. Vorläufig wollte er ihn noch mit Samthandschuhen anfassen. Zumindest bis ihm das Computergenie gegeben hatte, was er brauchte.
»Da vorne ist das Tor«, sagte die Wanze.
Sie näherten sich dem Wachhaus und einem hohen Maschendrahtzaun. Alles war in grelles Flutlicht getaucht. Hinter dem Zaun lag der riesige Komplex, ein summender, vibrierender und schauriger Koloss aus mehreren Gebäuden, von denen das größte wie ein Gefängnis aussah. Das Ganze kam Caine wie eine kleine Stadt vor. Auf dem zur Hälfte besetzten Parkplatz glänzten die Autos im künstlichen Licht.
»Da! Brianna!« Caine zeigte auf eine gebückte Gestalt, die am Maschendraht des Tors rüttelte. Sie wandte ihnen ihr verängstigtes Gesicht zu. Jetzt schrie sie etwas.
Sie zerrte sichtlich entnervt an dem Maschendraht, außerstande das Tor zu öffnen, und offenbar unfähig, jemanden im Wachhaus auf sich aufmerksam zu machen. Falls dort überhaupt jemand war.
Panda stieg auf die Bremse und der Wagen kam schlitternd zum Stehen.
Caine sprang heraus und richtete im selben Moment beide Hände auf Brianna. Aber sie verschwamm vor seinen Augen und tauchte auf dem Hang zu ihrer Rechten wieder auf.
»Hey, Brianna, lange nicht gesehen!«, rief Caine ihr zu.
»Hey, Caine! Was macht die Hüfte? Ist die Haut wieder nachgewachsen, die Sam dir weggeschmolzen hat?«
Caine lächelte sie an, während er seinen Leuten zuraunte: »Raus aus dem Wagen!«

Die Türen gingen auf und Panda, Jack und Diana schoben sich heraus. Die Wanze war nirgends zu sehen, aber das hatte nichts zu bedeuten.

»Was geht ab?«, fragte Brianna Kaugummi kauend und um Lässigkeit bemüht. Caine sah ihr an, dass sie sich von der körperlichen Anstrengung noch nicht erholt hatte. Sie musste müde sein. Und hungrig. Er wünschte, er könnte ihr etwas zu essen anbieten. Wie einem Hund einen Knochen. Ihre Loyalität testen.

Sie hatten aber kein Essen mitgebracht.

»Nicht viel«, antwortete Caine. Er ließ die Hände sinken, verschränkte die Arme über der Brust und richtete seine Handflächen auf den Wagen hinter sich. Dann hob er die Arme blitzschnell über den Kopf und ließ sie mit Schwung wieder herunterfallen.

Im selben Moment schoss der Wagen wie ein gigantisches Jo-Jo, das sich aus seiner Spule gelöst hatte, senkrecht in die Luft, beschrieb einen engen Bogen und flog dann in Briannas Richtung.

Fünf Meter vor ihr schlug er mit solcher Wucht auf, dass sämtliche Scheiben barsten. Als hätte jemand im Inneren eine Handgranate gezündet. Zwei Reifen platzten, die Motorhaube löste sich, wirbelte davon und krachte scheppernd zu Boden.

»Das war cool, Caine«, spottete Brianna. »Mach das noch einmal.«

»Sie provoziert dich«, sagte Diana, die sich neben Caine gestellt hatte. »Außerdem schindet sie Zeit. Ganz abgesehen davon, dass Sams Wachleute den Krach mit Sicherheit gehört haben.«

Drakes Wagen war hinter ihnen stehen geblieben. Drake sprang heraus, rannte auf Brianna zu und wickelte dabei seine Peitschenhand aus.

Brianna lachte und zeigte Drake den Mittelfinger. »Komm schon, Drake, fang mich doch!« Drake wollte sich mit einem Hechtsprung auf sie werfen, sie war aber längst hinter ihm.

»Lass das, Drake!«, schrie Caine. »Du erwischst sie nicht. Wir machen bloß Lärm und vergeuden unsere Zeit.«

»Das Tor ist versperrt«, sagte Brianna von oben herab.

»Tor?« Caine richtete die Hände auf das demolierte Auto, hob das tonnenschwere Wrack vom Boden und schleuderte es, einen Kometenschweif aus Glassplittern hinter sich herziehend, wieder durch die Luft.

Das Auto krachte in das Tor, riss es aus seinen Verankerungen, wickelte sich darin ein und schleppte das verbogene Maschendrahtgestell zwanzig Meter weiter, bevor es auf dem Parkplatz aufschlug und in einen Minivan schlitterte.

Der Lärm hätte gereicht, um Tote zu wecken.

»Jetzt ist es offen«, sagte Caine seelenruhig. »Mach's gut, Brianna.«

Das Mädchen warf ihm einen giftigen Blick zu und verschwand.

»Drake, zwei deiner Leute bleiben beim Wachhaus«, befahl Caine. »Bringen wir es hinter uns.«

Edilio hielt mit seinem Jeep vor dem Haus, in dem Zil, Hunter, Lance und Harry wohnten. Sam und Dekka stiegen aus. Die Eingangstür stand offen.

»Edilio, mach dich auf die Suche nach Lana. Nimm Taylor mit. Sie kann dir dabei helfen.«

»Soll ich nicht doch...?«

»Hol Lana!« Sam schlug mit der flachen Hand auf die Motorhaube, um ihn zur Eile anzutreiben. Edilio warf den Rückwärtsgang ein und fuhr davon.

»Wie gehen wir vor?«, fragte Dekka.

»Wir sehen erst mal nach, was los ist. Wenn Hunter verrücktspielt, hebst du ihn hoch und hinderst ihn am Weglaufen. Ich möchte ihm nicht wehtun, nur mit ihm reden.« Sam klopfte an

die offene Tür, die noch weiter aufschwang. »Hunter! Bist du da?«

Keine Antwort.

»Ich bin's, Sam. Ich komm jetzt rein.« Dekka erwähnte er absichtlich nicht. »Mach jetzt keinen Ärger, Mann!«

Sam holte tief Luft und betrat das Haus.

Im Flur herrschte das reinste Chaos, nicht anders als in den meisten Häusern in einer Welt ohne Eltern.

Der erste Raum linker Hand war ein altmodisch eingerichtetes Esszimmer und unbeleuchtet. Die Küche befand sich am Ende des Flurs, gleich hinter der Treppe, das Wohnzimmer lag zu ihrer Rechten.

Dekka steckte den Kopf durch die Esszimmertür, spähte unter den Tisch und flüsterte: »Keiner da.«

Sam näherte sich dem Wohnzimmer. Dort herrschte ein noch größeres Durcheinander als im Flur: Auf dem Boden waren DVDs, ausgetrunkene Coladosen und neongelbe Spielzeugprojekte verstreut. Die Familienfotos auf dem Kaminsims waren alle umgekippt und hatten eine dicke Staubschicht angesetzt.

Sam sah Harry nicht gleich. Er war zwischen das Sofa und den schweren Couchtisch gefallen. Sam erblickte ihn erst, als er fast vor ihm stand.

Harry lag mit dem Gesicht nach unten. Auf seinem Nacken hatte sich eine große Blase gebildet, die bereits schrumpfte. Sie erinnerte Sam an einen Luftballon drei Tage nach einer Party.

Sam wollte den Tisch wegschieben, doch er steckte fest. »Dekka?«

Dekka hob eine Hand. Der Tisch löste sich vom Boden und stieg nach oben. Sam versetzte ihm einen Stoß, sodass er zur Seite schwebte und dann außerhalb von Dekkas Reichweite herunterkrachte.

Sam kniete sich neben Harry. Er legte zwei Finger an den Hals des reglosen Jungen und achtete darauf, die Blase nicht zu berühren.

»Ich spüre nichts«, sagte er. »Versuch du's mal.«

Dekka blickte sich im Raum um und entdeckte einen kleinen Handspiegel. Sie wandte Harrys Kopf zur Seite und hielt ihm den Spiegel an die Nasenlöcher.

»Was machst du da?«, fragte Sam.

»Wenn er atmen würde, würde sich Dunst bilden.«

»Ich glaube, er ist tot.«

Sie standen wieder auf und entfernten sich ein paar Schritte von dem leblosen Körper. Dekka legte den Handspiegel möglichst leise ab, als schlief Harry bloß und könnte jederzeit aufwachen.

»Was machen wir jetzt?«, wisperte Dekka.

»Gute Frage. Hätte ich nur eine ebenso gute Antwort.«

»Wenn Hunter ihn umgebracht hat...«

»Ja.«

»Dann eskaliert dieser Mist von wegen Freaks-gegen-Normale...«

»Dazu darf es nicht kommen«, sagte Sam mit Nachdruck. »Wenn Hunter das getan hat... Wir müssen uns erst mal seine Version anhören.«

»Vielleicht sollten wir mit Astrid darüber reden«, schlug Dekka vor.

Sam lachte trocken. »Sie wird sagen, wir müssen ihm den Prozess machen.«

Sie standen noch einen Moment nebeneinander, den Blick auf Harry und die schrumpfende Blase gerichtet, dann verließen sie das Haus und kehrten zur Einfahrt zurück. Zehn Minuten später war der Jeep zu hören. Edilio tauchte mit Dahra auf dem Beifahrersitz auf.

»Hey, Dahra«, begrüßte Sam sie. »Danke fürs Kommen.«

»Lana hab ich nicht gefunden«, erklärte Edilio. »Sie ist nicht im Clifftop. Ihr Hund auch nicht. Taylor teleportiert sich gerade durch die Gegend und sucht nach ihr. Die anderen warten auf der Plaza, falls wir sie noch brauchen.«

Sam nickte. Lanas unangekündigter Ortswechsel war nichts Neues für ihn. Die Heilerin hatte etwas Rastloses. »Dahra, siehst du mal nach? Er liegt drinnen. Auf dem Boden.«

Als Edilio ihn fragend anschaute, wandte Sam kopfschüttelnd den Blick ab.

Dahra kehrte nach einer halben Minute zurück. »Hier könnte nicht einmal Lana was ausrichten«, sagte sie scharf. »Sie kann keine Toten auferstehen lassen.«

»Wir hatten gehofft, dass er noch lebt«, murmelte Dekka betreten.

»Er ist tot, das steht fest«, erwiderte Dahra. »Ist euch aufgefallen, dass die Haut auf seinem Nacken keine Brandspuren aufweist? Dass seine Haare nicht einmal angesengt sind? Das bedeutet, dass er innerlich zum Kochen gebracht wurde.« Sie musterte Sam fragend. »Was wollt ihr jetzt unternehmen?«

Sam zuckte die Achseln. »Keine Ahnung, aber ganz egal, was ich tue, die Leute werden ausrasten. Edilio kann dich heimfahren.«

»Nicht nötig. Es sind nur fünf Minuten zu Fuß.« Dahra tätschelte kurz Sams Schulter, dann ging sie los.

»Schätze, wir müssen uns mit Hunter unterhalten«, sagte Sam.

»Du schätzt? Mann, wir können das nicht durchgehen lassen!«, ereiferte sich Edilio. »Er hat Harry umgebracht!«

»Orc hat Bette umgebracht, schon vergessen?«, warf Sam ein. »Und Orc läuft immer noch frei rum.«

»Damals warst du nicht der Anführer. Es gab nicht einmal ein System.«

»Wir haben jetzt auch kein System, Edilio. Wir haben mich, dem jeder seine Probleme vor die Füße knallen kann. Das ist kein System. Siehst du hier irgendwo einen Gerichtshof? Ich sehe nur mich und dich und ein Dutzend andere, denen noch nicht alles scheißegal ist.«

»Willst du damit etwa sagen, dass Leute ungestraft morden dürfen?«

Sam ließ die Schultern hängen. »Nein. Nein, natürlich nicht. Ich bin nur... ach, nichts.«

»Ich sag meinen Jungs, sie sollen Hunter suchen«, bot Edilio an. »Aber eines muss ich wissen: Was tue ich, wenn er nicht mitkommt? Oder wenn er auf meine Leute losgeht?«

»Dann holst du mich.«

Edilio schien das nicht zu überzeugen, aber er nickte.

Neunzehn

18 Stunden, 35 Minuten

Sie fuhren den SUV durch das Loch im Zaun, wichen dem verbogenen Maschendrahtgeflecht aus, rasten auf den Parkplatz und hielten mit quietschenden Reifen an.

Das Kraftwerk ragte vor ihnen auf wie ein böses Ungetüm. Die beiden grauen Sicherheitstürme, zwei auf sie herunterstarrende Betonriesen, wuchsen bedrohlich in den Himmel, während das glatte, fensterlose Turbinengebäude die Unzugänglichkeit und die Feindseligkeit eines Gefängnisses ausstrahlte.

An der Ecke des Turbinengebäudes stand eine Tür offen. Es drang kein Licht heraus, dennoch waren die Umriss einer im Eingang kauernenden Gestalt auszumachen.

»Was wollt ihr hier?«, rief eine junge Stimme.

Caine erkannte sie nicht. Er tat so, als könnte er durch das Dröhnen der Turbinen nichts hören, legte die gekrümmte Hand ans Ohr und rief: »Was?«

»Stopp! Kommt ja nicht näher!«

»Näher kommen? Okay.« Caine ging weiter. Diana und Jack blieben zurück, doch Drake eilte ihm mit großen Schritten hinterher. In seiner normalen Hand hielt er eine Pistole, während der Peitschenarm von seiner Hüfte glitt und sich wie eine zum Angriff ausholende Schlange nach oben wand.

»Stopp! Ich hab Stopp gesagt!«

Die Tür war keine dreißig Meter von Caine entfernt. Er ging ungerührt darauf zu.

»Stehen bleiben oder ich schieße!«, rief die Stimme. Sie klang ängstlich, fast schon flehend.

Caine blieb stehen und Drake stellte sich neben ihn.

»Schießen?«, rief Caine erstaunt. »Warum um Himmels willen würdest du auf mich schießen?«

»Weil das unser, äh, Ordner ist.«

Caine lachte. »Du weißt ja nicht mal, wie das Wort richtig heißt. Wer bist du überhaupt? Wenn du mich schon erschießen willst, dann sag mir wenigstens deinen Namen.«

»Josh. Ich bin's, Josh.«

»Ich bin's, Josh«, öffnete Caine ihn nach.

»Du haust besser da ab, ich bin's, Josh«, knurrte Drake. »Oder ich bin's, Peitschenhand, tut dir weh.«

Plötzlich explodierten Schüsse. Josh schien ziellos durch die Gegend zu feuern, denn die Kugeln schlugen in die Scheiben der weit rechts von ihnen geparkten Autos ein.

Caine warf sich zu Boden.

Drake hingegen zuckte mit keiner Wimper. Er hob die Pistole an, zielte und feuerte.

Bam. Bam. Bam.

Mit jedem Schuss machte er einen weiteren Schritt auf Josh zu.

Josh wimmerte vor Angst.

Bam. Bam. Bam.

Drakes kalte Augen leuchteten im Mündungsfeuer, dann rannte er los. Direkt auf die Tür zu. Die Pistole im Anschlag, gab er selbst noch im Laufen gezielte Schüsse ab.

Josh erwiderte das Feuer, traf jedoch nicht einmal mehr die geparkten Autos, geschweige denn den auf ihn zustürmenden Drake.

Bam. Bam. Klick.

Caine lag auf dem Boden und sah fasziniert zu, wie Drake stehen blieb, in aller Ruhe das Magazin entsicherte und zu Boden scheppern ließ. Er hielt die Pistole mit dem spitzen Ende seines Tentakels, zog ein zweites Magazin aus seiner Militärjacke, schob es in den Schlitz und ließ es mit einem heftigen Stoß seiner Hand einschnappen.

Josh feuerte wieder. Diesmal genauer.

Die Kugeln schlugen Funken sprühend im Asphalt zu Drakes Füßen ein.

Drake hob die Waffe an, schoss, machte einen Schritt nach vorne, schoss und ging wieder einen Schritt weiter. Und dann sprang Josh auf und verschwand laut um Hilfe schreiend im Gebäude.

Caine stand auf. Drakes kaltblütiger Auftritt beschämte ihn. Er eilte Drake hinterher, der bereits verschwunden war.

Wieder war ein Schuss zu hören, nur diesmal klang der Knall anders, gedämpfter.

Gleich darauf schrie der Junge vor Schmerz auf.

»Ich ergebe mich!«

Caine betrat den in ein gespenstisch fluoreszierendes Licht getauchten Turbinenraum. Zwischen den gigantischen und laut dröhnenden Maschinen saß Josh wie betäubt da.

Für den Bruchteil einer Sekunde wurde Caine wütend. Josh war ein Kind, höchstens zehn. Was dachte sich Sam eigentlich dabei, Kinder in so eine Lage zu bringen?

»Erschießt mich nicht, bitte nicht!«, flehte Josh. »Bitte, bitte nicht!«

Drakes Peitsche stieg nach oben und sauste mit Überschallgeschwindigkeit auf Joshs ausgestreckte Hände.

Josh schrie gellend auf und wand sich vor Schmerz. Das Schreien hörte nicht mehr auf.

»Lass ihn!«, schnappte Caine. »Finde lieber die Steuerzentrale.«

Drake warf ihm einen hasserfüllten Blick zu, trat gegen das verletzte Bein des Jungen und machte sich auf die Suche.

Josh kroch schluchzend zur Tür.

Das alles wirkte wie ein Albtraum: Drake, der mit rauchender Pistole und zuckender Peitsche davonstolzte, die sich nähernden Schritte von Drakes Soldaten, Diana und Jack, der verletzte Junge.

»Die Tür ist abgesperrt!«, rief Drake aus einem Korridor.

Caine ging zu ihm und probierte es selbst. Der Knauf war aus massivem Stahl, wie auch die Tür und ihr Rahmen. Offenbar sollte sie Sprengversuchen standhalten. Wenn er ihr eine seiner Schockwellen verpasste, flog sie möglicherweise auf, im geschlossenen Bereich des Korridors müsste er aber auch mit einer gewaltigen Druckwelle rechnen.

»Die bleibt nicht lange zu.«

Caine blickte sich nach einem Gegenstand um, der für seine Zwecke schwer genug war. Er kehrte in den Turbinenraum zurück und entdeckte einen Stahlwerkzeugkasten auf Rädern. Das Ding war über einen Meter hoch und massiv gebaut.

Er hob den Kasten in die Luft und schleuderte ihn durch den Flur gegen die Stahltür.

Es bereitete ihm immense Genugtuung zu sehen, wie Drake sich flach an die Wand drückte, um den wie Granatsplitter vom Kasten wegfliegenden Schraubenschlüsseln und Vierkantschrauben auszuweichen.

Der Kasten blieb geknickt vor der Stahltür liegen, die nicht einmal einen Kratzer abbekommen hatte.

Caine holte ihn zu sich zurück und schleuderte ihn noch einmal gegen die Tür. Wieder flog Werkzeug heraus, der Kasten wurde auf seine halbe Größe zusammengequetscht, die Tür blieb jedoch unversehrt.

Caine spürte Dianas Hand auf seinem Arm. »Warum lässt du es Jack nicht mal

versuchen?«

Caine war hin- und hergerissen: Wenn er weiterhin vergeblich auf die Tür eindrosch, würde er als Versager dastehen, doch die Aussicht, von dem Computerheini bloßgestellt zu werden, behagte ihm genauso wenig. Ihm war klar geworden, dass es hier nicht nur um einen Angriff auf das Kraftwerk ging, sondern auch um einen Machtkampf zwischen ihm und Drake.

»Jack, zeig, was du draufhast«, sagte Caine schließlich.

Jack näherte sich unsicher der Tür. Er legte beide Hände darauf und suchte mit seinen Turnschuhen nach einem Halt auf dem Boden. Als er gegen die Stahlplatte drückte, spürte er seine Füße unter sich weggleiten. Er fiel auf ein Knie.

»Es ist zu rutschig.«

»Wir müssen durch diese Tür, bevor Sam hier ist«, wandte Caine ein. »Wir brauchen Geiseln und wir müssen die Steuerzentrale in unsere Gewalt bringen.«

Sein Blick fiel auf einen schweren Schraubenschlüssel.

»Achtung!«

Er ließ den Schlüssel zur Decke aufsteigen und dann geradewegs in den Boden sausen. Das spitze Werkzeug bohrte sich durch die Fliesen in den darunterliegenden Beton und blieb wie ein in eine Felswand gehämmerter Kletterhaken stecken.

Caine wiederholte den Vorgang dreimal. Am Ende steckten vier schwere Teile aus Eisen im Boden.

»Okay, das sollte reichen.«

Jack stemmte die Füße gegen die Werkzeuge, legte die Hände an die Tür und drückte mit aller Kraft dagegen.

Edilio konnte Hunter nirgends finden. Stattdessen stieß er auf Zil und eine Truppe von ungefähr fünfzehn anderen Kids. Sie hatten Hunter auf der Veranda von Astrids neuem Haus in die Enge getrieben.

Warum Hunter gerade dort Schutz suchte, war leicht zu erraten: Astrid würde vernünftig bleiben. Sie würde ihn verteidigen, zumindest eine Zeit lang.

Das, was sich vor seinen Augen abspielte, war jedoch alles andere als vernünftig. Astrid stand im Bademantel und mit zerzausten Haaren auf der obersten Verandastufe und redete wütend auf Zil ein. Hunter hielt sich hinter ihr in Deckung.

Zil und seine Kumpel, lauter Normale, wie Edilio schweren Herzens feststellte, erinnerten ihn an einen aufgebracht und gewaltbereiten Mob.

Die meisten hatten sich in irgendeiner Form bewaffnet. Sie trugen Baseballschläger und Wagenheber und einer hatte sogar eine Schrotflinte mitgebracht. Er hieß Hank und war vor der FAYZ ein stiller und friedfertiger Junge gewesen. Davon war jetzt nichts mehr zu merken.

Edilio fuhr an den Bordstein. Seine Ankunft wurde zwar von allen registriert, änderte aber nichts an dem wütenden Geschrei.

»Er ist ein Zombie und ein Mörder!«, brüllte Zil.

»Und? Willst du ihn lynchen?«, fuhr Astrid ihn an.

Das verschlug Zil kurz die Sprache, aber nur eine Sekunde lang, dann legte er gleich wieder los: »Ich hab ihn selbst gesehen. Er hat Harry mit seiner Kraft getötet.«

»Ich wollte verhindern, dass du mir den Schädel einschlägst!«, erwiderte Hunter außer sich.

»Du verlogener Mutantenfreak!«

»Die glauben echt, sie können sich alles erlauben!«, rief eine andere Stimme.

Astrid sagte, so ruhig sie konnte und doch laut genug, um von allen gehört zu werden: »Diesen Weg schlagen wir nicht ein, wir spalten uns nicht in Freaks und Normale.«

»Dafür sorgen die Freaks schon selbst!«, rief Zil. »Die tun doch alle so, als wären sie was

Besonderes, als würden ihre Fürze nicht stinken.«

Das brachte ihm Gelächter ein.

»Und jetzt fangen sie an, uns umzubringen«, legte Zil eins drauf.

Darauf folgten zornige Rufe.

Edilio spannte die Schultern an und schob sich durch die Menge. Als Erstes ging er zu Hank und tippte ihm auf die Schulter. »Gib mir das Gewehr.«

»Kommt nicht infrage«, empörte sich Hank.

»Willst du, dass die Knarre versehentlich losgeht und jemandem die Birne wegbläst?«

Edilio streckte seine Hand aus. »Gib schon her, Mann!«

Zil drehte sich zu Edilio um. »Muss Hunter seine Waffe auch hergeben? Er hat die Kraft, aber das macht ja nichts, was? Nur die Normalen dürfen sich nicht bewaffnen. Wie sollen wir uns gegen die Freaks verteidigen?«

»Mann, hör endlich auf, okay?« Edilio legte bewusst einen genervt müden Tonfall an den Tag, um nicht noch zusätzlich Öl ins Feuer zu gießen. »Zil, willst du dafür verantwortlich sein, wenn die Knarre losgeht und Astrid was zustößt? Vielleicht denkst du mal darüber nach.«

Zil blinzelte. Doch dann sagte er: »Alter, ich fürchte mich nicht vor Sam.«

»Du bekommst es auch nicht mit Sam zu tun, sondern mit mir.« Edilio konnte seine Wut kaum noch im Zaum halten. »Wenn ihr was passiert, mache ich dich fertig.«

Zil schnaubte verächtlich. »Ah, der brave Edilio, der Arschkriecher vom Dienst. Falls du's noch nicht bemerkt hast, du bist genauso ein mickriger Normaler wie ich und alle anderen hier.«

»Quatsch nicht dumm rum!«, erwiderte Edilio. »Ichnehm das Gewehr jetzt an mich.«

»Finger weg!« Als Hank die Schrotflinte an sich drückte, löste sich ein Schuss und knallte in Edilios Ohren, als wäre neben ihm eine Bombe explodiert. Das Mündungsfeuer blendete ihn.

Jemand schrie laut auf.

Edilio stolperte rückwärts und kniff die Augen zu. Als er sie wieder öffnete, lag das Gewehr auf dem Boden, während Hank, der sichtlich unter Schock stand, seine verletzte Hand umklammerte.

Zil bückte sich gerade, um die Waffe an sich zu nehmen, aber Edilio war mit einem Satz bei ihm und beförderte ihn auf den Rücken. Als er selbst nach dem Gewehr greifen wollte, bekam er von hinten einen so heftigen Schlag verpasst, dass ihm schwarz vor Augen wurde und seine Knie nachgaben. Trotzdem hatte er noch genug Geistesgegenwart, um sich bäuchlings auf das Schießisen zu werfen.

Astrid sprang schreiend von der Veranda und eilte Edilio zu Hilfe. In diesem Moment holte Antoine mit seinem Baseballschläger wieder aus, um Edilio noch mal zu erwischen, und traf Astrid im Gesicht.

Er stieß einen Fluch aus, in dem jetzt aber auch Angst mitschwang.

Zil brüllte: »Nein, nein!«

Doch niemand hörte mehr auf ihn. Die Leute machten sich aus dem Staub. Das Tappen ihrer rennenden Füße entfernte sich von der Einfahrt, war noch einen Block weit zu hören und verstummte dann.

Edilio erhob sich mühsam auf die Beine, die ihm nicht zu gehorchen schienen.

Astrid presste eine Hand auf ihr Gesicht, mit der anderen stützte sie Edilio.

»Alles okay?«, fragte sie. »Bist du angeschossen?«

»Ich glaube nicht.« Edilio tastete seinen Körper ab, fand aber nichts außer einer spürbar größer werdenden Beule am Hinterkopf.

Als er den roten Striemen neben Astrids Auge sah, sagte er: »Das wird ein Hammerveilchen.«

»Halb so schlimm«, erwiderte Astrid gefasst.
 Zils Mob war verschwunden. Außer Astrid, Edilio und Hunter war keiner mehr da.
 Edilio hob das Gewehr auf. »Schätze, es hätte schlimmer ausgehen können. Wenigstens hat niemand eine Kugel abbekommen.«

»Hunter«, sagte Astrid. »Hol Eis aus der Küche. Für Edilios Kopf.«
 Hunter nickte und eilte ins Haus.
 Als Hunter außer Hörweite war, fragte Astrid: »Was hast du vor?«
 »Ich soll Hunter zu Sam bringen.«
 »Ihn verhaften?«
 »Vermutlich. Jetzt darf ich auch noch den Sheriff spielen«, sagte Edilio verbittert. »Kann mich nicht erinnern, mich um den Job beworben zu haben.«

»Hat Hunter Harry wirklich umgebracht?«
 »Ja, er hat ihn getötet. Ob es ein Unfall war, wie Hunter behauptet, wissen wir noch nicht. Ich nehme ihn jedenfalls vorläufig mit ins Rathaus.«
 »Okay, dann mach ich ihm klar, dass wir keine andere Wahl haben.«

Sie gingen ins Haus. In der Küche war von Hunter nichts zu sehen. Dafür stand die Schiebetür zum Garten offen.

Als das Hämmern losging, wich Brittney Donegal von der Tür zurück. Mickey Finch und Mike Farmer waren schon vorher ans andere Ende des Raums geflüchtet, wo sie schlotternd vor Angst neben der Tür zum Büro des Werksleiters kauerten und vollkommen ratlos auf Brittneys Anweisungen warteten.

Brittney war zwölf Jahre alt, ein pummeliges und unscheinbares Mädchen mit braunen, zu zwei Zöpfen geflochtenen Haaren. Sie hatte gedacht, in Mike Farmer verknallt zu sein, doch jetzt verhielt er sich nicht gerade heldenhaft.

»Brittney, komm schon, hauen wir ab«, wimmerte er.
 »Edilio sagt, wenn was passiert, sollen wir die Tür abschließen und uns nicht von der Stelle rühren«, erwiderte sie.
 »Die sind aber bewaffnet«, sagte Mike mit tränenerstickter Stimme.
 Als ein weiterer Schlag die Tür erzittern ließ, fuhren alle drei zusammen.
 »Wetten, dass Josh längst auf dem Weg in die Stadt ist?«, fragte Mickey. »Mike hat Recht. Wir müssen hier raus.«

Brittney wäre auch am liebsten davongelaufen. Aber sie war jetzt Soldatin. Das hatte Edilio gesagt. Ihr Job war es, das Kraftwerk zu beschützen.

Am Tag der großen Schlacht war Brittney auf der Plaza gewesen. Ein Kojote hatte sie zu Fall gebracht, nach ihrer Kehle geschnappt und sich dann in ihrem Bein verbissen, es regelrecht zermalmt, bis Edilio ihn abknallte. Sie verdankte ihm ihr Leben.

Auf ihrem Bein waren keine Narben geblieben. Lana hatte es geheilt. Auch von dem Streifschuss an ihrem Oberarm war nichts mehr zu sehen. Lana hatte alle Wunden verschwinden lassen. Aber für Brittneys kleinen Bruder Tanner war jede Hilfe zu spät gekommen. Er lag mit den anderen auf dem Friedhof. Edilio hatte mit dem Bagger sein Grab auf der Plaza ausgehoben.

Das, was Brittney für Edilio empfand, war keine romantische Schwärmerei. Ihre Gefühle für ihn gingen viel tiefer.

Brittney hatte immer noch Alpträume, manchmal sogar, wenn sie gar nicht schlief. Mike war an dem Tag auch dort gewesen und schlimmer verletzt worden als sie. Doch während er seit der Schlacht zutiefst verängstigt war, wurde Brittney seither von einer Wut angetrieben, die stärker war als Angst.

»Ich erschieße jeden, der durch diese Tür kommt«, kündigte sie mit lauter Stimme an.
 »Ich nicht. Ich hau ab«, sagte Mickey und verschwand.

»Willst du auch weglaufen?«, forderte sie Mike heraus.

»Lana ist nicht hier«, sagte Mike. »Was ist, wenn sie auf mich schießen? Ich bin doch noch ein Kind.«

Brittneys Hand lag auf dem Lauf ihrer Maschinenpistole, die an einem Riemen von ihrer Schulter hing. An das Gewicht hatte sie sich längst gewöhnt.

»Wenn das Caine ist, bring ich ihn um«, sagte sie.

Das Donnern gegen die Tür hatte aufgehört. Jetzt geschah etwas anderes. Die Stahltür schien sich auf einmal nach innen zu biegen. Sie quietschte und ächzte. Dann ertönte ein lauter Knall, als wäre etwas geborsten.

Die Tür würde nachgeben.

»Los, Mike, lauf weg!«, rief Brittney. Er war schwach. Es konnte aber auch nicht jeder stark sein, sie konnte ihm das nicht einmal übel nehmen. »Lass mir dein Gewehr da!«

»Wo soll ich es hinlegen?«

Brittney starrte die Tür an. Sie bog und dehnte sich. Jemand oder etwas drückte mit enormer Kraft dagegen.

»Auf den Boden. Unter die letzte Konsole. Dahinten, wo es niemand sieht.«

»Du solltest auch mitkommen«, drängte Mike.

Brittneys Finger legte sich um den Abzug. »Nein. Ich bleibe hier.«

In ein paar Sekunden würde die Tür aufbrechen.

Zwanzig

18 Stunden, 29 Minuten

Auf dem Weg zurück in die Stadt war Brianna Sam weder auf der Zufahrtsstraße zum Kraftwerk noch auf der Schnellstraße begegnet. Irgendwann war ihr ein riesiger Pick-up entgegengekommen, in dem Quinn, Albert, Cookie und Lana gesessen hatten. Sie hatte kurz überlegt, ob sie die vier anhalten und zum Kraftwerk schicken sollte, aber als Kämpfer taugte keiner von ihnen viel.

Sam war auch nicht an der Tankstelle, im Rathaus oder auf der Plaza gewesen. Er schien wie vom Erdboden verschluckt.

Brianna war ausgebrannt. Die Rennerei erschöpfte sie und der Hunger tobte wie eine Bestie in ihr, die ihre Eingeweide zerfleischte. Ihre Turnschuhe bestanden nur noch aus Fetzen. Sie waren einfach nicht dafür geschaffen, mit der Geschwindigkeit eines Rennwagens über den Asphalt zu fegen.

Mit einem Mal hörte sie einen lauten Knall und sah kurz darauf eine Schar Kids in ihre Richtung laufen.

»Was ist los?«, fragte Brianna, nachdem sie schitternd zum Stillstand gekommen war.

Niemand antwortete ihr. Die Kinder schienen Angst vor ihr zu haben. Sie rannten eindeutig vor etwas davon. Also sauste Brianna die Straße entlang und erreichte im Bruchteil einer Sekunde Astrids offene Eingangstür.

»Hey, jemand zu Hause?«

Astrid kam gefolgt von Edilio heraus. Dass die beiden gerade Prügel bezogen hatten, war offensichtlich. Neben Astrids Auge prangte ein rotblauer Striemen. Edilio rieb sich den Hinterkopf und hielt eine Schrotflinte in der Hand.

»Wo ist Sam?«, presste sie atemlos hervor. »Was ist mit euch passiert?«

»Du hast was verpasst«, erwiderte Edilio sauer.

»Nein. Ich nicht, aber ihr!«, rief Brianna. »Caine greift das Kraftwerk an.«

»Was?«

»Er ist schon dort. Mit Drake und ein paar anderen.«

»Was ist mit den Kids, die Wache schieben?«

»Ich hab niemanden gesehen. Caine hat einen Wagen durch das Eingangstor geschleudert. Er meint es ernst.«

»Weißt du, wo Hunter wohnt?«, fragte Edilio.

»Ja.«

»Dort habe ich Sam zuletzt gesehen. Sag ihm, ich hole meine Leute. Dafür brauche ich eine halbe Stunde. Er soll an der Schnellstraße auf mich warten.«

»Deine Schuhe.« Astrid zeigte auf Briannas Füße. »Welche Größe hast du?«

»Siebenunddreißig.«

»Ich hol dir welche aus meinem Schrank.« Doch kaum hatte Astrid ausgesprochen, war Brianna schon die Stufen rauf- und wieder runtergeflitzt und probierte ein Paar New Balance an.

»Danke«, sagte sie zu der verblüfften Astrid.

»Vergiss nicht...«, hob Astrid an zu sagen, aber bei »nicht« hatte Brianna längst Hunters Haus erreicht.

Dekka kam gerade von der Veranda, als Brianna wie aus dem Nichts vor ihr auftauchte. Sie zuckte nicht mal mit der Wimper, sondern sagte nur: »Hey, Breeze!«

»Ist Sam da?«

»Ja.«

Gleich darauf stand Brianna neben Sam, der das nicht ganz so gelassen aufnahm wie Dekka.

»Sam, Caine ist im Kraftwerk. Edilio weiß Bescheid, er holt gerade seine Leute. Gib mir eine Waffe, ich halte Caine in Schach.«

Sam fluchte lautstark. »Ich hab's gewusst! Mann, ich hab's gewusst...«

»Sam, gib mir eine Waffe.«

»Was? Nein. Brianna, ich brauch dich noch. Und zwar lebend.«

»Ich kann in zwei Minuten wieder dort sein«, bettelte sie.

Sam legte eine Hand auf ihre Schulter. »Du hast schon einen Job. Du bist unser Bote. Geh und hilf Edilio, seine Leute zusammenzutrommeln. Danach suchst du Lana. Ich hab keine Ahnung, wo sie steckt, aber wir werden sie brauchen.«

»Sie sitzt mit Quinn und Albert in einem Pick-up«, berichtete Brianna.

»Was?«

»Ich hab sie auf der Schnellstraße gesehen.«

Sam warf entnervt die Hände hoch. »Okay. Vielleicht wissen sie schon Bescheid und sind auf dem Weg zum Kraftwerk.«

»Glaub ich nicht. Dann wäre Albert doch nicht bei ihnen. Außerdem hat jemand Astrid geschlagen.«

Sam starrte sie entsetzt an.

»Es geht ihr gut. Aber bei ihrem Haus gab's irgendwelchen Ärger.«

»Zil«, presste Sam hervor und trat nach einem Stuhl. »Los jetzt, Breeze! Tu, was ich gesagt habe!«

»Aber...«

»Ich hab keine Zeit für Diskussionen. Mach schon!«

Quinn fasste den schlafenden Albert an der Schulter und schüttelte ihn. »Wach auf, Mann.«

»Was ist? Ich bin wach.«

»Wir haben uns verfahren.«

»Nein, haben wir nicht«, meldete sich Lana von der Rückbank.

Quinn warf ihr durch den Rückspiegel einen Blick zu. »Ich dachte, du schläfst.«

»Wir haben uns nicht verfahren«, wiederholte sie.

Sie waren von der Schnellstraße auf eine Nebenstraße abgebogen und von dort auf eine Piste. Darauf waren sie immer weiter in die Wüste gerumpelt, bis auch die Piste verschwunden und nur noch eine Spur im Sand zu sehen war.

»Wenn die Heilerin es sagt, dann haben wir uns nicht verfahren«, brummte Cookie.

»Wir sind gleich da«, murmelte Lana.

»Woher weißt du das? Ich würde den Weg bei Tageslicht nicht mehr finden, geschweige denn mitten in der Nacht.«

Sie antwortete nicht.

Nach einer Weile sagte sie: »Okay, fahr langsamer, wir sind fast am Ziel.«

Die Scheinwerfer fegten über Buschwerk und Sand und vereinzelte Felsen. Dann lag plötzlich ein verkohlter Holzbalken mitten auf der Spur. Quinn konnte ihm gerade noch ausweichen. Er drosselte das Tempo.

Als Nächstes erfasste das Scheinwerferlicht ein aus dem Sand ragendes Stück Wand und verkohlte Holztrümmer.

Der Anblick löste in Quinn Erinnerungen an die entsetzliche Nacht in der Hütte aus, als sie auf den Angriff der Kojoten gewartet hatten.

Er hielt den Wagen an, schob den Automatikhebel in die Parkposition und schaltete die Scheinwerfer aus. Als sie ausstiegen, empfing sie die Stille der Wüste.

Quinn schlang sich die Maschinenpistole um die Schulter und tastete unter seinem Sitz nach der Taschenlampe. Albert hatte auch eine mitgenommen. Sie knipsten sie an und ließen die beiden Lichtsäulen über verkohlte Balken, einen versengten Teppich, ein paar rußgeschwärzte Küchenutensilien und das verbogene Stahlskelett eines Lehnstuhls wandern.

»Hier sind wir Lana zum ersten Mal begegnet«, erzählte Quinn. »Wir waren auf der Flucht vor Caine. Wollten in die Wälder im Norden verschwinden. Dann haben wir beschlossen, in die Stadt zurückzugehen und zu kämpfen. Sagen wir so, Sam hat sich dafür entschieden.«

»Alles ist vollkommen zerstört«, sagte Albert. »Wieso?«

»Sam hat seine Kraft damals zum ersten Mal bewusst eingesetzt. Gegen die Kojoten, nachdem sie die Hütte in Brand gesteckt hatten.«

»Wo ist das Gold?«, fragte Albert, den die Geschichte nur am Rande interessierte.

Quinn dachte, Lana würde ihnen die Stelle zeigen, aber sie stand wie angewurzelt da, den Blick auf die verdorrten Überreste einer einst saftig grünen Wiese gerichtet. Cookie stand mit einer riesigen Pistole im Gürtel hinter ihr. Für das Mädchen, das ihn von seinen unerträglichen Qualen erlöst hatte, würde er alles tun, wenn es sein musste, sogar sein Leben aufs Spiel setzen.

»Da lang«, sagte Quinn, als Lana nicht reagierte.

Beim Betreten der Ruine achtete er darauf, den Trümmern auszuweichen, denn aus den verkohlten Holzteilen ragten lange Nägel.

Als er glaubte, an der richtigen Stelle zu sein, bückte er sich, schob Kanthölzer und Schindeln aus dem Weg und schaufelte mit der Hand die Asche zur Seite. Zu seinem Erstaunen war der Bretterboden größtenteils verschont geblieben. Er fand die Bodenluke.

»Mal sehen, ob sie aufgeht.« Quinn unternahm einen Versuch, aber die Scharniere waren durch den Brand verbogen und klemmten. Mit Alberts Hilfe gelang es ihm schließlich, die Falltür hochzustemmen.

Albert richtete seine Taschenlampe auf das Loch.

»Gold«, sagte er.

Alberts sachlicher Tonfall verblüffte Quinn. Er hatte mit einem gollumartigen »mein Schschatz« gerechnet.

»Genau, Gold«, bestätigte er.

»Es ist nicht geschmolzen«, meinte Albert. »Klar, die Hitze steigt ja auch nach oben. Das haben sie uns in der Schule beigebracht.«

»Lass es uns gleich auf den Pick-up laden, okay? Dieser Ort ist mir so was von unheimlich. Schlimme Erinnerungen.«

Albert langte in die Grube und holte einen Barren heraus. Als er ihn absetzte, schlug er dumpf auf. »Ganz schön schwer, die Dinger.«

»Was hast du mit dem Gold vor?«

»Na ja, ich will es einschmelzen und Münzen draus machen. Ich brauch nur noch die passende Gussform. Zuerst dachte ich an ein Muffinblech. Ich hab so ein gusseisernes für die kleinen Muffins.«

Quinn lachte. »Wir werden mit Goldmuffins bezahlen?«

»Vielleicht. Inzwischen ist mir aber eine bessere Idee gekommen. Als wir die Häuser durchsuchten, sind wir auf eins gestoßen, in dem jemand seine eigene Munition hergestellt hat. Die Kids haben dort mehrere Gussformen für Patronen gefunden.«

Sie hoben die schweren Barren heraus und stapelten sie kreuz und quer auf dem Boden. Wie zwei Kinder, die mit Bauklötzen spielten.

»Patronen aus Gold?«, sagte Quinn nachdenklich.

»Die Form ist völlig egal, sie muss nur einheitlich sein. Damit alle gleich sind, verstehst du?«

»Mann, findest du das nicht irgendwie abartig?«

Albert seufzte entnervt. »Projektile aus Gold, nicht die ganze Hülse, nur den Projektilteil.«

»Ich weiß nicht.« Quinn schüttelte den Kopf.

»Kaliber zweiunddreißig. Die kleinste Größe, die der Typ gehabt hat.«

»Warum hilft Cookie uns eigentlich nicht?«, fragte Quinn laut.

Von draußen ertönte Lanas Stimme. »Quinn? Albert? Ich seh mal nach, ob ich was zu essen finde. Cookie hilft mir.«

»Cool«, meinte Quinn.

Ein paar Minuten später war der letzte Barren aus der Grube geborgen. Sie fingen an, das Gold zum Laster zu tragen, immer nur ein, zwei Barren auf einmal. Als sie den letzten auf die Ladefläche gelegt hatten, waren sie trotz der kühlen Nachtluft schweißgebadet.

Albert kletterte hinauf und zog eine Plane über die Barren.

»Hör mal«, raunte Albert Quinn zu, während er die Ecken der Plane festzurte. »Das bleibt vorläufig unter uns, okay?«

»Sekunde. Sam soll nichts davon erfahren? Ich lüge Sam nicht an.«

»Ich sag ja nicht, dass du ihn anlügen sollst. Wenn er dich fragt, kannst du's ihm erzählen. Und wenn nicht...«

Weil Quinn immer noch unentschlossen wirkte, fügte Albert hinzu: »Sam ist ein toller Anführer, aber er kapiert nicht, dass alle arbeiten müssen.«

»Doch, das weiß er. Er will bloß nicht, dass du allen anderen was voraushast und dabei reich wirst.«

Albert wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Quinn, warum glaubst du, schufteten die Menschen? Um gerade so über die Runden zu kommen? Nein, Mann. Die Menschen wollen ein gutes Leben. Was ist falsch daran?«

Quinn lachte. »Okay, Alter, du hast dir das alles überlegt und wahrscheinlich hast du sogar Recht. Ich meine, was weiß denn ich? Also, keine Sorge, vorläufig erzähl ich Sam nichts davon.«

»Das ist alles, worum ich dich bitte, Quinn. Ich würde nie von dir verlangen, Sam anzulügen.«

»Ach wirklich?«, fragte Quinn zynisch. »Was ist mit der Heilerin? Sie...« Er blickte sich um, weil ihm bewusst geworden war, dass sie Lana und Cookie schon eine ganze Weile nicht gehört oder gesehen hatten.

»Lana!«, rief er.

Es blieb still.

Quinn richtete die Taschenlampe in das Fahrerhaus des Pick-ups. Vielleicht war sie schon eingestiegen. Und schlief. Doch da war niemand.

Seine Taschenlampe beschrieb einen langsamen Halbkreis, bis ihr Licht auf den Stangen landete, die einst den Wasserturm neben der Hütte gestützt hatten.

»Lana? Lana, wir wären dann so weit!«, schrie Quinn.

Jetzt wurde auch Albert langsam nervös. »Wo bleibt sie nur? Ich kann sie nirgends sehen. Cookie und ihren Hund auch nicht.«

»Lana! Heilerin!«, brüllte Quinn.

Es blieb still.

Quinn blickte Albert erschrocken an, dann beugte er sich in den Wagen, um auf die Hupe zu drücken. Das würde sie sicher hören.

Als er das Post-it sah, erstarrte er. Er riss es vom Lenkrad, leuchtete mit der Taschenlampe darauf und las laut vor: »*Versucht nicht, uns zu folgen. Ich weiß, was ich tue. Lana.*«

Einundzwanzig

18 Stunden, 23 Minuten

Jack drückte gegen die Tür.

Sie war massiv. Extrem stark. Stahl in Stahl.

Aber sie stöhnte und ächzte, und Jack konnte zusehen, wie die Naht zwischen Tür und Türrahmen immer breiter wurde.

»Weiter so, Jack!«, feuerte Caine ihn an. »Sie gibt nach.«

Noch ein paar Sekunden und die Tür würde aus dem Rahmen springen, Jack spürte es.

»Jack, sobald sie aufgeht, musst du dich zu Boden werfen«, sagte Caine.

Jack hätte gerne gewusst, warum, aber der Kraftaufwand war so enorm, dass die Adern an seinem Hals dick anschwellen, die Augäpfel aus den Höhlen traten und seine Lunge zusammengepresst wurde. Jetzt auch noch zu sprechen, wäre unmöglich gewesen.

»Jack, du gehst sofort zu Boden, sobald sie nachgibt«, wiederholte Caine. »Könnte sein, dass von drinnen geschossen wird.«

Was? Geschossen?

Jack verminderte den Druck.

»Lass jetzt nicht nach!«, warnte ihn Drake. »Wir kümmern uns um die auf der anderen Seite.«

Jack hörte, wie der Hahn einer Waffe gespannt wurde. Und Drakes tiefes, gemeines Lachen.

Er stemmte die Füße gegen das Eisen im Boden. Noch einmal mit aller Kraft drücken. Und dann zu Boden werfen.

Er bekam Angst. Erschossen zu werden, war nicht Teil der Abmachung gewesen.

Als er nun noch mal alles gab, kippte die Tür nach innen, aber nicht so, wie Jack es erwartet hatte. Sie sprang am oberen Scharnier aus dem Stahlrahmen, verbog sich und sprengte das Bolzenschloss heraus, blieb jedoch an den anderen beiden Scharnieren im Rahmen hängen. Einmal noch und sie wäre...

Schüsse krachten so laut wie Donnerschläge. Jack ließ sich zu Boden fallen, schützte mit den Armen seinen Kopf und hielt sich die Ohren zu.

»Ihr bringt mich noch um!«, schrie er. »Nicht schießen!« Doch seine Worte gingen im Feuerwechsel unter, denn jetzt wurde auf beiden Seiten geschossen. In der Steuerzentrale ballerte jemand ununterbrochen durch die Lücke. Drake antwortete mit einer Schnellfeuerladung nach der anderen.

Die Kugeln pfften über Jacks Kopf hinweg, prallten an der Stahltür ab und flogen als Querschläger durch den Flur.

Drake schrie, Caine schrie, Jack schrie und auf der anderen Seite der Tür waren die panischen und wütenden Rufe eines Mädchens zu hören.

Dann schlug Caine zu. Er traf die beschädigte Tür mit seiner eigenen Sprengladung. Sie flog nach innen, schlitterte über den Fußboden und prallte gegen die Beine eines Mädchens, das noch im Sturz weiterfeuerte und einen Kugelhagel zur Decke sandte.

Jack drückte sich laut schluchzend auf den Boden. Drake sprang mit der Waffe in der Hand und ausgewickelter Peitsche über ihn hinweg.

Vor Jacks Augen spielte sich eine wahnsinnige Szene ab: Das Mädchen lag mit zerschmetterten Beinen am Boden, konnte sich kaum noch rühren, feuerte aber weiterhin auf den hereinstürmenden Drake.

Drakes Peitschenhand schnalzte.
Das Mädchen zielte auf Drakes Brustkorb.
Klick.
Das Magazin war leer.
Drakes Peitsche schlug zu.
Sie schrie vor Schmerz.
Er holte noch einmal aus.
»Hör auf!«, schrie Diana.
Als Caine in den Raum eilte, traf sein Fuß versehentlich Jacks Kopf.
Wieder knallte Drakes Peitsche.
Jack kroch auf allen vieren und mit tränenüberströmtem Gesicht vorwärts. Er kannte das Mädchen. Sie hieß Brittney. In der Schule hatte sie drei Reihen hinter ihm gesessen.
Drake schlug erbarmungslos zu.
Brittneys Hand ließ die Waffe los. Aus ihrem von Tränen und Blut verschmierten Gesicht war jeder Ausdruck gewichen. Diana schrie völlig außer sich auf Drake ein, während Caine nichts unternahm, um den Psychopathen aufzuhalten.
Diana packte Drake an der Schulter seines Peitschenarms. »Hör endlich auf, du krankes Stück...«
Drake wirbelte herum. Er schob sein Gesicht vor Dianas, bleckte die Zähne und brüllte wie ein Tier.
»Sie hat Recht: Es reicht«, sagte Caine endlich. »Wir sind schließlich nicht zum Vergnügen hier.«
Jack war wie versteinert. Er konnte den Blick nicht von Brittney wenden. Sie stöhnte, versuchte sich aufzurichten und sackte zusammen. Bewusstlos oder tot. Jack wollte es gar nicht wissen.
»Jack, mach dich an die Arbeit!«, befahl Caine.
Diana richtete ihre blutunterlaufenen Augen auf Jack. In ihrem Blick lagen abgrundtiefer Hass und tiefes Bedauern. Verstohlen wischte sie sich eine Träne weg.
»Jack ist verletzt«, bemerkte sie.
»Was?« rief Caine. »Jack?«
Jack war nicht verletzt. Er wollte sich aufrichten, beschämt, weil er immer noch ängstlich auf dem Boden kauerte. Aber sein linkes Bein spielte nicht mit. Er blickte es verwundert an und sah erst jetzt, dass seine Hose vom Knie abwärts in Blut getränkt war.
»Er verliert eine Menge Blut«, sagte Diana.
Mehr hörte Jack nicht, denn plötzlich kam der Fußboden auf ihn zu und schlug ihm ins Gesicht.
Lana hörte Quinns Rufe und das Hupen des Lasters. Sie hatten sich erst siebzig Meter von der Hütte entfernt, konnten aber nicht mehr vom Licht der Taschenlampen erfasst werden.
Cookie ging schweigend neben ihr. Sie vermutete, dass er sich inzwischen auch seine Gedanken machte.
Lana hoffte, dass Quinn und Albert ihnen nicht folgten. Sie wollte ihnen nicht erklären müssen, was sie vorhatte.
Patrick hörte die Hupe ebenfalls, deshalb flüsterte Lana ihm zu: »Still, Kleiner. Sch-scht!«
Sie hatte diesmal feste Schuhe angezogen– eindeutig eine Verbesserung im Vergleich zum letzten Mal, als sie hier langgelaufen war. Außerdem steckte die schwere Pistole in ihrer Sporttasche und sie wurde von Cookie begleitet.
Sollte Pack Leader auftauchen, würde Lana ihm zwischen die Augen schießen– und Cookie hoffentlich dabei zuvorkommen.

In ihrer Tasche befanden sich auch noch eine Wasserflasche, eine Dose Champignons und ein ganzer Kohlkopf. Viel war das nicht, schon gar nicht für jemanden von Cookies Größe, sie rechnete aber damit, im Schuppen bei der Mine noch ein paar Konservendosen zu finden. Einsiedler Jim hatte dort sicher auch Lebensmittel gebunkert. Das hoffte sie zumindest.

Beim letzten Mal war sie den Reifenspuren von Jims Truck gefolgt, weil sie gehofft hatte, so zu dem Mann oder seinem Fahrzeug zu gelangen. Kurz vorher hatte sie das Gold in der Hütte entdeckt und daraus geschlossen, dass der exzentrische Einsiedler ein Goldgräber war. Die Reifenspuren hatten Lana in eine zwischen zwei Hügeln verborgene, verlassene Goldgräberstadt geführt. Dort hatte sie Jims Laster gefunden, allerdings ohne den Zündschlüssel. Etwas später war sie im Bergwerk auf Jims Leiche gestoßen.

Sie wusste jetzt, wo sie den Schlüssel finden würde.

Damals wären ihr allein bei der Vorstellung, die Hosentaschen einer halb verwesenen Leiche zu durchsuchen, die Haare zu Berge gestanden. Da war sie aber noch die alte Lana gewesen, die keinen blassen Schimmer gehabt hatte, was ihr bevorstand. Dass sie Dinge erleben würde, die noch viel grauenhafter waren.

Lana wusste auch, wo Jims Laster stand. Und sie erinnerte sich an den großen, mit Propangas gefüllten Tank, mit dem Jim seinen Schmelzofen gefeuert hatte.

Ihr Plan war einfach: Zuerst den Schlüssel holen. Dann mit Cookies Hilfe den Tank auf Jims Laster laden. Den Laster zum Mineneingang fahren. Das Ventil am Tank öffnen und das Gas in den Stollen strömen lassen. Jetzt noch eine Zündschnur anzünden und schleunigst abhauen.

Sie wusste nicht, ob die Explosion das Ding in der Mine töten würde. Aber sie hoffte, es wenigstens unter Tonnen von Felsgestein zu begraben.

Die Dunkelheit hatte nach ihr gerufen. Erst nachts im Traum, später auch am Tage. Sie hatte Lana an der Angel und holte sie jetzt ein.

Komm zu mir. Ich brauche dich.

Sie verlangte nach ihr.

»Hello darkness, my old friend«, sang Lana im Flüsterton. »I've come to talk with you again.«

Zweiundzwanzig

18 Stunden, 18 Minuten

Als Jack zu sich kam, verspürte er starke Schmerzen.

Jemand hatte ihn woanders hingelegt. Sein Hosenbein war bis zum Knie aufgerissen und an seinem Unterschenkel sah er einen blauen, blutgetränkten Verband. Die Wunde tat scheußlich weh, ein Brennen, als würde jemand mit einem glühenden Schürhaken in seinem Fleisch herumstochern.

Diana saß schweigend neben ihm. Es dauerte einen Moment, bis er sich aus ihrem geschorenen Kopf einen Reim machen konnte.

»Hier«, sagte sie. »Die habe ich in einem der Büros gefunden. Nimm sie.« Sie legte ihm vier weiße Pillen in die Hand. »Es ist die doppelte Dosis, aber das wird dich schon nicht umbringen.«

»Was ist passiert?«

»Querschläger. Zum Glück nur ein Streifschuss. Hat einen netten kleinen Schnitzer hinterlassen. Wird noch eine Weile wehtun, die Blutung hat aber schon aufgehört.«

»Alles okay, Jack?« Caine klang gestresst und nervös. Die Dinge liefen nicht so, wie er sich das vorgestellt hatte. »Du weißt, warum du hier bist.«

Drakes Soldaten kehrten zurück. Sie trieben laut schimpfend Mickey Finch und Mike Farmer mit hinter dem Rücken gefesselten Händen vor sich her. Sie hatten die beiden in einem der anderen Büros gefunden.

»Ah, sehr schön«, freute sich Caine. »Unsere Geiseln sind hier.«

»Wir haben gesagt, runter mit den Waffen, und der Trottel da hat's tatsächlich gemacht«, erzählte einer der Schlägertypen. »Dabei haben wir nur eine Schrotflinte und eine Pistole und der da hat eine Maschinenpistole. Gibt einfach auf, der Hosenscheißer. Der andere war nicht bewaffnet.«

Mickey und Mike machten einen elenden und sehr verängstigten Eindruck. Ihre Mienen wurden noch bedrückter, als sie Brittney reglos in einer Blutlache auf dem Boden liegen sahen.

Drake schlenderte zu ihnen hinüber, stieß Mike zur Seite und schnappte sich die Maschinenpistole. Als er seinen Tentakel über den Lauf und den Verschluss der Waffe gleiten ließ, tauchte in seinen kalten blauen Augen ein fast schon zärtlicher Ausdruck auf.

»Damit hat keiner der Freaks eine Chance gegen mich«, prahlte er.

»Ja, nicht einmal Caine«, stimmte Diana ihm zu. »Jetzt kannst du endlich die Nummer eins sein, was?«

Jack blickte fassungslos von einem zum anderen. Wie hatte er sich auf das hier nur einlassen können? Keine fünf Meter von ihm entfernt lag ein Mädchen im Sterben– oder war sogar schon tot.

»Jack, reiß dich zusammen!«, befahl Caine. »Und mach dich an die Arbeit!«

Jack bewegte sich wie ein Traumwandler, als er zum erstbesten Computertisch humpelte. Er ließ sich in einen Drehstuhl fallen. Der Bildschirm war uralt, die Software ebenso und es gab keine Maus. Es war alles tastaturgesteuert.

Er wurde noch mutloser. Die alte Software würde lauter Tastenkombinationen erfordern, die er nicht kannte. Er zog eine Schublade auf und hoffte, ein Handbuch mit den Befehlen oder zumindest einen Spickzettel zu finden.

»Wie sieht's aus?«, fragte Caine.

»Mit so 'ner Software hatte ich noch nie was zu tun.«

»Aber du kriegst das hin, oder?«

»Nicht auf die Schnelle. Ich muss mich erst mal schlaumachen.«

»Wie lange, Jack?«

»Ich bin verletzt, okay? Ich wurde angeschossen!« Als Caine ihn bloß anstarrte, senkte er die Stimme. »Weiß nicht. Je nachdem.«

Caines von Wut und Furcht gespeiste Anspannung war fast schon greifbar. »Dann vergeude keine Zeit.«

Caine drehte sich zu Drake um. »Bring die Geiseln in die Ecke da drüben.«

»Mmm-hmm«, erwiderte Drake geistesabwesend. Er tastete immer noch entzückt die Maschinenpistole ab.

Caine machte ein paar rasche Schritte auf ihn zu und schlug mit der flachen Hand auf den Lauf. »Hey! An die Arbeit! Brianna kann jeden Moment zurück sein. Und wenn nicht sie, dann Taylor. Bau jetzt ja keinen Scheiß!«

In einer der Schubladen entdeckte Jack ein Ringbuch. Es war ziemlich klein und musste schon lange in Gebrauch sein. Etliche Blätter waren halb herausgerissen und die an den Seitenrändern angebrachten Post-its hatten sich im Laufe der Jahre eingerollt.

Er schlug es auf und fing an zu blättern. Ohne eine Anleitung für die Funktionstasten würde er keinen Schritt weiterkommen. Er hatte noch nie einen Computer ohne Maus gesehen, geschweige denn benutzt. Erstaunlich, dass es so etwas überhaupt noch gab.

»Diana«, hörte er Caine sagen. »Lies die beiden Geiseln. Ich will hier keine böse Überraschung erleben. Drake? Wie läuft's?«

»Ich spann jetzt mal den Draht.«

»Gut.«

Jack blickte sich verstohlen um. Drake hielt eine Drahtspule in der Hand. Der Draht war ziemlich dünn, sah aber stark aus. Drake musterte den Türrahmen, schien irgendwas zu suchen.

Sichtlich unzufrieden mit dem, was er vorfand, zuckte Drake schließlich die Achseln und wickelte den Draht um das kaputte, aber noch im Stahlrahmen verankerte mittlere Scharnier. Es war eine hohe Tür mit drei Scharnieren, von denen sich eines knapp über seinem Kopf befand, eines in Knöchelhöhe und das dritte genau in der Mitte.

Drake spannte den Draht von der Tür zu einem Aktenschrank aus Metall an der gegenüberliegenden Wand. Er fädelte die Spule durch einen Schubladengriff, spannte den Draht und schnitt ihn mit einer Spitzzange ab. Dann wickelte er das überschüssige Stück um den Griff und mehrmals um sich selbst.

Diana trat von den Geiseln zurück und sagte zu Caine: »Sind beide sauber. Der eine könnte ein Einser sein, aber auf dem Level weiß er noch nicht einmal, welche Kraft er hat. Wenn es überhaupt was Nützliches ist.«

»Gut.«

Diana schlenderte zu Jack und setzte sich in den Drehstuhl neben ihm. Sie starrte schlecht gelaunt auf den Bildschirm.

»Was macht Drake denn da?«, flüsterte Jack.

Diana blickte ihn gelangweilt an. »Hey, Drake, Jack möchte wissen, was du da machst. Sag es ihm selbst.«

»Jack soll arbeiten!«, blaffte Caine.

Jack wandte sich hastig dem Ringbuch zu und suchte weiter. Da war sie: eine Liste mit den Eingabebefehlen. Er runzelte die Stirn, probierte die Kombinationen der Reihe nach aus, sah sich das Ergebnis an, und arbeitete sich methodisch von einer Funktionstaste zur nächsten vor.

Drake war jetzt fertig. Er duckte sich unter dem Draht hindurch und verschwand in dem Flur, aus dem sie gekommen waren. Dabei wickelte er den Draht aus.

»Ich bin im Hauptverzeichnis«, verkündete Jack. »Mann, ist das alt!«

Er merkte, wie ihn die Aufgabe immer mehr in den Bann zog. Das war Computer-Archäologie. Er war im Begriff, eine Sprache zu entschlüsseln, die prä-Windows, prä-Linux, prä-alles war. Sie lenkte ihn von den Schmerzen ab und– wichtiger noch– von dem Entsetzen über sich selbst und die anderen.

Drake tauchte vergnügt vor sich hin pfeifend wieder auf. »Schlitze-di-schlitz«, sagte er.

»Gut«, meinte Caine. »Damit hätten wir eine. Und jetzt bereite alles für Taylor vor.

Vergiss nicht, niemand darf auf Jack schießen oder die Geräte treffen.«

»Ich weiß, was ich tue.« Drake zeigte mit seinem Tentakel auf einen der beiden Schlägertypen. »Bring mir die Schrotflinte.« Drake ging mit dem Jungen durch den Raum und überprüfte die Visierlänge. »Okay«, sagte er schließlich. »Dein Job ist ganz einfach. Sobald Taylor auftaucht, schießt du.«

Der Junge wurde blass. »Ich soll sie erschießen?«

»Nein, du hast die Wahl«, erwiderte Drake. »Du entscheidest selbst, ob du sie abknallst oder nicht.«

Der Junge atmete erleichtert auf.

»Aber wenn du's nicht tust...«, Drake wickelte den Tentakel um den Hals des Jungen.

»Wenn du dich ablenken lässt oder danebenschießt, peitsche ich dich aus bis auf die Knochen.«

Drake ließ den Jungen wieder los. »Ich glaube, wir sind so weit«, verkündete er vergnügt.

»Auf Taylor wartet eine Ladung Schrot. Und wenn die kleine Brianna meint, sie kann hier mit zweihundert Sachen hereinpreschen, stößt sie auf Draht.«

»Und löst einen Alarm aus?«, fragte Jack.

Drake lachte, als hätte er noch nie etwas so Lustiges gehört.

»Mach weiter, Jack!«, befahl Caine.

Der McClub war geschlossen. Auf dem Schild an der Tür stand: *Wir haben morgen wieder geöffnet.*

Klar war der Laden dicht. Es war mitten in der Nacht. Duck hatte sich nach Gesellschaft gesehnt. Gehofft, dass irgendwer da sein würde. Ziemlich egal, wer.

Seit Duck durch den Boden des Swimmingpools gefallen war, waren drei Tage vergangen– genau genommen vier, denn es war schon nach Mitternacht. Dass sein Leben danach noch schlimmer werden könnte, hätte er jedoch nicht für möglich gehalten.

Die Leute lachten über seine Geschichte. Sie fanden sie lustig. Konnten sich kaum noch einkriegen, wenn er ihnen erzählte, wie er durch den Boden des Pools in die Erde gesunken war. Von der Höhle. Dem radioaktiven Seitenschacht. Den blauen Fledermäusen. Dem Auftauchen aus den Wellen, halb nackt und schlotternd. Davon, wie er die Klippe hochklettern und sich zwingen musste, glücklich zu grinsen, damit er aus Wut nicht wieder fiel und immer weiter fiel. Das Klettern war noch das Einfachste gewesen. Er war so erleichtert gewesen, dass er sich federleicht gefühlt hatte.

Wenn er seine Geschichte zum Besten gab, brüllten die Leute vor Lachen. Am ersten Tag war er noch darauf eingestiegen. Er brachte andere gern zum Lachen. Aber es hatte nicht lange gedauert und er war vom lustigen Geschichtenerzähler zum Spottobjekt geworden.

Sie kapierten es nicht: Es war nicht lustig. Überhaupt nicht. Nicht, wenn man darüber nachdachte. Wenn man nicht mehr schlafen konnte vor Angst, im Traum womöglich wütend zu werden und dann in einen langsamen, qualvollen Tod abzugleiten.

Duck wandte sich vom Club ab. Wahrscheinlich war es besser so, dass keiner da war. Er fühlte sich einsam, aber Einsamkeit war immer noch erträglicher, als verspottet zu werden.

Er blickte sich um. Es war spät. Um diese Zeit war niemand mehr unterwegs.

Als er sich müde auf den Heimweg machte, kam er an der im Dunkeln liegenden Kirche

vorbei. Seit die ursprüngliche Lichtanlage zerstört war, wurde sie nur noch an den Versammlungsabenden beleuchtet. Dazu hatten sie ein paar Lampen aufgestellt, die über ein Verlängerungskabel mit dem Rathaus verbunden waren.

Duck hatte sich angewöhnt, in der Mitte der Straße zu gehen, da er den tiefen Schatten an den Straßenrändern misstraute. Aus dem Schutthaufen neben der Kirche drang ein Rascheln. Wahrscheinlich ein Hund. Oder Ratten.

Doch dann folgte ein gepresstes Flüstern: »Hey! Hey, Duck!«

Duck blieb stehen. Das Flüstern kam aus der Kirche.

»Hey, Mann!«, sagte die Stimme schon etwas lauter.

»Wer ist da?«

»Ich bin's, Hunter. Sei leise. Wenn sie mich finden, bringen sie mich um.«

»Wieso? Wer?«

»Duck, komm her. Ich kann hier nicht rumschreien.«

Duck rechnete mit einem blöden Trick und überquerte die Straße nur zögernd.

Hunter verbarg sich hinter einem Mauerstück, das noch Teile eines Fensters mit bunten Glasscheiben enthielt. Als Duck näher kam, stand er auf. Er sah nicht so aus, als würde er einen Scherz auf Ducks Kosten planen, sondern wirkte völlig verängstigt.

»Was ist?«, fragte Duck.

»Komm zu mir herüber, damit uns keiner sieht.«

Duck kletterte über den Schutt und schürfte sich dabei das Schienbein auf.

»Okay, Mann«, meinte Duck in Hunters Versteck. »Worum geht's?«

»Kannst du mir helfen? Ich hatte kein Abendessen.«

»Äh...«

»Ich hab Hunger.«

»Alle haben Hunger«, meinte Duck. »Mein Abendessen war ein Becher Bratensaft.«

Hunter seufzte. »Ich verhungere hier. Kein Abendessen und fast kein Mittagessen, weil ich mir was aufheben wollte.«

»Warum versteckst du dich hier?«

»Wegen Zil. Er und ein paar andere Normale sind hinter mir her.«

»Willst du mich verarschen?«

»Nein, nein. Ehrlich nicht. Es tut mir auch leid, dass ich dich verspottet habe. Ich wollte einfach nur dazugehören, verstehst du?«

»Nein, Hunter, das verstehe ich nicht.«

Hunter zögerte. Kurz sah es so aus, als würde er sauer werden, doch dann sank er in sich zusammen, als wäre ihm die Luft ausgegangen. Duck kniete sich unbeholfen neben ihn. Hunters Hilflosigkeit wurde ihm noch bewusster, als er das verräterische Schniefen hörte. Hunter weinte.

»Was ist passiert?«, fragte Duck.

»Zil. Den kennst du doch, oder? Wir haben uns gestritten. Er ist völlig ausgerastet, wollte mit dem Schürhaken auf mich losgehen, mich umbringen. Was sollte ich denn tun?«

»Was hast du getan?«

»Ich war total im Recht«, erzählte Hunter weiter. »Bloß hab ich nicht Zil erwischt, sondern Harry. Er kam plötzlich angerannt, ging dazwischen.«

»Okay.«

Hunter schniefte noch einmal. »Nein, Mann, nichts ist okay. Harry hat was abgekriegt und ist umgefallen. Du musst mir helfen, bitte!«

»Ich? Warum gerade ich? Sonst hackst du doch nur auf mir herum.«

»Ja, das stimmt«, gab Hunter zu. Er hatte aufgehört zu weinen, aber seine Stimme wurde noch flehender. »Hör mal, du und ich, wir sitzen im selben Boot.«

»Äh... wieso das denn?«

»Weil wir Freaks sind, Mann. Du kapiertest es nicht, was?« Ducks Begriffsstutzigkeit half ihm, seine Fassung wiederzufinden. »Zil hetzt die Normalen gegen uns Mutanten auf. Gegen uns alle.«

Duck schüttelte verwirrt den Kopf. »Wovon redest du?«

Hunter packte ihn am Arm. »Von jetzt an heißt es, wir gegen sie. Verstehst du? Freaks gegen Normale.«

»Quatsch«, erwiderte Duck. »Erstens hab ich niemandem was getan. Und zweitens sind Astrid und Edilio normal. Es stimmt also gar nicht, dass alle gegen uns sind.«

»Denkst du wirklich, sie verschonen dich? Dass dir nichts passieren kann? Gut. Dann geh. Lauf nach Hause und tu so, als wäre nichts. Spätestens dann, wenn du dich vor ihnen verstecken musst, wirst du's begreifen.«

Duck löste sich aus Hunters Griff. »Ich schau mal, ob ich dir was zu essen bringen kann. Aber in deine Probleme lass ich mich nicht reinziehen.«

Duck kletterte wieder über den Schutt und gelangte zurück auf die Straße.

Hunters heiseres Flüstern folgte ihm. »Freaks gegen Normale, Duck. Und du bist ein Freak.«

Jack schwitzte wie in der Sauna. Ihm tat das Schienbein weh. Aber mehr noch der Draht. Die Drähte.

Brianna würde sie nicht sehen. Sie würde wie ein Geschoss angefliegen kommen. Jack sah alles mit quälender Deutlichkeit vor sich: Brianna, die auf den Draht traf und in zwei Hälften zerschnitten wurde. Die Beine würden automatisch noch ein Stück weiterlaufen.

»Entfernt die Drähte«, sagte Jack. Die Worte waren ihm unbeabsichtigt über die Lippen gekommen.

Außer Diana hatte ihn niemand gehört.

Als er ihr einen Blick zuwarf, huschte ein Lächeln über ihr Gesicht.

Doch Drake war beschäftigt und Caine redete geschwollen daher. Sie hatten es nicht mitbekommen.

Jack nahm die Hände von der Tastatur.

»Ihr müsst die Drähte entfernen«, presste er nach Worten ringend hervor.

Caine erstarrte. Und Drake fuhr herum.

»Was?«, bellte er.

»Entfernt die Drähte oder ich...«

Die Peitsche traf ihn am Nacken, schnalzte über seinen Rücken und schnitt ihm in die Haut.

Jack schrie auf vor Schock und Schmerz.

Drakes Arm flog zurück, um noch einmal zuzuschlagen, aber Caine brüllte: »Nicht!«

Drake schien drauf und dran, den Befehl zu ignorieren, begnügte sich dann aber damit, seinen Tentakel um Jacks Hals zu wickeln. Er drückte zu und Jack spürte, wie das Blut in seinem Kopf zu pochen anfang.

Caine kam herüber. »Wo liegt das Problem, Jack?«, fragte er in einem sachlichen Ton.

»Der Draht«, krächzte Jack. »Ich will das nicht.«

Caine blinzelte verwundert. Er warf Diana einen Blick zu, damit sie ihn aufklärte.

Diana seufzte. »Junge Liebe. Sieht so aus, als ob Jack über mich hinweg wäre. In seinen schmutzigen Träumen spielt jetzt ein anderes Mädchen die Hauptrolle.«

Caine lachte laut, er konnte es nicht glauben. »Du stehst auf Brianna?«

»Ich... es ist nicht so...«, röchelte Jack.

»Komm schon, Jack. Sei kein Idiot«, schmeichelte Caine. »Lass ihn los, Drake. Jack hat anscheinend vergessen, was wirklich wichtig ist.«

Drake zog seinen Tentakel zurück. Jack holte tief Luft. Sein Nacken und Rücken brannten so höllisch, dass er die Fleischwunde am Bein nicht mehr spürte.

»Jack, Jack, Jack.« Caine klang wie ein enttäuschter Lehrer. »Manchmal passieren schlimme Dinge. Damit musst du dich abfinden.«

»Nicht Brianna«, erwiderte Jack.

Er sah die Röte in Caines Gesicht steigen, ein Warnsignal. Aber er wusste, dass Caine ihn brauchte. Caine würde ihn nicht töten, mochte er noch so zornig werden. Im Gegensatz zu Drake würde Caine es nie zulassen, dass er sich vor Wut vergaß.

»Glaubst du ernsthaft, sie würde dich verschonen?«, fragte Caine. »Sie wird hereinzoomen, wahrscheinlich bewaffnet, und auf alles schießen, was sich bewegt. Mach du deine Arbeit, Jack, und überlass die großen Entscheidungen mir.«

Jack wandte sich wieder der Tastatur zu. Er schob die Hände vor, um sie auf die Tasten zu legen, aber es ging nicht. Als seine Fingerspitzen einen halben Zentimeter über der Tastatur schwebten, erstarrte er.

Nicht Brianna. Nicht sie. Nicht so.

»Ich könnte mit ihr sprechen, sie vielleicht überreden, die Seiten zu wechseln.«

»Überlass ihn mir«, bettelte Drake. »Ich garantiere dir, dass er dann weiterarbeitet.«

»Genau, Drake«, sagte Diana. »Folter ihn. Wenn er so sauer wird, dass er den ganzen Raum radioaktiv verseucht, wirst du's nicht merken. Erst, wenn dir irgendwann die Haare ausfallen.«

Auf die Idee war Jack noch gar nicht gekommen. Diana hatte Recht, sie konnten nicht wissen, was er dem Computer befahl.

Caine kaute an seinem Daumennagel. Das tat er immer, wenn seine Pläne durchkreuzt wurden.

»Drake, schneide die Drähte durch. Und du, Jack, finde heraus, wie du in Perdido Beach die Lichter abdrehst. Sonst gebe ich Drake den Befehl, die Drähte neu zu spannen und dich so lange auszupeitschen, bis er vor Müdigkeit den Arm nicht mehr hochkriegt.«

Jack war klug genug, sein Triumphgefühl zu verbergen.

Drake wollte widersprechen, aber Caine blaffte: »Drake, tu, was ich sage.«

Dreiundzwanzig

18 Stunden, 7 Minuten

»Das Tor wird garantiert bewacht«, sagte Sam. »Es kommt gleich nach dieser Kurve. Bleib stehen.«

Edilio stieg auf die Bremse. Die anderen beiden Fahrzeuge hielten ebenfalls. Dekka fuhr mit Orc und Howard in einem großen SUV direkt hinter ihnen, gefolgt von einem dritten Wagen mit einer Handvoll von Edilios Soldaten. Mehr Leute hatten sie nicht zusammentrommeln können. Die Furcht vor Caine und vor allem vor Drake saß bei den Kids immer noch tief.

Sam wandte sich zu Brianna und Taylor um. »Ich muss wissen, wo Caines Schläger sind. Wir müssen davon ausgehen, dass er mindestens zwei Leute beim Tor gelassen hat. Bewaffnet und mit dem Befehl, auf jeden zu schießen, der diese Straße runterkommt.«

»Ich kann mich rein- und wieder rausbeamen, bevor sie auf mich schießen können«, schlug Taylor vor, klang aber nicht besonders erpicht darauf.

»Sam, ich kann durch das Tor flitzen, mich ein wenig umsehen und in dreißig Sekunden wieder hier sein«, bot Brianna an. »Wahrscheinlich sehen sie mich nicht einmal.«

»Wenn du so schnell bist, dass sie dich nicht sehen, wie willst du sie dann sehen?«, fragte Edilio.

Sie zeigte mit zwei Fingern auf ihr Gesicht. »Superschnelle Augen, Mann.«

Sam und Edilio mussten beide grinsen, doch Sam wurde gleich wieder ernst.

»Hör mir jetzt zu, Breeze«, sagte er. »Du gehst zum Tor und nicht weiter. Das ist kein gut gemeinter Rat, sondern ein Befehl.«

Doch Brianna ließ nicht locker. »Sam, ich kann mich in null Komma nichts überall umsehen.«

»Du gehst nicht in das Kraftwerk, verstanden?«

Brianna verzog den Mund. »Du bist der Boss.«

»Okay, dann los...« Sie war jedoch schon verschwunden.

»Ich kann auch was tun«, sagte Taylor leicht schmallend.

»Du kommst schon noch dazu«, erwiderte Sam.

Dekka stieg aus dem SUV. »Habt ihr Breeze losgeschickt?«

»Ja, sie sollte jeden Moment wieder hier sein«, antwortete Edilio.

Sie warteten. Sam behielt die Straße im Auge. Nicht dass er Brianna sehen würde, wenn sie angerannt kam.

»Ganz schön lange«, sagte Taylor. »Ich meine, für ihre Verhältnisse.«

Danach sprach niemand mehr. Es vergingen zwei endlos lange Minuten. Dann drei und schließlich fünf.

»Scheiße!«, flüsterte Dekka.

»Sie wäre längst hier«, meinte Sam düster. »Wenn sie zurückkäme.«

Ihm war schlecht.

Lana spürte, wie ihr Grauen mit jedem Schritt wuchs. Doch sie war darauf vorbereitet.

»Was ist das für ein Ort?«, fragte Cookie.

»Das war früher mal eine Goldgräberstadt.«

»Mit Cowboys und so?«

»Möglich.«

Sie durchquerten die Geisterstadt auf der ehemaligen Hauptstraße, und Lana vermutete, dass man an den großteils eingestürzten Häusern wahrscheinlich immer noch erkennen konnte,

welches früher einmal das Hotel, der Saloon und der Laden gewesen war. Gelegentlich stand noch eine Wand aufrecht und hin und wieder leuchteten die Konturen eines auffälligen Schornsteins silbern im Mondlicht. Die Dächer waren jedoch schon vor langer Zeit eingebrochen und die Schaufenster blind vom Staub. Vielleicht waren die Gebäude einem Erdbeben zum Opfer gefallen, vielleicht waren sie aber bloß im Laufe der Zeit in sich zusammengesackt.

Das einzige halbwegs intakte Gebäude war der Schuppen, in dem Einsiedler Jim seinen gasbetriebenen Goldschmelzer und seinen Pick-up untergestellt hatte.

»Dort wollen wir zuerst hin.« Lana nickte in Richtung Schuppen.

Ihr Blick wanderte über das Gebäude hinweg zu dem Pfad, der sich den Hang hinaufwand und zum Eingang der Mine führte. Diesen Pfad würde sie hochsteigen müssen, um den Schlüssel aus der Tasche des toten Goldgräbers zu holen.

Das im Minenschacht lauernde Monster warf einen dunklen Schatten auf ihre Seele. Lana konnte die Dunkelheit spüren und befürchtete, dass sie ihre Nähe ebenfalls längst bemerkt hatte.

Wusste die Dunkelheit, dass sie auf dem Weg zu ihr war?

Wusste sie, warum?

Patrick verhielt sich still, duckte sich. Er erinnerte sich auch.

Sie hatten den Schuppen betreten. Lana überprüfte den Propangastank. Das Messgerät zeigte an, dass er halb voll war. Das sollte reichen.

Sie kniete sich hin und sah sich die Halterung des Tanks an. Er steckte in einer Art Stahlrahmen, der zwar rostig war, aber zum Glück nicht im Boden verankert.

»Cookie, wir werden diesen Tank auf den Laster laden. Den Schlüssel muss ich erst holen, das mach ich gleich. Danach fahren wir den Laster an den Tank heran. Aber zuerst sehen wir uns an, wie wir das am besten hinkriegen, okay?«

»Alles klar, Heilerin.«

Sie stellte ihr Bein neben die Halterung, um zu messen, wie weit die Unterseite des Tanks vom Boden entfernt war. Der Tank begann am Ende ihres Oberschenkels. Dann ging sie zum Pick-up und verglich diese Höhe mit der der Ladefläche.

Gut, sie stimmte mehr oder weniger überein. Wenn der Tank, wie Lana vermutete, ein paar Zentimeter niedriger war, müssten sie ihn anheben und auf die Ladefläche schieben. Aber dafür gab es sicher ein System, denn Einsiedler Jim war ja auch gezwungen gewesen, den Tank hin und wieder füllen zu lassen.

»Cookie, sieh dich nach einer Werkzeugkiste um.«

Schön der Reihe nach. Als Erstes sorgte sie dafür, dass das Absperrventil zu war.

In der Werkzeugkiste, die Cookie ihr gebracht hatte, kramte sie nach dem passenden Schraubenschlüssel für das Schlauchanschlussstück. Die Rohrmuffe, mit der der Schlauch am Tank befestigt war, klemmte.

»Lass mich mal«, bot Cookie an.

Cookie drehte kurz an der Muffe und schon gab sie nach.

Lana deutete zu den Dachsparren, auf denen mehrere Flaschenzüge angebracht waren. Durch die Rollen lief eine schwere Eisenkette. Sie hing herunter und war mit einem Haken versehen. Lana warf einen Blick auf den Rahmen des Tanks und entdeckte einen Ringbolzen.

»Jim musste den Tank ab und zu nachfüllen lassen. Damit hat er ihn auf den Laster gehoben.«

Cookie zog den Haken nach unten. Die Kette glitt scheppernd durch die gut geschmierten Rollen. Er hievte sich auf den Rahmen und schob den Haken durch den Ringbolzen.

»Perfekt«, sagte Lana. »Ich geh jetzt mal den Zündschlüssel holen.«

Etwas am Klang ihrer Stimme musste Cookie beunruhigt haben. »Ich finde, Patrick und ich sollten mitkommen. Es ist gefährlich da draußen.«

»Ich weiß. Aber sollte was schiefgehen, muss ich wissen, dass sich jemand um Patrick kümmert. Jemand, dem ich vertrauen kann.«

Wenn es ihre Absicht gewesen war, Cookie zu beruhigen, hatte sie damit genau das Falsche gesagt. Seine Augen weiteten sich und sein Kinn bebte.

»Was soll denn schiefgehen?«

»Wahrscheinlich gar nichts.«

»Ich muss dich begleiten.«

Lana legte eine Hand auf seinen Arm. »Cookie, vertrau mir.«

»Dann sag mir wenigstens, was du vorhast«, bat er.

Lana zögerte. In Wirklichkeit wünschte sie sich nichts sehnlicher, als von Cookie und Patrick zur Mine begleitet zu werden. Aber noch wichtiger war ihr, dass den beiden nichts zustieß. Vor allem Cookie.

Früher war Cookie ein dummer Schlägertyp gewesen, ein zweiter Orc. Er war auch jetzt keine Leuchte. Aber durch die erlittenen Qualen hatte sich sein Wesen verändert, und was früher an Gemeinheit in ihm gesteckt hatte, war verschwunden. Eine Begegnung mit der Dunkelheit könnte all das zunichtemachen. Das Monster in der Mine hatte einen dunklen Fleck auf Lanas Seele hinterlassen, und sie wollte verhindern, dass ihrem vertrauensseligen und loyalen Beschützer dasselbe widerfuhr.

Lana holte ihre Tasche und entnahm ihr einen zugeklebten Briefumschlag. Sie reichte ihn Cookie. »Wenn was passiert, gibst du den Brief Sam oder Astrid. Okay?«

»Heilerin...« Er wollte ihn nicht nehmen.

Sie drückte ihm den Brief in die Hand und schloss seine Finger darum. »Jetzt hör zu. Du musst etwas für mich tun, während ich weg bin.«

»Was?«

Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Ich bin so hungrig, ich könnte Patrick auffressen. Kannst du in der Zwischenzeit was zu essen suchen? In einer Viertelstunde bin ich wieder hier.«

Sie drehte sich um, trat durch die Tür und verschwand in die Nacht hinaus, ehe er etwas erwidern konnte.

Lana griff in ihre Tasche, legte ihre Finger um den kalten Plastikgriff der Pistole und zog sie heraus.

Sie würde den Schlüssel vom Goldgräber holen. Sollte Pack Leader auftauchen, um sie daran zu hindern, würde sie ihn erschießen.

Und sollte... sollte sie es nicht schaffen, die Höhle wieder zu verlassen, und stattdessen tiefer und immer tiefer hineingehen, außerstande sich zu wehren, dann...

Taylor war anders als Brianna. Sie hielt sich nicht für eine Art Superheldin. Taylor wusste, dass sie wie jedes andere Mädchen war. Nur dass sie die Kraft besaß, sich an den Ort zu versetzen, an den sie gerade dachte.

Und jetzt verspätete sich Brianna. Dabei kam sie sonst nie zu spät. Brianna wusste gar nicht, wie das ging. Ihr musste etwas zugestoßen sein.

Deshalb war jetzt sie selbst an der Reihe. Das war ihr klar, auch wenn Sam nichts sagte. Er stand bloß da und starrte die Straße hinunter, als versuchte er, Brianna durch bloße Willenskraft zurückzubringen.

Dekka machte einen völlig verzweiferten Eindruck. Normalerweise war sie durch nichts aus der Fassung zu bringen, doch jetzt schien sie den Tränen nahe.

Edilio behielt sein Pokerface. Die Augen nach vorne gerichtet und abwartend. Geduldig.

Keiner von ihnen wollte Sam unter Druck setzen. Aber alle wussten, dass die Zeit drängte.

Es lag an Taylor. Da Sam sie nicht losschicken wollte, musste sie selbst entscheiden. Für

Sam würde sie alles tun. Einfach alles. Wahrscheinlich war sie sogar ein bisschen verknallt in ihn, obwohl er älter war und sowieso nur Astrid für ihn infrage kam.

Sam hatte Taylor das Leben gerettet. Und sie davor bewahrt, den Verstand zu verlieren. Zu Beginn der FAYZ hatte Caine in seinem Machtrausch beschlossen, alle unkooperativen Freaks in Coates unter seine Kontrolle zu bringen. Und nachdem er dahintergekommen war, dass die Kräfte meist von den Händen ausgingen, hatten er und Drake einen teuflischen Einfall gehabt.

Sie hatten das Verfahren »Gipsen« genannt. Dabei wurden die Hände der Freaks in einen Zementblock einbetoniert. Die Blöcke wogen über zwanzig Kilo. Allein das Gewicht hatte sie absolut hilflos gemacht. Anfangs hatten Caines Lakaien sie noch gefüttert und ihnen wie Hunden Fressnäpfe hingestellt. Taylor und die anderen, zu denen auch Brianna und Dekka gehört hatten, hatten sich wie Tiere auf die Näpfe gestürzt und die Cornflakes mit der Milch aufgeschleckt.

Kurz darauf war Caine nach Perdido Beach gefahren, um dort die Herrschaft an sich zu reißen. Zwischen den »loyalen« Freaks, die er in Coates zurückgelassen hatte, waren Machtkämpfe ausgebrochen.

Die Fütterungen waren immer seltener geworden und irgendwann hatten sie ganz aufgehört. Taylor hatte das auf den Schotterwegen wachsende Gras gefressen.

Sam war der Grund, dass sie noch lebte.

Sie schuldete ihm alles. Sogar das Leben, das er ihr zurückgegeben hatte, wie ihr jetzt mit bangem Herzen bewusst wurde.

»Bin gleich zurück«, sagte sie.

Sie verschwand, bevor Sam oder die anderen sie aufhalten konnten. Nur bis ans Ende der Straße, damit sie das Tor sehen konnte. Es befand sich fünfzig Meter von ihr entfernt, eine Distanz, die sie mit ihrer Fähigkeit problemlos überwinden konnte. Das dahinterliegende Kraftwerk war hell erleuchtet.

Sie würden mit ihr rechnen, davon ausgehen, dass sie sich entweder in das Wachhaus oder direkt in das Kraftwerk teleportierte. Den Gefallen würde sie ihnen aber nicht tun.

Einen Sekundenbruchteil später befand sie sich auf dem Steilhang oberhalb des Wachhauses, glitt auf dem abschüssigen Gelände aus, fing sich gleich wieder und blickte sich rasch um. Als niemand zu sehen war, beamte sie sich in den Schatten eines am Tor geparkten Lieferwagens.

»Ah!«

Taylor hatte eine schlechte Wahl getroffen.

Hinter dem Wagen hatten sich zwei Kids versteckt, die zu Drakes Schlägertruppe gehörten und bewaffnet waren. Sie lagen dort im Hinterhalt. Taylor war buchstäblich vom Himmel gefallen und stand auf einmal direkt neben ihnen.

Die beiden starrten sie an, die Gewehre im Anschlag, aber vor Schreck wie gelähmt.

»Zu langsam«, sagte Taylor.

Als sie ihre Gewehre schreiend herumrissen, war sie längst wieder weg.

Sie tauchte drei Schritte von Sam entfernt wieder auf, der immer noch die Straße hinunterstarrte.

»Taylor, lass den Blödsinn.« Er hatte gar nicht bemerkt, dass sie fort gewesen war.

Sie lachte erleichtert. »Zwei Typen warten mit Gewehren hinter einem großen Lieferwagen, gleich hinter dem Tor, linker Hand. Ich glaube, im Wachhaus ist niemand. Es ist ein Hinterhalt. Wenn ihr euch dem Wachhaus nähern würdet, könnten sie euch einfach abknallen. Sie haben mich gesehen.«

Sam sah sie verblüfft an.

»Du bist...?«

»Ja.«

»Du solltest doch nicht...«

»Konnte nicht anders. Noch was: Brianna habe ich nirgends entdeckt.«

»Alles einsteigen!«, befahl Sam. Er sprang in den Jeep. »Dekka?«

»Alles klar.« Dekka setzte sich in Bewegung und rannte zu ihrem Fahrzeug.

Edilio rief seinen Leuten zu, dass sie jetzt losfahren.

»Danke, Taylor«, sagte Sam über seine Schulter hinweg.

Die Anerkennung machte Taylor trotz ihrer Lage glücklich. »Ich könnte...«, setzte sie an.

»Nein«, unterbrach er sie. »Und Kopf runter!« An Edilio gewandt sagte er: »Direkt auf das Tor zu, aber bleib knapp davor stehen. Wir müssen schnell sein. Sie dürfen keine Zeit haben, sich etwas zu überlegen. Aber denk daran, irgendwo ist noch einer. Der, den Taylor *nicht* gesehen hat.«

»Ja«, antwortete Edilio. »Darauf sind wir vorbereitet.«

Taylor fragte sich, wovon die beiden redeten, doch für Fragen war jetzt keine Zeit.

Der Jeep schlitterte um die Kurve und brettete die Straße zum Tor hinunter. Dort angekommen, trat Edilio fest auf die Bremse. Dekkas SUV wich ihm gerade noch aus. Das dritte Fahrzeug folgte etwas langsamer.

Sam sprang heraus. Dekka war aus ihrem Wagen draußen, bevor er ganz zum Stillstand gekommen war.

Die beiden stürmten den Hang hinunter.

Taylor hörte, wie Sam Dekka seine Anweisungen zurief. Sekunden später hob sich der Lieferwagen und mit ihm Tonnen von Stahl in die Luft.

Taylor sah die beiden Typen, die seinem Flug mit großen Augen und offenem Mund zusahen.

Sam hob die Hände. »Hey, ihr da!«, sagte er zu den völlig verblüfften Schlägern. »Ihr könnt wählen: Werft die Waffen weg und lebt weiter. Richtet die Waffen auf mich und brennt.«

Die Gewehre fielen scheppernd auf den Asphalt, die Hände der beiden Jungs gingen in die Höhe.

»Habt ihr was zu essen?«, fragte einer von ihnen.

Dekka ließ den Lieferwagen fallen.

Er krachte donnernd zu Boden, geriet gefährlich ins Wanken, blieb aber aufrecht.

»Habt ihr Brianna gesehen?«, wollte Dekka wissen.

»Nein«, antwortete derselbe Junge.

»Aber wenn sie ihnen ins Gebäude gefolgt ist, kommt sie nicht zurück«, sagte jetzt der andere und versuchte, trotz erhobener Hände, tough zu klingen.

»Taylor!«, rief Sam. »Sieh im Wachhaus nach!«

Taylor beamte sich in das Wachhaus, bereit, sich sofort wieder herauszukatapultieren. Es war jedoch leer.

Durch das Fenster konnte sie sehen, wie Edilios Leute aus dem letzten Wagen stiegen, die Maschinenpistolen im Anschlag. Der sichtlich verängstigte Howard kletterte gerade aus dem SUV. Ihm folgte Orc, langsam und steif wie ein alter, unter Arthritis leidender Mann.

Taylor beamte sich zurück.

»Im Wachhaus ist niemand«, berichtete sie.

Dekka sah Sam an. »Wer dem Mädchen was antut, kommt hier nicht mehr raus.«

»Dekka, wir müssen einen klaren Kopf bewahren.«

»Nein, Sam«, erwiderte sie. »Wer ihr wehtut, stirbt.«

Taylor dachte, Sam würde Dekka zur Ordnung rufen. Stattdessen sagte er: »Wir alle lieben sie, Dekka. Wir tun, was wir können.«

Taylor teleportierte sich neben Dekka. Sie legte ihr die Hand auf die Schulter und spürte,

wie sie zitterte.

Vierundzwanzig

17 Stunden, 58 Minuten

Wenn es nach Sam ginge, käme Caine jetzt zu ihm heraus. Das wäre das Beste. Und es wäre richtig. Ein Kampf nur zwischen ihnen beiden, hier im Freien. Beim letzten Mal hatte Sam gewonnen.

Aber Caine würde nicht herauskommen.

Der Kampf hatte noch gar nicht richtig begonnen und Brianna hatte er bereits verloren.

»Was jetzt?«, fragte Edilio.

»Ich hätte Astrid mitbringen sollen«, meinte Sam. »Sie kennt das Kraftwerk besser als wir.«

»Sie sind in der Steuerzentrale«, sagte Edilio. »Ganz egal, was Caine vorhat, er braucht die Steuerzentrale.«

»Stimmt.«

»Wenn ich mich richtig erinnere, gibt es zwei Eingänge. Einen am Turbinengebäude, den anderen hinten bei den Büros. Die sind sicher bewacht.«

»Ja.«

»Zu beiden Eingängen führt ein schmaler Korridor. Wenn wir sie vom Turbinengebäude aus angreifen, werden sie vielleicht nicht verrücktspielen. Schließlich wollen sie nicht, dass das Kraftwerk beschädigt wird.«

Sam blickte ihn scharf an. »Du hast Recht. Das leuchtet ein. Daran hätte ich denken sollen.«

Edilio zuckte die Achseln. »Hey, Mann, ich bin nicht nur dein gut aussehender mexikanischer Hilfsarbeiter.«

Sam lächelte. »Du bist kein Mexikaner. Du bist aus Honduras.«

»Ach ja«, erwiderte Edilio trocken. »Hätte ich fast vergessen.« Dann wurde er wieder ernst. »Caine ist nicht hergekommen, um das Werk zu zerstören. Er will es für irgendwas benutzen. Der Typ möchte genauso wenig im Dunkeln sitzen wie wir.«

»Aber er wird sich auch nicht aufhalten lassen.«

»Nein. Wenn er die Wahl hat, sich friedlich zu ergeben oder...«

Howard war an sie herantreten. »Was ist jetzt? Wollt ihr die ganze Nacht bloß rumstehen und quatschen? Orc meint, entweder ziehen wir es jetzt durch oder er geht heim schlafen.«

»Was dagegen, wenn wir uns kurz was überlegen?«, fuhr Sam ihn an. »So wie's aussieht, haben wir Breeze verloren. Aber wenn es dir lieber wäre, dass Orc alleine da reinstürmt, meinetwegen.«

»Nein, Mann«, gab Howard sofort klein bei.

Sam legte eine Hand auf Edilios Schulter und drückte sie sanft. »Wahrscheinlich hat er Geiseln.«

»Ja«, stimmte Edilio ihm zu. »Meine Leute. Mike und Mickey und Brittney und Josh.«

»Okay, wir machen Folgendes.« Sam blickte Edilio in die Augen, der mit der leisesten Andeutung eines Nickens antwortete. »Taylor beamt sich mit einer Schrotflinte hinein und fängt sofort an zu schießen. Ein, zwei, drei Salven, dann wieder raus. In dem Moment schlagen wir alle gleichzeitig zu– und zwar vom Turbinenraum aus.«

»In Ordnung.«

Edilio nahm seinen Rucksack von der Schulter und fing an, darin zu kramen. Danach rief

er einen Jungen namens Steve. »Hey, Steve, wo ist mein Snickers? Er war eben noch in meinem Rucksack.«

Steve kam stirnrunzelnd herüber. Die Taschen seiner Cargohose wölbten sich nach außen.

Edilio zog eine Pistole aus dem Rucksack– sie war zu groß, zu bunt und zu sehr aus Plastik, um echt zu sein. Er pumpte einmal, brachte sie auf Hüfthöhe und schoss. Ein schmaler Strahl verdünnter gelber Farbe spritzte dreißig Meter weit in die Dunkelheit.

Gleichzeitig holte Steve zwei Spraydosen aus seinen Hosentaschen, zielte und drückte auf die Düse.

Edilio und Steve sprühten jetzt im Kreis, wirbelten um ihre eigene Achse und trafen Menschen, Autos und Gebüsch.

»Da!«, schrie Sam.

Bei Nacht war die Wanze so gut wie unsichtbar. Aber mit einem Streifen gelber Farbe über der Brust war er es nicht mehr.

Als die Wanze die Flucht ergriff, sah er aus wie ein auf und ab tanzender Strich aus Leuchtfarbe. Er stürzte davon und schrie: »Macht die Tür auf! Macht die Tür auf!«

Dekka trat vor.

»Sorg dafür, dass es echt aussieht«, flüsterte Sam ihr zu.

Die Wanze stolperte, als die Schwerkraft kurz aussetzte, doch dann beförderte er sich aus Dekkas Reichweite, bekam die Füße wieder auf den Boden und erreichte die Tür.

»Perfekt«, sagte Sam.

Die Tür ging auf, die Wanze hechtete hindurch und verschwand im dunklen Flur.

»Meinst du, er hat alles gehört?«, fragte Edilio.

»Ja. In diesem Moment erzählt er es Caine. Deshalb gehen wir jetzt rein, und zwar schnell.«

»Wie?«

»Durch die Wand«, antwortete Sam grimmig. »Howard! Orc!« Er zeigte auf die Tür zum Turbinengebäude, die hinter der Wanze wieder zugeschlagen worden war. »Kümmert euch um die Tür. Edilio, du nimmst deinen besten Mann und gehst mit ihnen mit. Macht eine Menge Lärm. Es muss echt klingen. Die anderen kommen mit mir.«

»Eine Menge Lärm«, wiederholte Edilio nervös.

Sams Hand lag immer noch auf Edilios Schulter. Er drückte fest zu. »Sollte ich je einen mexikanischen Hilfsarbeiter brauchen, bist du mein Mann.«

»Okay.«

»Bereit?«

»Nein.«

»Dann nichts wie los.« Und noch einmal lauter: »Es geht los, Leute!«

Sie rannten auf die Tür des Turbinengebäudes zu. Quer über den Parkplatz und so schnell sie konnten. Edilio, Steve und noch ein Junge, der Orc vor sich hertrieb, während sein Freund Howard immer langsamer wurde und auf sichere Distanz zurückfiel.

Sam, Dekka und die übrigen Soldaten hielten Schritt, scherten dann aber nach rechts aus und rannten geduckt an der Wand des Gebäudes weiter. Taylor und zwei Jungs blieben hinter den anderen zurück und gaben ihnen Rückendeckung.

Orc trampelte geradewegs auf die Tür zu und donnerte mit der Wucht eines Stiers in sie hinein. Der Krach des Aufpralls hallte wie ein Echo über den Parkplatz.

Die Stahltür hatte eine Delle, hielt aber stand. Orc machte einen Schritt zurück, holte mit seinem steinernen Fuß aus und trat zu. Er fiel auf den Rücken, doch die Tür flog auf.

Von drinnen wurde sofort geschossen.

Orc blieb liegen. Die anderen sprangen zur Seite.

Edilio ballerte durch die Tür. Das Mündungsfeuer blitzte nur so aus dem Lauf seiner Maschinenpistole.

Sam und Dekka liefen dicht an der Wand weiter.

»Hier müsste es sein«, keuchte Sam.

Sie traten von der Wand weg und Sam hob die Hände.

Aus seinen Handflächen schoss gleißend grünes Licht. Die Backsteinmauer wurde glühend rot und gleich darauf bildeten sich die ersten Risse im Mauerwerk. Jetzt kam Dekka ins Spiel. Sie hob die Schwerkraft unter der Mauer auf.

Die Wand wurde brüchig. Mörtelbrocken und einzelne Steine flogen nach oben. Die kleineren Teile fingen Feuer und gingen in der Luft in Flammen auf. Die Mauer brach immer mehr auseinander, aber es dauerte zu lange.

»Orc!«, rief Sam.

Der Monsterjunge rollte sich zur Seite, kam auf die Beine und rannte herbei.

»Dekka, aus dem Weg!«, schrie Sam.

Das grüne Feuer erlosch, die Schwerkraft setzte wieder ein und mitten hinein rannte Orc. Er warf sich mit der Schulter voran in die bröcklige Wand, die einen Knick bekam. Orc trat zurück, warf sich noch einmal dagegen und brach hindurch.

Sam eilte ihm hinterher, war aber im Unterschied zu Orc nicht gegen die Hitze gewappnet, die er selbst erzeugt hatte. Es war heiß wie in einem Hochofen. Er streifte einen rot glühenden Backstein und schrie auf. Dann blieb er wie angewurzelt stehen.

Das war nicht die Steuerzentrale! Anstatt durch die Wand in die Steuerzentrale zu stürmen und Caine zu überraschen, befanden sie sich in einem der Nebenräume. Einem mit Metallschränken vollgeräumten Archiv.

Sein Plan war fehlgeschlagen. Das Ablenkungsmanöver war sinnlos gewesen.

»So viel zum Überraschungseffekt«, bemerkte Dekka, die neben ihm stand.

Für Sam war es ein schlimmer Moment. Mit dem Überraschungsangriff hätten sie vielleicht Leben retten oder wenigstens die Geiseln befreien können.

»Die nächste Wand sollte leichter sein«, sagte er. »Geht in Deckung!«

Dekka duckte sich hinter die Aktenschränke, als Sam die zweite Wand attackierte. Die Raumtemperatur stieg binnen Sekunden von drückend auf gefährlich heiß.

Sams Licht brannte in wenigen Augenblicken die Farbe und eine Schutzplatte weg, stieß dann aber im Inneren der Wand auf eine mattgraue Barriere aus Metall.

»Ein Strahlenschutzschild!«, rief er. »Aus Blei!«

Unter Sams Feuerstrahl begann das Blei sofort zu schmelzen. Es rann zu Boden, bildete eine Pfütze und setzte alles in Brand, was es berührte.

Die Hitze im Raum wurde mörderisch. Das Feuer fraß den Sauerstoff, Sam wurde wirr im Kopf, wusste nicht mehr, was er tat.

»Orc! Hol ihn raus!«, schrie Dekka. Sie stürzte ins Freie und holte Atem.

Sam spürte, wie er hochgehoben wurde. Ein angenehmes Gefühl. Im Freien traf ihn die kalte Luft wie ein Schlag ins Gesicht und brachte ihn in die Wirklichkeit zurück.

Er blickte nach links. Am Eingang zum Turbinenraum wurde immer noch geschossen. Edilio klebte an der Wand, außerstande, viel mehr zu tun, als zu laden und blindlings zu feuern. Seinen Soldaten hatte er befohlen, sich hinter den geparkten Autos in Sicherheit zu bringen.

Der Angriff war gescheitert.

Als er aufstand, musste Sam gegen Schwindel und Übelkeit ankämpfen. Er stellte sich wieder vor die Wand. Er könnte durch das Loch in der Außenwand und den Raum dahinter auf die Bleibarriere schießen. Aber auf diese Entfernung wurde sein tödliches Licht diffus.

Außerdem hatte er keinen Platz, um seinen Schweißbrenner hin- und herzuschwenken und das

Loch zu vergrößern.

Wieder hob er die Hände und entfesselte seine Kraft. Der Bleischild schmolz rapide. Aber zu spät. Zu spät, um sie zu überraschen.

Und zu klein.

Ein rot gerändertes Loch von der Größe eines Kanaldeckels vergoss geschmolzenes Blei wie Tränen.

Dann ertönte eine bekannte Stimme: »Sam!«

Sam ignorierte sie.

»Sam, bei drei werfe ich eine der Geiseln durch das Loch!«, schrie Caine. »Eins!«

Sam vergrößerte die Öffnung, indem er sich auf die Ränder konzentrierte.

»Zwei!«

Nicht aufhören!, befahl sich Sam.

Aber wenn er nicht aufhörte, würde Caine seine Drohung wahr machen und eine Geisel in das glühende Loch schleudern.

Sam ließ die Hände sinken und das Licht verschwand.

»Na also!«, rief Caine.

»Komm raus, Caine, dann lass ich dich vielleicht in einem Stück laufen«, drohte Sam.

»Nein, hör mir zu, Bruder!«, rief Caine. »Ich hab zwei von deinen Leuten. Hey, schreit mal was!«

»Ich bin's, Sam, Mike Farmer! Mickey ist auch hier. Und Brittney, sie... sie ist verletzt.«

Caine hatte von zwei Geiseln gesprochen. Wenn er Brittney nicht mitzählte, musste sie tot sein. Und kein Wort über Brianna. Sie war also keine Geisel. Da Mike sie auch nicht erwähnt hatte, befand sie sich wahrscheinlich nicht bei ihnen.

Die Schießerei am Eingang zum Turbinengebäude hatte aufgehört. Edilio klebte zwar immer noch mit dem Rücken an der Wand, wusste aber nicht weiter.

»Lass sie gehen, Caine«, sagte Sam müde.

»Das werde ich nicht tun.«

Sam fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. Am liebsten wäre er ausgerastet.

»Was willst du?«, fragte er. »Weißt du überhaupt, was du da anrichtest?«

»Das Kraftwerk gehört jetzt mir«, antwortete Caine. »Blöd von dir, es zu verlieren.«

Darauf wusste Sam nichts zu erwidern.

»Sam, ich werde jetzt in Perdido Beach den Strom abschalten.«

»Dann sitzt ihr auch im Dunkeln!«, rief Sam zurück.

»Meinst du?« Caine lachte. »Das stimmt nicht. Sieht so aus, als könnten wir bestimmte Teile vom Netz nehmen, ohne dass andere davon betroffen sind.«

»Du bluffst. Ich hab die Steuerzentrale gesehen. Um da durchzublicken, brauchst du mindestens eine Woche.«

»Da hast du Recht, Sam. Wahrscheinlich würde ich sogar einen ganzen Monat dafür brauchen. Diana kennt sich mit dem Technikram überhaupt nicht aus. Und Drake? Na, du kennst ihn ja. Aber...«

Sam wusste, was jetzt kommen würde. Er schloss die Augen und ließ den Kopf hängen.

»Zum Glück ist unser gemeinsamer Freund Computer-Jack hier und er blickt da voll durch. Wie läuft's, Jack? Hast du's geschafft?«

Es folgte gedämpftes Murmeln.

Dann erklang wieder Caines spöttische Stimme: »Sam, weißt du was?«

Sam weigerte sich zu antworten.

»Jack sagt, dass in Perdido Beach gerade die Lichter ausgegangen sind.« Caine stieß ein triumphierendes Lachen aus.

Sam blickte sich nach Taylor um. Sie teleportierte sich zu ihm. »Geh nachschauen«, sagte er.

Taylor nickte und verschwand.

»Schickst du Brianna los, damit sie nachsieht?«, schrie Caine. »Oder Taylor?«

Sam schwieg. Er wartete.

Taylor wurde wieder sichtbar.

»Ich hab mich zu einer Kurve auf der Straße gebeamt, wo man die Stadt sehen kann«, berichtete sie.

»Und?«

Fünfundzwanzig

17 Stunden, 54 Minuten

Auf dem Weg nach Hause ging Duck mit sich selbst ins Gericht. Hunters Problem, sagte er sich, war nicht sein Problem. Okay, vielleicht war er jetzt auch ein Freak. Na und? Seine Kraft war schwachsinnig, sie nutzte niemandem– warum sollte er sich deshalb in Hunters Schwierigkeiten hineinziehen lassen?

Hunter war sowieso ein Idiot. Die Leute, die Duck mochte, waren alle normal. Die meisten zumindest. Okay, er mochte Sam, aber auf eine eher distanzierte Art. Aber warum sollte er plötzlich zwischen zwei Seiten wählen müssen, noch dazu in einem Kampf, von dem er bis vor fünf Minuten nichts gewusst hatte?

Die Vorstellung, Hunter in seinem Versteck einfach im Stich zu lassen, machte ihm jedoch auch zu schaffen. Als er wieder zu Hause war, ertappte er sich dabei, wie er die Küchenschränke der Reihe nach öffnete. Er wollte bloß mal nachsehen, ob er überhaupt in der Lage war, Hunter zu helfen.

Viel gab es nicht. Zwei Dosen mit Gemüse, ein Glas mit scharfer Hotdog-Soße, eine halbe Packung Mehl und etwas Öl. Wie die meisten hatte er gelernt, aus Mehl, Wasser und ein wenig Öl eine fade schmeckende Tortilla zu backen. Das war momentan die beliebteste Nahrung in der FAYZ, weil sie selbst den kulinarisch hoffnungslos Unbegabten gelang.

Auf die scharfe Soße könnte er zur Not verzichten. Nicht gerade das Gesundeste, aber Hunter hatte verzweifelt geklungen. Außerdem aßen mittlerweile alle, was sie kriegen konnten, selbst den ekelhaftesten Fraß.

Er traf eine Entscheidung. Hier ging es nicht um Freaks gegen Normale, sondern um die Frage, ob er es fertigbrachte, Hunter da draußen allein zu lassen.

Nein. Er würde Hunter die Soße bringen und ihm anbieten, hier im Keller unterzutauchen.

Duck schob das Glas in seine Jackentasche, verließ das Haus und kehrte widerwillig in die nächtlichen Straßen zurück.

Bis zur Kirche benötigte er nur wenige Minuten.

»Hunter!«, rief er im Flüsterton.

Nichts.

Na toll! Also doch eine Verarsche.

Er wollte sich gerade auf den Heimweg machen, als eine Gruppe von sieben, vielleicht acht Kids um die Ecke kam. Er benötigte nur den Bruchteil einer Sekunde, um die Baseballschläger zu registrieren. Zil führte die Gruppe an.

»Da ist einer!«, schrie Zil, und ehe Duck reagieren konnte, rasten die Kids auf ihn zu.

»Was läuft?«, fragte Duck.

Sie umzingelten ihn. Ihr Verhalten war eindeutig bedrohlich, aber Duck war entschlossen, ihnen keinen Grund zu geben, die Baseballschläger einzusetzen.

»Was läuft?«, ätzte Zil. »Der menschliche Bohrer möchte wissen, was läuft.« Er schubste Duck. »Einer von euch hat meinen besten Freund umgebracht. Das läuft.«

»Wir haben die Schnauze voll!«, rief ein anderer.

Dem schlossen sich mehrere Stimmen lautstark an.

»Ich hab niemandem was getan«, sagte Duck. »Ich bin bloß...«

Die feindseligen Augen um ihn herum verengten sich.

»Bloß was, Freak?«, wollte Zil wissen.

»Am Spaziergehen. Was dagegen?«

»Wir suchen Hunter«, sagte Hank.
»Damit er eins auf die Rübe kriegt«, fügte Antoine hinzu. »Hey, vielleicht sieht sie ja besser aus, wenn sie ihm seitlich vom Kopf absteht.«

Sie lachten.

Duck gab sich ahnungslos. »Hunter?«

»Ja. MrMikrowelle. Der Killerzombie.«

Duck zuckte die Achseln. »Hab ihn nicht gesehen.«

»Was hast du da in der Tasche?« Zil zeigte auf Ducks Jacke.

»Was? Oh, nichts. Das ist...«

Der Baseballschläger traf so zielgenau, dass das Glas in Ducks Jackentasche mit einem dumpfen Laut zerbrach.

»Spinnst du?«, schrie Duck auf.

Als er sich jetzt an ihnen vorbeidrängen wollte, bekam er die Füße nicht von der Stelle. Er warf einen verzagten Blick zu Boden und sah, dass er bereits bis zu den Knöcheln im Gehweg steckte.

»Hört endlich auf, mich wütend zu machen!«, rief er verzweifelt.

»Hört endlich auf, mich wütend zu machen!«, äffte Zil ihn in einem spöttischen Singsang nach.

»Mann, er versinkt«, staunte einer der Jungs.

Ducks Unterschenkel waren schon zur Hälfte eingesunken. Er war gefangen.

»Komm schon, Mann!«, flehte er Zil an. »Warum lasst ihr mich nicht in Frieden?«

»Weil du ein Untermensch bist, ein mutierter Freak– und ein Trottel.«

»Ihr wollt doch Hunter, oder?«, fragte Duck. »Er ist da drin, hinter dem Gerümpel.«

»Ach ja?« Zil nickte seiner Gang zu und sie kletterten über den Schutthaufen, um ihr eigentliches Opfer aufzumischen. Einer von ihnen zerschlug mit seinem Schläger den Rest der bunten Glasscheibe.

Duck holte tief Luft. »Denk an was Schönes, denk an was Schönes«, flüsterte er vor sich hin. Er sank nicht mehr, aber er steckte fest. Er drehte seinen Fuß hin und her und schaffte es, ihn herauszuziehen, allerdings blieb der Schuh in der Erde. Beim zweiten ging es schon leichter und er behielt auch den Schuh an.

Duck rannte los.

»Hey, der haut ab!«

»Er hat gelogen, Hunter ist nicht hier!«

»Schnappt ihn euch!«

Duck rannte, so schnell er konnte, verzweifelt darum bemüht, die Wut nicht zuzulassen: »Glücklich, so glücklich, ha, ha, ha!« Sein Mund war zu einem Grinsen verzerrt.

Er schaffte es über die Straße und war Zils Mob sogar ein gutes Stück voraus, aber nicht weit genug, um sein Haus zu erreichen und die Tür zu verriegeln, bevor sie ihn eingeholt hätten.

»Hilfe! So helf mir doch!«, schrie er.

Sein nächster Schritt sprengte den Bordstein.

Beim dritten versank er im Gehsteig und fiel hin, prallte mit dem Kinn auf den Beton und bohrte sich knirschend hindurch wie ein Steinbohrer durch Glas. Er fiel wieder in die Erde, nur diesmal mit dem Gesicht voran.

Zil und die anderen hatten ihn eingeholt. Ein Schlag traf seinen Rücken. Ein weiterer seinen Hintern. Es tat nicht weh. Es fühlte sich an, als prägeln sie nicht mit Holzschlägern, sondern mit Strohhalmen auf ihn ein. Dann erwischten sie ihn nicht mehr, weil er durch den Zement gefallen war.

»Ein Zombie weniger!«, hörte er Zil krähen. Und dann: »Mann, was ist denn jetzt los?«

»Die Lichter sind aus«, sagte ein anderer verängstigt.

Jemand fluchte und gleich darauf war nur noch das Tappen rennender Füße zu hören.

Duck sank immer weiter in die Tiefe.

Der kleine Pete lag endlich im Bett. Astrid war erschöpft, sie machte sich große Sorgen und ihr Auge tat weh. An der Stelle, wo sie den Baseballschläger abbekommen hatte, hatte sich ein scheußlicher blaugelber Bluterguss gebildet. Der Eisbeutel hatte auch nicht viel geholfen.

Es war mitten in der Nacht, sie war todmüde, aber an Schlaf war nicht zu denken. Noch nicht. Erst wenn sie wusste, dass mit Sam alles in Ordnung war. Sie wünschte, sie hätte ihn zum Kraftwerk begleiten können. Auch wenn sie keine große Hilfe gewesen wäre, wüsste sie jetzt wenigstens Bescheid.

Sam war innerhalb der letzten drei Monate ein wichtiger Teil ihres Lebens geworden. Die Vorstellung, ihn womöglich zu verlieren, war für sie unerträglich.

Auf der Straße rannte jemand. Sie verspannte sich und lauschte, rechnete jeden Moment mit polternden Schritten auf ihrer Veranda, es kam aber niemand.

War das Hunter? Oder lief Zil immer noch überall herum und hetzte die Leute auf? Als sie durchs Fenster blickte, lag die Straße still und verlassen da.

Hoffentlich war es Hunter gelungen, sich irgendwo zu verstecken. Sie mussten sich gut überlegen, wie sie mit der Situation am besten umgingen. Das Ganze drohte zu eskalieren. Aber heute Nacht würden sie keine Lösung mehr finden.

Wenn sie nur wüsste, was Sam gerade tat. War es ihm gelungen, Caine aufzuhalten?

War er verletzt?

Sie wischte sich seufzend die Tränen ab. Da sie ohnehin nicht schlafen konnte, setzte sie sich an den Computer. Beim Berühren der Tastatur merkte sie, wie sehr ihre Hände zitterten. Sie musste sich ablenken. Irgendwas Nützliches tun, um nicht ständig an Sam zu denken.

Astrid klickte auf den Mutationsordner und öffnete ihre Sammlung an bizarren Fotos: Schlangen mit winzigen Flügeln, Möwen mit Raubvogelkrallen, die Würmer.

Dann machte sie ein Word-Dokument auf und begann zu tippen.

Eine Gemeinsamkeit dürfte darin bestehen, dass alle Wesen– Menschen wie Tiere– durch die Mutationen gefährlicher werden. Die Mutationen nehmen fast immer die Form von Waffen an.

Sie dachte kurz darüber nach. Das stimmte nicht ganz. Manche Kids hatten Kräfte entwickelt, die auf den ersten Blick völlig nutzlos schienen. In Wirklichkeit war es Sam, der sich mehr Mutanten mit, wie er es nannte, »ernsthaften« Fähigkeiten wünschte. Und dann war da noch Lana, deren Kraft eindeutig keine Waffe war.

Waffen oder Schutzmechanismen. Es kann natürlich auch sein, dass ich noch nicht genug Mutationen beobachtet habe. Es würde mich nicht wundern, wenn sich herausstellen sollte, dass die Mutationen vor allem Überlebensmechanismen darstellen. Das entspräche auch dem Sinn und Zweck der Evolution: zu überleben.

Aber war die FAYZ überhaupt Teil der Evolution? Die Evolution war im Grunde nichts anderes als eine Aneinanderreihung von Erfolgen und Fehlschlägen, ein über Millionen von Jahren stattfindender Prozess und kein plötzliches Phänomen radikaler Veränderungen. Sie baute auf der bestehenden DNA auf.

Was in der FAYZ geschah, widersprach dieser natürlichen Entwicklung. Das Phänomen Geschwindigkeit ließe sich genetisch vielleicht noch irgendwie herleiten, aber doch nicht die Teleportationen, die Telekinese oder die Fähigkeit, die Schwerkraft aufzuheben. Und für Licht, das aus den Handflächen schoss, gab es schon gar keine genetische Erklärung.

Tatsache ist, dass ich nicht

Weiter kam sie nicht, denn auf einmal war der Bildschirm schwarz und das Zimmer lag

im Dunkeln.

Astrid stand auf und ging zum Fenster. Draußen herrschte vollkommene Finsternis. Weit und breit war kein einziges Licht zu sehen.

Sie trat auf die Veranda. Alles stockdunkel. Ein paar Häuser weiter war ein aufgebrachtes »Hey!« zu hören.

Caine hatte das Kraftwerk eingenommen.

Sam hatte versagt.

Astrid unterdrückte ein Schluchzen. Wenn Sam verletzt war oder sogar...

Mit rasendem Herzen stolperte sie in die Küche, zog eine Schublade auf und durchwühlte sie nach einer Kerze. Als sie sie am Herd anzünden wollte, fiel ihr ein, dass das Gas einen elektrischen Funken benötigte, um sich zu entzünden.

Streichhölzer. Irgendwo mussten doch welche sein. Aber wie sollte sie die Schachtel ohne Licht finden?

Astrid tastete sich zur Treppe, eilte nach oben und ging in Petes Zimmer. Der Gameboy lag wie immer neben seinem Bett.

Sie kehrte mit dem Gameboy in die Küche zurück und durchsuchte mit dem leuchtenden Bildschirm die Schublade. Streichhölzer fand sie nicht, dafür ein gelbes Feuerzeug, mit dem sie die Kerze anzündete.

Während sie mit der Suche beschäftigt gewesen war, hatte sie nicht an Sam gedacht. Umso heftiger kehrte die Angst um ihn zurück. Sam war losgefahren, um Caine aufzuhalten. Es war ihm nicht gelungen. Jetzt zählte nur noch eine Frage: War Sam noch am Leben?

Sechszwanzig

17 Stunden, 49 Minuten

»Caine, sag endlich, was du willst!« Sam klang zornig, frustriert. Geschlagen.

Caine neigte den Kopf und genoss den Moment mit jeder Faser seines Körpers. Sieg.

»Was ich will?«, rief er durch das verkohlte Loch in der Wand. »Dich, Sam. Ich will, dass du zu mir kommst, und zwar allein.«

Die Geiseln Mickey und Mike warfen einander entsetzte Blicke zu. Caine konnte sich vorstellen, was in ihnen vorging: Ihr großer Held Sam hatte versagt.

Sams Stimme drang gedämpft, aber hörbar herein: »Wenn es nach mir ginge, Caine, würde ich mich ja geschlagen geben, das wäre sogar eine Erlösung. Weil wir aber alle wissen, wozu du fähig bist, wenn dich keiner aufhält, lautet die Antwort Nein.«

Caine seufzte theatralisch. Er grinste dabei übers ganze Gesicht. »Ja, ich dachte mir schon, dass du so reagieren würdest. Deshalb habe ich mir eine Alternative überlegt. Ich denke an einen Tauschhandel.«

»Was wofür?«

»Nahrungsmittel für Licht.« Caine legte eine Hand an sein Ohr, als würde er lauschen. Diana flüsterte er zu: »Hörst du das? So klingt es, wenn mein Bruder begreift, dass er verloren hat. Dass er gerade mein– was ist das richtige Wort?– mein Diener geworden ist. Mein Sklave.«

»Caine!«, rief jetzt wieder Sam. »Wenn du mich fragst, bist du derjenige, der ein Problem hat.«

Caine blinzelte. In seinem Hinterkopf blinkte ein Alarmlicht auf. Er musste einen Fehler gemacht haben, auch wenn er nicht wusste, welchen.

»Ich?«, erwiderte Caine. »Kann ich mir kaum vorstellen. Ich sitze am Lichtschalter, Bruder.«

»Mag sein«, sagte Sam. »Aber meine Leute haben dich umzingelt. Und wenn ihr oben in Coates nichts mehr zu essen habt, dann hast du hier auch nichts. Also dürftet ihr ziemlich bald sehr hungrig sein.«

Caines Lächeln gefror.

»Na dann«, meinte Diana trocken. »Das nenne ich eine unerwartete Wende.«

Caine knabberte kurz an seinem Daumnagel. »Hey, Bruder!«, schrie er. »Muss ich dich daran erinnern, dass ich zwei Geiseln habe?«

Als sich Sams Schweigen in die Länge zog, dachte Caine schon, sein Bruder würde einen weiteren Angriff wagen. Doch dann sagte Sam unerbittlich und selbstbewusst: »Los, Caine, mach mit den beiden, was du willst. Danach hast du keine Geiseln mehr und bist immer noch hungrig.«

»Traust du mir etwa nicht zu, dass ich sie Drake überlasse?«, drohte Caine. »Freu dich auf ihre Schreie.« Er spürte, wie ihm die Hitze ins Gesicht stieg, denn er konnte sich Sams Antwort bereits denken. Sie ließ auch nicht lange auf sich warten.

»Beim ersten Schrei kommen wir rein«, sagte Sam. »Es wird ein Blutbad geben, das ich lieber vermeiden würde. Aber wenn es sein muss, ziehen meine Leute das durch. Und sie haben die Kräfte dazu, das weißt du.«

Caine warf Diana einen fragenden Blick zu, als könnte sie ihm die Lösung oder einen Ausweg bieten. Mit Drake vermied er jeden Augenkontakt.

»Ich hab aber noch eine bessere Idee«, fügte Sam hinzu. »Ihr habt zehn Minuten, um rauszukommen. Ich gebe dir mein Wort, dass ihr nach Coates zurückgehen könnt.«

Caine stieß ein gepresstes Lachen aus, fast schon ein Knurren. »Vergiss es, Sam. Ich gebe

diesen Ort nicht auf.«

Keine Antwort.

Ein Schweigen, das Bände sprach. Sam musste nichts mehr hinzufügen. Und Caine hatte nichts mehr zu sagen. Er hatte das Gefühl, als schnürte ihm etwas die Brust ab. Als müsste er um jeden Atemzug kämpfen.

Etwas stimmte nicht. Die Ängste, die ihn in seinen Albträumen heimsuchten, brachen wie eine Flutwelle über ihn herein. Er saß in der Falle.

»Ihr rührt euch nicht von der Stelle«, zischte Drake, als seine Soldaten besorgte Blicke austauschten.

Diana drehte sich in ihrem Stuhl herum. »Was jetzt, Furchtloser? Er hat Recht: Wir haben nichts zu essen.«

Caine zuckte zusammen. Er strich sich mit der Hand durchs Haar. Sein Kopf fühlte sich heiß an.

Plötzlich glaubte er, hinter sich eine Bewegung wahrzunehmen. Er wandte blitzartig den Kopf, aber da war niemand, nur das Mädchen auf dem Boden, Brittney.

Wie hatte er bloß übersehen können, dass sie hier festsitzen würden?

Sam konnte binnen weniger Stunden rund fünfzig Leute vor dem Kraftwerk in Stellung bringen. Und er?

Was sollte er jetzt tun?

Sie hatten das Kraftwerk besetzt. Sie hatten in Perdido Beach die Lichter ausgeschaltet– und saßen wie Ratten in einer Falle.

Caine runzelte die Stirn, er musste sich konzentrieren. Warum hatte er das getan? Es hatte nicht mal eine Minute gedauert, um seinen Triumph in eine demütigende Niederlage zu verwandeln.

Wieso war er hier? Das alles ergab keinen Sinn. Es brachte ihm nichts.

In letzter Zeit hatte ihn nur noch ein Gedanke beherrscht: Erobere das Kraftwerk. Erobere es und halte die Stellung. Dann...

Die Erkenntnis traf ihn so schlagartig, dass ihm schlecht wurde. Er hatte das Kraftwerk nicht erobert, um Nahrungsmittel für seine Leute zu erpressen, ja nicht einmal, um seine Macht über Sam unter Beweis zu stellen. Mit seinen Bedürfnissen hatte das alles nicht das Geringste zu tun.

Caine war weiß wie die Wand, als er Drake anstarrte.

»Es ist für ihn«, stieß er hervor. »Das ist alles für ihn.«

Drake kniff irritiert die Augen zusammen.

»Er ist hungrig«, flüsterte Caine. Es tat ihm weh zu sehen, wie Diana ein Licht aufging, als er die nächsten Worte aussprach: »Er ist hungrig im Dunkeln.«

»Woher willst du das wissen?«, fragte Drake.

Caine streckte hilflos die Hände aus. Er hatte keine Erklärung dafür.

»Deshalb hat er mich losgelassen«, sagte er mehr zu sich selbst. »Er hat mich nur freigegeben, damit ich das hier tue.«

»Was genau will er von uns?«, bohrte Drake nach. Er legte die Beflissenheit eines Hundes an den Tag, für den es nur einen Herrn gab.

»Wir müssen es ihm bringen. Wir müssen ihn füttern.«

»Womit?«

Caine seufzte und blickte Jack an. »Mit derselben Energie, die in Perdido Beach für Licht sorgt. Mit Uran.«

»Caine, das ist Wahnsinn!«, rief Diana. »Du willst radioaktives Uran in die Wüste schleppen? Was hast du davon? Das ist völlig sinnlos.«

Caine hielt kurz inne. Sie hatte Recht. Warum sollte er der Dunkelheit dienen? Sollte sich die Kreatur doch selbst ernähren. Er hatte seine eigenen Probleme, eigene Bedürfnisse, eigene...

Auf einmal ließ ein Brüllen die Wände erzittern. Es zwang Caine in die Knie. Er hielt sich die Ohren zu, wollte es aussperren, aber es hörte nicht auf, quälte ihn so sehr, dass er sich zusammenkrümmte, die Arme um seinen Bauch schlang und mit aller Macht gegen den Brechreiz ankämpfen musste.

Als es endlich abbriss, richtete Caine sich langsam auf. Diana sah ihn an, als hätte er den Verstand verloren. Drake wirkte, als würde er gleich loslachen. Jack machte ein besorgtes Gesicht.

Sie hatten es nicht gehört! Dieses unmenschliche Brüllen hatte allein ihm gegolten. Es war seine Bestrafung. Der Gaiaphage forderte Gehorsam.

»Was ist los mit dir?«, wollte Diana wissen.

»Das war die Dunkelheit«, höhnte Drake. »Caine hat ausgedient. Wir haben einen neuen Boss.«

Diana sprach Caine aus der Seele, als sie sagte: »Armer Caine. Du armer, verstörter Junge.«

Lana schaltete die Taschenlampe ein und lenkte den Lichtstrahl auf den Eingang des Bergwerks. Ebenso gut hätte sie in den Nachthimmel leuchten können. Das Licht verlor sich in der Finsternis.

Mit der Taschenlampe in der einen und der Pistole in der anderen Hand ging sie bis an den Eingang heran. Und dort, auf einem schmalen Felsvorsprung über der Höhle, hockte Pack Leader und knurrte sie an.

Sie richtete die Taschenlampe auf ihn und folgte dem Licht mit ihrer Pistole, doch der Kojote war mit einem Satz verschwunden.

Er hält mich nicht auf, dachte Lana. Er beobachtet mich nur. Die Augen und Ohren der Dunkelheit.

Sie betrat die Mine, ließ den Lichtstrahl über den Boden wandern und fand, wonach sie suchte. Der Schädel des Toten sah aus wie ein Schrumpfkopf. Die gelbliche Haut spannte über den Knochen und war an manchen Stellen rissig, ein Mumien Schädel mit trockenen und wie Stroh abstehenden Haarbüscheln. Verglichen damit wirkten die um seine Beine schlotternden, geflickten Jeans wie neu.

Lana kniete sich neben ihn. »Hey, Jim«, sagte sie.

Sie musste sich zwischen der Pistole und der Lampe entscheiden und legte nach kurzem Zögern die Waffe auf Jims eingefallenen Körper.

Sie fing mit der rechten vorderen Hosentasche an, die sich als ebenso leer erwies wie die Gesäßtasche.

»Entschuldigung«, murmelte sie, packte die Jeans am Bund und drehte ihn herum, um an die andere Gesäßtasche zu gelangen. Dabei kam ihr der Leichnam unglaublich leicht vor.

Wieder nichts.

»Mensch tot.«

Sie erkannte die Stimme sofort. Pack Leaders gepresstes, hohes Knurren war nichts, was man je wieder vergaß.

»Ja, ich hab's bemerkt«, antwortete Lana. Sie war stolz darauf, wie gelassen sie klang, obwohl Panik in ihr hochstieg. Nur noch eine Tasche... Was, wenn der Schlüssel gar nicht hier war?

»Geh zu Dunkelheit!«, befahl Pack Leader.

Er stand ungefähr zehn Meter von ihr entfernt, die Hinterläufe gesenkt, sprungbereit. Würde sie die Pistole noch rechtzeitig erreichen, wenn er sie angriff?

»Die Dunkelheit hat mir befohlen, seine Taschen zu durchsuchen«, fuhr Lana scheinbar seelenruhig fort. »Sie sagt, sie will Kaugummi. Vielleicht hat er ja welchen.«

Als Gefangene von Pack Leader hatte Lana gelernt, die Skrupellosigkeit und Macht des mutierten Kojoten zu respektieren. Aber nicht seine Intelligenz. Auch wenn er sprechen konnte, war er immer noch ein Kojote. Sein Horizont beschränkte sich darauf, Nagetiere zu jagen und über sein Rudel zu herrschen.

Lana ließ den Leichnam wieder auf den Rücken rollen, um die letzte Tasche zu durchsuchen. Dabei fiel die Pistole scheppernd auf den harten Boden– Einsiedler Jim lag nun zwischen Lana und der Waffe. Sollte Pack Leader sich jetzt auf sie stürzen, hätte sie keine Chance.

Lana tastete nach der Hosentasche, schob ihre Hand hinein und spürte etwas Kaltes mit scharfen Kanten. Sie zog den Schlüssel hervor, umschloss ihn mit der Faust und ließ ihn in ihrer eigenen Tasche verschwinden. Dann lehnte sie sich mit der Lampe über den Toten, bis sie die Pistole gefunden hatte.

Pack Leader knurrte tief und bedrohlich.

»Die Dunkelheit hat danach verlangt.« Lanas Finger legten sich um den Griff, bevor sie langsam aufstand. »Ich hab noch was vergessen«, fuhr sie fort und trat auf den Kojoten zu.

Pack Leader wurde immer unruhiger. »Geh zu Dunkelheit, Mensch.«

»Fahr zur Hölle, Kojote.« Sie hob die Pistole und schoss.

Einmal, zweimal, dreimal.

Als sie Pack Leader auffaulen hörte, empfand sie eine unbeschreibliche Genugtuung. Kurz sah sie noch die schwarzen Konturen des Kojoten, der auf sie zusprang und sein Ziel verfehlte. Dann raste sie auch schon an ihm vorbei, den Pfad zurück. Und während sie rannte, schrie sie. Aber nicht aus Angst.

Lana schrie aus Trotz.

Sie triumphierte.

Sie hatte den Schlüssel.

Siebenundzwanzig

17 Stunden, 48 Minuten

Brianna schlug die Augen auf.

Es dauerte eine Weile, bis sie sich zurecht fand. Mit den Schmerzen kehrte die Erinnerung zurück. Ihre gesamte linke Seite, vom Oberarm über die Hüfte und ihr Bein bis hin zum Knöchel, tat scheußlich weh.

Sie trug eine Jeansjacke über einem T-Shirt und dazu Shorts und Turnschuhe. An der linken Schulter und am Oberarm war der Stoff weggescheuert. Den Shorts fehlte seitlich ein Oval von der Größe ihrer Hand.

Sie war mit Höchstgeschwindigkeit auf dem Dach gelandet und über den Beton wie über Schmirgelpapier geschlittert. Dabei hatte sie sich buchstäblich die Haut abgezogen.

Sie lag auf dem Rücken, die Augen zu den Sternen gerichtet. Das Brennen der offenen Wunden war unbeschreiblich, als würde sie in Flammen stehen. Im Vergleich dazu waren ihre höllischen Kopfschmerzen fast schon harmlos.

Brianna erhob sich schwerfällig und nach Luft ringend. Auf dem Dach des Kraftwerks war es erschreckend hell. Als sie ihre Wunden in Augenschein nahm, schienen sie im grellen Neonlicht blau zu bluten. Keine lebensgefährlichen Verletzungen, beruhigte sie sich, sie würde deshalb nicht sterben. Aber, Mann, tat das weh! Und es würde so bald nicht wieder aufhören.

Das hast du davon, wenn du mit dreihundert Sachen auf Beton aufschlägst, sagte sie sich. Ich sollte einen Helm tragen und Lederzeug. Wie diese Motorradheinis.

Der Gedanke bot eine willkommene Ablenkung. Einen Augenblick lang malte sie sich ihr eigenes Superheldenoutfit aus: Helm, schwarzes Leder, ein paar Aufnäher mit Blitzen drauf.

Ihre Landung auf dem Flachdach hätte schlimmer ausgehen können. Wenn sie jemand anders gewesen wäre, hätte sie sich beide Arme und Beine gebrochen und das Genick dazu.

Aber weil sie Breeze war und nicht irgendwer, hatte sie die Geistesgegenwart bewiesen, ihre Fäuste und Fersen schnell genug in den Beton zu rammen und ein garantiert tödliches Überschlagsmanöver– gerade noch– in ein extrem schmerzhaftes Schlittern zu verwandeln.

Sie bewegte sich hinkend zum Rand des Dachs. Es war blöderweise so gebaut, dass sich die Kanten nach unten bogen und keinen Neunziggradwinkel bildeten. Sie sah zwar das Tor und den Parkplatz, alles in gleißendes Licht getaucht, sie sah die dunklen Berge und das Meer, jedoch nicht, was direkt unter ihr passierte.

Okay, das war eine ziemlich dumme Idee, gestand sich Brianna ein.

Sie hatte zu fliegen versucht und ihre Geschwindigkeit für eine Art superschnelles Bockspringen eingesetzt, mit dem sie sich immer höher in die Luft und schließlich auf das Dach des Gebäudes katapultiert hatte.

Als sie es sich überlegt hatte, war ihr das alles vollkommen logisch vorgekommen. Sam hatte ihr verboten, die Steuerzentrale des Kraftwerks zu betreten. Andererseits sollte sie sich ein Bild machen und herausfinden, wo Caines Leute postiert waren. Also hatte sie sich gedacht: Wo wäre die Aussicht besser als auf dem Dach des Turbinengebäudes?

Mit dem Gedanken zu fliegen hatte Brianna schon länger gespielt. Der Plan war relativ einfach: Sie müsste nur möglichst schnell rennen, auf etwas draufspringen, das schon eine gewisse Höhe hatte, und den Schwung nutzen, um auf etwas noch Höheres zu gelangen. Dazu musste man kein Raketentechniker sein. Im Grunde war es nichts anderes, als einen Fluss von Stein zu Stein hüpfend zu überqueren. Oder zwei Treppenstufen auf einmal zu nehmen. Bloß waren in ihrem Fall die Stufen ein geparkter Minivan gewesen, ein niedriges Bürogebäude und

als Letztes das Turbinengebäude selbst.

Bei den ersten beiden Stufen hatte alles noch wunderbar geklappt. Brianna hatte Anlauf genommen und auf fast fünfhundert Stundenkilometer beschleunigt, war auf das Dach des Minivans gesprungen und von dort aus weiter auf das Bürogebäude. Sie hatte dabei kaum an Geschwindigkeit verloren, den Verlust mit sechs glühenden Schritten wieder wettgemacht und zum Sprung auf den massiven Betonblock angesetzt.

Von da an war die Sache brenzlig geworden. Ihr Sprung geriet zu kurz. Anstatt wie geplant auf dem flachen Teil des Dachs aufzusetzen, wie ein Flugzeug auf der Landebahn, flog sie auf die Dachkante zu. Um nicht in die Tiefe zu stürzen, hatte sie ihren Antrieb mit heftigen Beinbewegungen verstärkt und am Rand des Daches zu einem verzweifelten Sprung angesetzt. Der außer Kontrolle geratene Aufprall hätte sie beinahe das Leben gekostet.

Und jetzt? Jetzt war sie zwar auf dem höchsten Aussichtspunkt, konnte aber so gut wie nichts sehen.

»Sam bringt mich um«, murmelte sie.

Und dann, als sie ihr Knie beugte: »Autsch!«

Das Dach war ein paar Hundert Meter lang und ungefähr sechzig Meter breit. Sie bewegte sich rasch von einem Ende zum anderen. Die Zugangstür zum Dach war leicht zu finden: eine Stahltür in einem Aufbau aus Backsteinen. Von hier musste es runter in den Turbinenraum und weiter in die Steuerzentrale gehen.

»Logisch, dass es eine Tür gibt«, brummte Brianna. »Ich tu einfach so, als wäre das von Anfang an mein Plan gewesen.«

Sie drückte die Klinke herunter. Die Tür war abgesperrt.

»So ein Mist!«, schimpfte sie.

Brianna verspürte extremen Durst und noch extremeren Hunger. Auf diesem riesigen Dach würde sie bestimmt nichts zu essen finden, aber vielleicht gab es ja irgendwo Wasser. Als sie mehrere Klimaanlage erblickte, jede von der Größe eines Eigenheims, fiel ihr ein, dass die Dinger normalerweise Kondenswasser erzeugten.

In einem fort »Au-au-au!« rufend, lief sie zur nächstgelegenen Anlage. Sie betrat den Raum, fand einen Lichtschalter und erspähte als Erstes eine Donut-Schachtel. Ihr Herz machte einen Freudensprung und sie stürzte sich darauf. Die Schachtel war jedoch bis auf ein mit rosa Glasur verschmiertes Seidenpapier und ein paar bunte Streusel leer.

Brianna schleckte das Papier ab. Mann, war das lange her, seit sie etwas Süßes auf der Zunge gehabt hatte. Danach wurde das Stechen in ihrem Magen aber noch schlimmer.

Sie entdeckte einen weißen Plastikschauch, von dem sie nur hoffen konnte, dass er Wasser enthielt. Nicht weit davon entfernt stand eine kleine Stahlkiste auf dem Boden, die einen Schraubenzieher und ein paar Schraubenschlüssel enthielt. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis sie den Schlauch aufgeschlitzte und ihren Bauch mit eiskaltem Wasser gefüllt hatte. Danach ließ sie das Wasser über ihre Schürfwunden fließen und weinte laut, weil es so wehtat.

Jetzt kehrte sie mit dem Schraubenzieher– einem großen und schweren Ding– zu der Stahltür zurück. Sie schob ihn in den Spalt zwischen Türgriff und Rahmen und drückte dagegen. Die Tür gab nicht nach. Keinen Millimeter.

Aus lauter Frust hieb Brianna mehrmals mit dem Schraubenzieher auf sie ein. Funken stoben auf und danach waren ein paar Kratzer zu sehen.

»Fantastisch«, sagte sie. »Ich bin auf dem Dach gefangen.«

Brianna wusste, dass ihre Wunden versorgt werden mussten. Ein Besuch bei Lana wäre jetzt genau das Richtige. Wenn das nicht ging, würde sie zumindest Bandagen und Antibiotika benötigen.

Am allerschlimmsten war jedoch der Hunger. Sie war bereits hungrig gewesen, als der

Abend begonnen hatte. Dann war sie noch über fünfzig Kilometer gerannt. Mit nichts im Magen.

Wenn sie es recht bedachte, war ihre Lage in jeder Hinsicht fatal. Niemand wusste, dass sie hier oben war. Auch wenn sie so laut wie möglich schrie, würde ihr Hilferuf im Lärm der Turbinen untergehen.

Dann sah sie die Tauben.

»Oh Gott!«, flüsterte sie. »Nein.«

»Warum eigentlich nicht?«, widersprach sie sich selbst.

»Das ist doch eeklig.«

»Okay, aber wo liegt der Unterschied zu einem Hähnchen?«

Sie holte sich die Donut-Schachtel und zerriss sie in lauter kleine Streifen. Dann fand sie noch eine alte Zeitung. Schließlich entdeckte sie eine Holzpalette, die sie mit einer Säge aus der Werkzeugkiste in übermenschlicher Geschwindigkeit in einen kleinen Holzhaufen verwandelte.

Die Arbeiter hatten leider keine Zündhölzer auf dem Dach zurückgelassen, aber wenn Stahl rasend schnell über Beton schrappte, entstanden bekanntlich Funken. Kurz darauf hatte sie ein Feuer angefacht. Ein knisterndes kleines Lagerfeuer mitten auf dem gigantischen Dach.

So, und jetzt zu den beiden im Schlaf gurrenden Tauben. Eine war grau, die andere zartrosa.

»Rosa«, entschied sie.

Normalerweise wären ihre Chancen, den Vogel zu fangen, gleich null gewesen. Aber sie war nicht normal. Sie war Breeze, der Wirbelwind.

Die Taube hatte nicht einmal Zeit aufzuwachen. Brianna packte sie am kleinen Kopf und brach ihr das Genick. Nach zwei Minuten in den Flammen waren die Federn großteils verbrannt. Und fünf Minuten später fielen die ersten Fetttropfen zischelnd auf die Glut.

Das war's, länger hielt sie es nicht aus. Sie holte den Vogel aus dem Feuer, hobelte mit dem Schraubenzieher Streifen von der dicken Taubenbrust und beförderte sie in ihren Mund.

So gut hatte sie seit Wochen nicht mehr gegessen.

Während sie so neben dem Feuer hockte, sagte sie anerkennend: »Breeze, der Fluch der Tauben.«

Als sie fertig war, lehnte sie sich zurück, um den Geschmack auf ihrer Zunge zu genießen. Und um sich zu überlegen, wie sie vom Dach runterkam.

Doch mit vollem Bauch und nach den Anstrengungen des Tages dauerte es nicht lange, bis die Müdigkeit sie einholte.

»Nur kurz verdau...«

Duck versank mit dem Gesicht voran. Erde drang in seinen Mund, verstopfte ihm die Nase, hinderte ihn am Atmen.

Er hustete und würgte. Sein Kopf drohte zu platzen, in seinen Ohren pochte das Blut. Ducks Lunge schrie nach Luft, doch vergeblich.

Es war aus.

Er würde sterben.

Im Todeskampf schlug er um sich und trat mit den Beinen aus. Dabei durchpflügte er die dichte Erde, als wäre sie Wasser. Sein Gehirn dämmerte langsam weg.

»Duck! Duck! Bist du da unten?«

Eine Stimme, die Millionen Meilen entfernt schien.

Mit einer schnellen Bewegung versuchte er sich umzudrehen. Das gelang ihm auch, doch sein Kopf stieß in die Erde über ihm, die es ihm mit einem Kieselschauer dankte. Mitten ins Gesicht. Als er die Augen öffnen wollte, füllten sie sich sofort mit Dreck. Dann spuckte er aus und stellte fest, dass er atmen konnte. Seine rudernden Arme und Beine hatten Platz geschaffen.

»Duck, lebst du noch?«

Duck war sich nicht sicher. Vorsichtig bewegte er sich und stellte fest, dass es ging, wenn auch nur eingeschränkt.

Doch jetzt überkam ihn vollends die Panik. Er war lebendig begraben!

Er wollte um Hilfe rufen, aber der Schrei blieb ihm im Hals stecken, und jetzt sank er wieder, versank in der Erde.

Nein. Nein. Nein.

Er musste es stoppen. Musste die Wut stoppen. Denn sie war es, die ihn in Richtung Erdmittelpunkt beförderte.

Hör auf, an Dinge zu denken, die dich wütend machen und dir Angst einjagen!, befahl er sich selbst.

Denk an etwas Schönes.

Lebendig begraben!

Glücklich... glücklich... der Swimmingpool... das Wasser... du schwimmst darauf...

Duck hörte auf zu sinken.

Das war gut. Gut! Glücklich! Rücklings auf dem Wasser treiben. Glückliche, schöne Gedanken.

Kekse. Er mochte Kekse. Kekse waren super.

Und... und... und Sarah Willetson... das eine Mal, als sie ihn angelächelt hatte. Das war schön gewesen. Ein angenehmes, warmes Gefühl.

Wie wär's mit Fernsehen, mit einem Basketballspiel im Fernsehen? Das war ein schöner Gedanke.

Er hatte eindeutig zu sinken aufgehört.

Kein Problem. Sei einfach glücklich.

»Duck! Mann!« Hunters Stimme. Jetzt klang sie sehr nah.

Duck spürte einen Lufthauch. Er öffnete die Augen. Sie waren immer noch mit Dreck verklebt. Er wischte ihn weg. Das Erste, was er sah, war Hunters Kopf.

Hunters *Scheitel*.

Langsam hob Hunter das Gesicht und blickte ihn mit grenzenloser Bewunderung an.

»Duck, Alter, du fliegst!«, sagte er.

Duck schaute sich um. Er war nicht mehr lebendig begraben. Er hatte das Loch verlassen. Er befand sich gegenüber von der Kirche und schwebte in knapp zwei Metern Höhe in der Luft.

»Wahnsinn!«, stieß Duck hervor. »Es funktioniert in beide Richtungen.«

»Wir sollten abhauen. Sams Deal annehmen«, meinte Diana.

»Ich bin im Stammverzeichnis«, verkündete Jack.

Brittney hörte die Stimmen deutlich. Doch ihr Körper war ein Wrack. Beide Beine waren gebrochen. Die Stahltür hatte sie buchstäblich umgemäht, als sie aus den Scharnieren geflogen war. Eigentlich müsste sie unvorstellbare Schmerzen haben. Hatte sie aber nicht.

In Wirklichkeit müsste sie tot sein. Sie war von mindestens einer Kugel getroffen worden.

Sie war aber nicht tot. Nicht ganz.

Alles war voller Blut. Sie hatte so viel Blut verloren, dass sie allein deshalb tot sein müsste.

Und dennoch...

»Hier haut niemand ab«, knurrte Caine.

Es war wie im Traum. Als würde auf einmal nichts mehr einen Sinn ergeben.

»Wir haben nichts zu essen«, sagte Diana.

»Vielleicht find ich irgendwo was«, schlug die Wanze vor.

»Ja, genau. Und dann kommst du garantiert wieder«, höhnte Drake. »Wir sind nicht zum Essen hier. Wir sind hier, um ihn zu füttern.«

»Und dieses ›ihn‹ würdest du wohl großschreiben, was?« Dianas Sarkasmus war bitterböse. »Ist er jetzt dein Gott?«

»Er hat mir das gegeben!«

Brittney hörte den lauten Knall von Drakes Peitschenarm.

Vorsichtig und unendlich langsam probierte sie, ihren Körper zu bewegen. Nein, ihre Beine ließen sich nicht strecken. Sie konnte gerade mal eine ihrer Hüften drehen, und das auch nur ganz wenig. Ihr rechter Arm war unbrauchbar. Der linke schien jedoch in Ordnung.

»Wir sitzen in der Falle«, sagte Diana voll Bitterkeit.

»Nicht mehr lange. Wir brechen aus und bringen ihm, wonach er verlangt«, erwiderte Drake.

»Gaiaphage. So nennt ihn Caine, wenn er seine Anfälle hat«, murmelte Diana.

»*Phage* heißt Wurm und ist ein Code, eine Software, die andere Programme auffrisst«, erklärte Jack auf seine pedantische Art.

Brittney konnte nur noch mit einem Auge sehen. Ihr Blick wanderte über den Boden zu der Stelle, wo Mike die Maschinenpistole hingelegt hatte. Sie lag immer noch dort.

Brittney musste sich ganz langsam und mit unendlicher Geduld darauf zubewegen. Sich Millimeter für Millimeter mit ihrer Hüfte und ihrem Arm weiterschieben, so unauffällig, dass es niemand merkte. Die Pistole lag in der hinteren Ecke unter dem Tisch, ungefähr zwei Meter von ihr entfernt.

Auf der Rückfahrt nach Perdido Beach schwiegen Quinn und Albert lange Zeit.

Der Laster war um das viele Gold schwerer.

Und um zwei Leute und einen Hund leichter.

Schließlich sagte Quinn: »Wir müssen es Sam erzählen.«

»Das mit dem Gold?«, fragte Albert.

»Mann, wir haben die Heilerin verloren.«

Albert ließ den Kopf hängen. »Ja.«

»Sam muss es erfahren. Lana ist wichtig.«

»Das weiß ich«, schnappte Albert.

»Sie ist wichtiger als das blöde Gold.«

Eine Weile sagte Albert nichts mehr.

»Okay, Quinn«, meinte er schließlich. »Ich weiß, was du von mir hältst. Und nicht nur du, alle anderen auch. Ihr glaubt, ich denke nur an mich. Dass ich gierig bin und so.«

»Stimmt doch, oder?«

»Ja, vielleicht«, gab Albert zu. »Vielleicht möchte ich eine wichtige Rolle spielen. Möglichst viele Dinge besitzen und an die Macht kommen.«

Quinn schnaubte.

»Aber das heißt nicht, dass ich Unrecht habe.«

Darauf wusste Quinn nichts zu sagen. Er fühlte sich elend. Für Lanas Verschwinden würden sie ihm die Schuld geben. Die Heilerin. Die unersetzliche Heilerin. Sam würde sich angewidert von ihm abwenden und Astrid würde ihn mit ihrem kalten und enttäuschten Blick strafen.

Wäre er doch beim Fischen geblieben und hätte sich gar nicht erst auf diese Geschichte eingelassen. Fische fangen hatte was Friedliches. Dabei war er allein, hatte seine Ruhe. Obwohl, seit Alberts Leute für ihn arbeiteten, war ihm nicht einmal das vergönnt. Er musste ihnen ja alles beibringen und sie dann auch noch beaufsichtigen.

Sam würde ausrasten.

Sie gelangten auf die Schnellstraße.

»Sieh doch mal, die Straßenlampen sind ausgefallen«, sagte Albert.

»Es ist schon fast Morgen«, erwiderte Quinn. »Vielleicht eine Zeitschaltuhr oder so was.«

»Nein, die haben keinen Zeitschalter.«

Als sie den Stadtrand von Perdido Beach erreichten, begann Quinn zu dämmern, dass etwas nicht stimmte. Etwas Wesentliches. Womöglich war das noch viel schlimmer als der Verlust der Heilerin.

»Alles finster«, sagte er.

»Ja, da ist was passiert.«

Sie fuhren durch die dunklen Straßen zur Plaza. Es war gespenstisch. Als wäre die ganze Stadt gestorben. Quinn fragte sich, ob die FAYZ in eine neue Phase eingetreten und außer ihm und Albert niemand mehr da war.

Er parkte den Pick-up vor dem McDonald's. Als er den Motor ausschalten wollte, fiel ihm etwas auf. Er lenkte den Wagen noch einmal aus der Parklücke und stellte ihn so, dass die Scheinwerfer auf das Rathaus gerichtet waren.

Ein Graffiti war über die ganze Wand gesprayt, blutrote Buchstaben, einen halben Meter hoch und auf der blassen Mauer nicht zu übersehen.

»*Tod den Freaks*«, las Quinn laut vor.

Achtundzwanzig

16 Stunden, 38 Minuten

Die Batterie des Pick-ups war leer. Wahrscheinlich, weil sie seit über drei Monaten nicht mehr benutzt worden war.

Aber Einsiedler Jim hatte an alles gedacht. In einem Winkel des Schuppens entdeckten sie einen mit Benzin betriebenen Generator und ein Ladegerät für die Batterie. Sie brauchten eine Stunde, um dahinterzukommen, wie der Generator ansprang und wie sie das Ladegerät anschließen konnten. Doch am Ende drehte Cookie den Zündschlüssel und nach mehreren Anläufen sprang der Motor stotternd an. Cookie fuhr den Wagen im Rückwärtsgang an den Tank heran.

Als sie endlich startklar waren, war ein neuer Tag angebrochen. Lana öffnete die Tür und spähte hinaus. Der Himmel schimmerte bereits rosafarben und die Schatten waren nicht mehr schwarz, sondern grau.

In einer Entfernung von ungefähr dreißig Metern erblickte sie ein Dutzend Kojoten. Sie saßen in einem Halbkreis, wandten die Köpfe und starrten sie an.

»Cookie!«

»Ja, Heilerin?«

»Ich fahre jetzt los. Du wirst eine Explosion hören. Zehn Minuten später müsste ich eigentlich zurück sein. Falls nicht, wartest du, bis die Sonne ganz aufgegangen ist. Im Dunkeln sind die Kojoten gefährlicher. Geh zur Hütte zurück und mach dich von dort auf den Heimweg.«

»Ich bleibe bei dir«, entgegnete Cookie.

»Nein.« Ihr Ton erlaubte keine Widerrede. »Das ist meine Angelegenheit. Du tust, was ich sage.«

»Ich werde dich nicht diesen Kötern überlassen.«

»Die Kojoten sind nicht das Problem. Du musst von hier weg. Vertrau mir, Cookie. Also: Mit oder ohne Explosion, wenn ich nicht zurückkomme, gehst du los und bringst Sam den Brief.«

»Ich will dir aber helfen, Heilerin. So wie du mir geholfen hast.«

»Das weiß ich, Cookie. Du hilfst mir damit ja auch. Sam muss wissen, was geschehen ist. Erzähl ihm alles. Er ist ein kluger Kopf, er wird es verstehen. Sag ihm, er soll Quinn keine Schuld geben. Quinn kann nichts dafür. Hätten Quinn und Albert mir nicht geholfen, hätte ich mir etwas anderes überlegt.«

»Heilerin...«

Lana legte eine Hand auf Cookies muskulösen Arm. »Tu jetzt bitte, was ich sage.«

Cookie ließ den Kopf hängen. Aus seinen Augen quollen Tränen und er weinte ohne Scham.

»Okay, Heilerin.«

»Lana«, korrigierte sie ihn sanft. »Für meine Freunde heiße ich Lana.«

Sie kniete sich hin und zerzauste Patricks Fell, wie er es gerne mochte. »Mach's gut, Kleiner«, wisperte sie. Als sie ihn in die Arme nahm, winselte er leise. »Dir geschieht nichts. Mach dir keine Sorgen. Ich bin bald zurück.«

Jetzt stieg sie hastig in den Laster, warf den Motor an und nickte Cookie zu. Cookie schwang das Tor zum Schuppen auf.

Die Kojoten erhoben sich. Pack Leader stakste auf unsicheren Beinen in Lanas Richtung. Er humpelte. An einer Schulter war das Fell voller Blut.

»Ich hab dich also doch nicht umgebracht«, flüsterte Lana. »Macht nichts, der Tag ist

noch jung.«

Sie legte den ersten Gang ein und nahm den Fuß von der Bremse. Der Wagen setzte sich langsam in Bewegung.

Langsam und gleichmäßig, nur so würde es gehen. Der Weg zur Mine schlängelte sich schmal, krumm und steil den Hang hinauf und war mit Schlaglöchern übersät.

Um zu lenken, musste sie ihre ganze Kraft aufbringen. Der Pick-up war alt, lange nicht benutzt worden und Lana hatte so gut wie keine Fahrpraxis.

Sie fuhr so langsam, dass die Kojoten ihr im Schrittempo folgen konnten. Sie trotteten links und rechts neben dem Fahrzeug her und begleiteten sie wie eine Eskorte.

Als sie den Pick-up auf den Pfad lenkte, geriet er plötzlich ins Schlingern.

»Schön langsam«, sagte sie sich. Dabei wollte sie es am liebsten so schnell wie möglich hinter sich bringen.

In ihrer Fantasie sah sie alles vor sich: orangerote Riesenflammen, die aus dem Maul der Mine quollen. Durch die Luft fliegendes Geröll. Ein Donnerschlag. Dann das Tosen einstürzender Gesteinsmassen. Tonnen über Tonnen. Zum Schluss turmhohe Staubwolken und dichter Rauch.

Komm zu mir.

»Bin schon unterwegs«, sagte Lana.

Ich brauche dich.

Sie würde diese Stimme zum Schweigen bringen, unter dem Berg begraben.

Der Wagen schlingerte im Schneckentempo den steilen Hang hinauf. Mehr als die halbe Strecke war geschafft.

Komm zu mir.

»Dir wird es noch leidtun, dass du mich gerufen hast«, murmelte Lana. Doch als der Eingang zur Mine auftauchte, verschlug ihr das Hämmern in der Brust den Atem.

Vor dem Eingang hielt sie an und legte den Rückwärtsgang ein, um zu wenden. Vor Anspannung traten ihre Fingerknöchel weiß hervor.

Du gehörst mir.

»Nein. Ich gehöre mir selbst.«

Nachdem sie gewendet hatte, fuhr sie im Rückwärtsgang in den Stollen hinein. Sie spürte eine leichte Erschütterung, als die Hinterräder über Jims Leichnam rollten.

Das Fahrzeug war jetzt zur Gänze im Stollen. Weiter ging es nicht. Die Decke befand sich nur wenige Zentimeter über dem Fahrerhaus, der Abstand zu den Wänden war sogar noch geringer. Der Wagen steckte im Schacht wie ein loser Korken.

Den Kojoten wurde die Enge unbehaglich. Sie duckten sich unter dem Fahrzeug durch und kehrten zum Eingang der Mine zurück, wo sie abwechselnd auf die Motorhaube sprangen, knurrend die Zähne fletschten, mit den Vorderpfoten über die Windschutzscheibe kratzten und dazu ihr hohes Kläffen ausstießen.

Der Pick-up steckte fest. Die Türen ließen sich nicht mehr öffnen.

Gut. Das war der Plan.

Lana wandte sich in ihrem Sitz um, zielte sorgfältig, um nicht den großen Tank auf der Ladefläche zu treffen, und drückte ab.

Das Heckfenster explodierte in Tausende Scherben.

Zitternd vor Angst, aber auch vor Aufregung, kroch Lana vom Fahrerhaus auf die Ladefläche. Das brachte die Kojoten vollends in Rage. Um zu ihr zu gelangen, versuchten sie sich durch die Lücke zwischen dem Laster und den Schachtwänden zu quetschen. Zwischen dem Dach des Fahrzeugs und einem Querbalken der Mine tauchte ein wütend knurrender Kojotenschädel auf.

Durch das Kläffen drang Pack Leaders gepresste Stimme: »Mensch, hör auf!«

Lana drehte das Ventil des Propangastanks auf. Das Gas strömte heraus und verbreitete sofort einen Geruch nach faulen Eiern. Da es schwerer war als Luft, würde es zum abschüssigen Boden der Mine sinken und wie eine unsichtbare Flut in ihre tiefsten Tiefen vordringen. Dort würde es die Dunkelheit einhüllen.

Würde sie es riechen? Wüsste sie, dass ihr Schicksal besiegelt war? Hatte sie überhaupt eine Nase?

Lana wickelte die Zündschnur aus, ein dreißig Meter langes, dünnes Seil, das sie in Benzin getaucht und in einer verschließbaren Plastiktüte aufbewahrt hatte.

Sie machte eine Schlaufe und warf sie in die Finsternis der Mine. Weit musste sie nicht reichen.

Die restliche Schnur behielt sie in der Hand und kletterte ins Fahrerhaus zurück. Sie stieg auf die Bremse, wodurch die Bremslichter angingen und den Schacht in ein höllisches Rot tauchten.

Lana wartete. Ihre Hände hielten das Lenkrad fest umklammert. Durch ihren Kopf wirbelten Gedanken und Bilder, Schnappschüsse von ihrer Gefangenschaft bei den Kojoten und der Begegnung mit der Dunkelheit.

Beim ersten Mal hatte sie...

Ich bin der Gaiaphage.

Lana erstarrte.

Du kannst mich nicht zerstören.

Lana stockte der Atem, sie bekam kaum noch Luft und dachte, sie würde in Ohnmacht fallen.

Ich brachte dich hierher.

Lana griff in ihre Tasche und spielte mit dem Feuerzeug. Es lief auf einfache Physik hinaus. Sie würde das Feuerzeug entzünden. Das in Benzin getränkte Seil würde brennen. Die Flamme würde am Seil entlangrasen, bis sie die Gasdämpfe erreicht hätte. Die Explosion würde die Decke und die Wände des Stollens zum Einsturz bringen. Und die Kreatur ginge vielleicht in Flammen auf.

Sie selbst könnte dabei auch umkommen. Doch wenn sie es schaffte, ein paar Minuten am Leben zu bleiben, konnte sie ihre Verbrennungen und Verletzungen heilen. Darauf baute sie. Dann wäre sie wirklich geheilt. Denn dann hätte sie die Stimme in ihrem Kopf ein für alle Mal zum Schweigen gebracht.

Ich nutze deine Kraft. Sie wird mir Gestalt verleihen. Ich werde Nahrung bekommen. Und wieder stark werden. Mit dem Körper, der dank deiner Kraft entsteht, werde ich diesen Ort verlassen. Deine Kraft wird mich befreien.

Lana zitterte wie Espenlaub. Benzingestank lag in der Luft, außerdem benebelten die Dämpfe ihr Gehirn.

Jetzt oder nie. Jetzt.

Nie.

»Pack Leader!«, schrie Lana. »Ich werde die Mine sprengen! Pack Leader, hörst du mich?«

»Pack Leader hört«, knurrte der Kojote.

»Dann sieh zu, dass du mit deinen dreckigen Kötern hier rauskommst. Oder stirb mit der Dunkelheit.«

Pack Leader landete schwer auf der Motorhaube. Sein Nackenfell war aufgestellt, aus dem verunstalteten Maul tropfte Speichel. »Pack Leader fürchtet keinen Menschen.«

Lana riss die Pistole hoch und schoss. Aus nächster Nähe.

Der Knall war ohrenbetäubend.
In der Scheibe war ein Loch, von dem unzählige Sprünge wegliefen.
Überall waren Blutspritzer.
Pack Leader sprang winselnd und ungeschickt von der Motorhaube. Er war getroffen.
Verletzt.
Lanas Herz machte einen Satz. Sie hatte ihn erwischt, diesmal war's ein Volltreffer.
Aber die Scheibe war noch da. Sie hätte bersten sollen. Sie war ihr einziger Fluchtweg.
Deine Kraft wird mich befreien.
»Ich werde dich töten!«, brüllte Lana.
Lana nahm die Pistole und drosch mit ihr wie mit einem Hammer auf die Scheibe ein. Es lösten sich zwar einzelne Scherben, aber das würde zu lange dauern. Sie zog die Beine an und bearbeitete das Glas mit Fußtritten.
Würden die Kojoten sie jetzt im Rudel angreifen, hätte sie kaum eine Chance. Sie hielten sich aber zurück. Pack Leaders Verletzung verwirrte sie.
Lana trat zu, immer wieder, panisch vor Angst.
Du wirst sterben.
»Dann stirbst du mit mir!«, schrie Lana.
Endlich gab das Glas nach und kippte nach außen.
Lana schob den Kopf und die Schultern hindurch.
Ein Kojote sprang sie an.
Sie schoss auf ihn.
Dann stemmte sie den Rest ihres Körpers heraus, achtete nicht auf die Schnitte, die sie sich dabei zufügte, und hockte schließlich auf allen vieren auf der Motorhaube, die in Benzin getauchte Schnur in der einen Hand, die nach Schießpulver stinkende Pistole in der anderen.
Sie schoss wild um sich. Die Kugeln schlugen Funken sprühend in die Felsen ein. Die Kojoten stoben erschrocken auseinander und ergriffen die Flucht.
Sie legte die Pistole auf die Motorhaube.
Und zog das Feuerzeug aus ihrer Tasche.
Nein.
Sie knipste das Feuerzeug an.
Eine kleine orangefarbene Flamme.
Das wagst du nicht.
Lana brachte das Seilende an das Feuer heran.
Stopp.
Lana zögerte.
»Nein«, hauchte sie.
Du kannst es nicht.
»Doch!«, schluchzte Lana.
Du gehörst mir.
Die Flamme verbrannte Lanas Daumenspitze. Aber das spürte sie nicht mehr, denn in ihrem Kopf explodierte ein gewaltiger Schmerz. Schreiend hielt sich Lana die Ohren zu. Das Feuerzeug versengte ihr Haar.
Sie ließ das Seil fallen.
Sie ließ das Feuerzeug fallen.
Solche Qualen hatte Lana nicht für möglich gehalten. Es war, als würde jemand mit einer Kelle ihr Gehirn herausschöpfen, ihren ganzen Schädel ausschaben und mit glühenden Kohlen füllen.
Lana fiel von der Motorhaube. Sie schrie und schrie und wusste, sie würde nie wieder

damit aufhören.

Neunundzwanzig

16 Stunden, 33 Minuten

»Wir warten einfach ab, bis er von selbst rauskommt«, sagte Edilio zu Sam. »Rühren uns nicht von der Stelle. Du könntest sogar ein wenig schlafen.«

»Wann hast du Geburtstag, Edilio?«

»Lass das, Mann! Du weißt genau, dass ich nicht aussteige.«

»Du überlegst es dir nicht einmal?«

Darauf sagte Edilio nichts.

»Wie wird das alles enden, Edilio? Oder hört es nie auf? Wie viele Kämpfe erwarten uns noch? Wie viele Gräber auf der Plaza? Denkst du je darüber nach?«

»Sam, ich bin derjenige, der die Leute begräbt«, sagte Edilio leise.

»Ja. Entschuldige.« Sam seufzte. »Dir ist klar, dass wir verlieren, oder? Ich meine nicht diesen Kampf. Sondern den großen Kampf ums Überleben. Wir sind am Verhungern. Kaum jemand will arbeiten, um Essen zu beschaffen. Die Leute essen lieber ihre Haustiere. Es bilden sich feindliche Lager. Alles gerät außer Kontrolle.«

Edilio warf einen Blick auf Howard, der zwar in einiger Entfernung von ihnen stand, aber dennoch zuhörte. Zwei von Edilios Leuten befanden sich ebenfalls in Hörweite.

»Sam, hör auf damit!«, flüsterte er. »Die Leute blicken zu dir auf, Mann. Du darfst so nicht reden. Du darfst nicht mal daran denken, dass wir erledigt sind.«

Sam hörte ihm nur mit einem Ohr zu. »Ich muss in die Stadt.«

»Was? Du nimmst mich auf den Arm, stimmt's? Wir müssen das hier zu Ende bringen.«

»Dekka soll solange übernehmen. Ich muss unbedingt mit Astrid reden.«

»Wahrscheinlich keine schlechte Idee.« Edilio ließ ihn stehen und ging zu Dekka hinüber. Er nahm sie zur Seite und redete eindringlich auf sie ein. Dekka warf Sam einen besorgten Blick zu.

»Komm, ich fahr dich!«, rief Edilio.

Sam folgte ihm zum Jeep. »Was hast du Dekka gesagt?«

»Dass du in der Stadt nach dem Rechten sehen musst, weil die Lichter aus sind.«

»Hat sie dir das abgekauft?«

Edilio antwortete nicht gleich. Und er vermied es, Sam in die Augen zu schauen. »Dekka ist stark. Sie packt das schon.«

Auf der Fahrt in die Stadt schwiegen sie.

Die Plaza war voller Menschen. Als Edilio anhielt, spürte Sam, wie alle Blicke gleichzeitig zu ihm schwenkten.

Astrid drängte sich durch die Menge, rannte zum Wagen und warf die Arme um Sam. Sie küsste ihn auf die Wange und dann auf den Mund.

Er vergrub sein Gesicht in ihren Haaren und flüsterte: »Geht's dir gut?«

»Ja. Ich weiß endlich, dass du lebst. Sam, die Kids sind außer sich. Sie haben Angst.«

Wie auf ein Stichwort eilten plötzlich alle herbei und drängten sich um sie.

»Die Lichter sind aus!«

»Wo bist du gewesen?«

»Wir haben nichts mehr zu essen.«

»Ich fürchte mich im Dunkeln.«

»In der Stadt läuft ein Mörderfreak herum.«

»Das Wasser funktioniert nicht mehr.«

Zu den Vorwürfen gesellten sich auch wehleidige Fragen.

»Was sollen wir denn jetzt tun?«

»Warum hast du Caine nicht aufgehalten?«

»Wo ist die Heilerin?«

»Werden wir alle sterben?«

Sam schob Astrid sanft beiseite und hörte sich alles an. Jede Äußerung traf ihn wie ein Pfeil mitten ins Herz. Er hatte sich dieselben Vorwürfe auch schon gemacht und sich mit den gleichen Fragen gequält. Je länger er sie unbeantwortet ließ, umso größer würde ihre Angst werden.

Aber er hatte keine Antworten.

Astrid stand neben ihm, das Gesicht der Menge zugewandt und mit dem Rücken zum Jeep. Die Leute drängten immer näher an sie heran und wurden von Sekunde zu Sekunde aufgebracht. Sie rief ihnen zu, doch endlich den Mund zu halten, aber niemand beachtete sie.

Edilio hatte hinter sich gegriffen und die Maschinenpistole von der Rückbank auf seinen Schoß gezogen, als rechnete er damit, Sam und Astrid schützen zu müssen.

Jetzt tauchte Zil auf. Er schritt durch die Menge und wurde von vier Kids begleitet, die einen auf Leibgarde machten und die Leute beiseiteschoben. Einige jubelten ihm zu, andere buhten ihn aus. Doch als er die Hand hob, wurden die Leute ruhiger und beugten sich gespannt vor.

Zil stemmte eine Faust in die Hüfte und zeigte mit der anderen Hand auf Sam. »Du bist doch der große Boss.«

Darauf sagte Sam nichts. Die Menge verstummte, alle warteten ab.

»Der große Boss der Freaks!«, schrie Zil. »Der auf allen Ebenen versagt hat. Du kannst zwar Laserstrahlen aus deinen Händen ballern, aber kein Essen organisieren. Du kannst nicht verhindern, dass der elektrische Strom abgeschaltet wird, und du unternimmst nichts gegen diesen Mörder Hunter, der meinen besten Freund umgebracht hat.« Er hielt kurz inne, um für seine Forderung Luft zu holen. »Du solltest das Kommando abgeben.«

Sam nickte, als gäbe er ihm Recht. Doch dann, langsam und schwerfällig wie ein alter Mann, stieg er auf den Beifahrersitz des Jeeps und stellte sich so hin, dass ihn alle auf der Plaza sehen konnten.

Sam spürte, wie die seit Wochen aufgestaute Wut in ihm hochstieg. Das alles rauszulassen, würde nichts bringen. Er wusste das. Er zwang sich zu einem besonnenen Tonfall und einem neutralen Gesichtsausdruck, als er auf Zil herunterblickte.

»Möchtest du das Kommando übernehmen, Zil? Gestern Nacht bist du rumgelaufen, um eine Lynchtruppe auf die Beine zu stellen. Und du brauchst gar nicht erst so tun, als wäre das Graffiti am Rathaus nicht auf deinem Mist gewachsen.«

»Na und?«, erwiderte Zil. »Ich hab nur ausgesprochen, was alle denken, die keine Freaks sind.« Das Wort »Freaks« hatte er wie eine Beleidigung ausgespuckt.

»Denkst du wirklich, wir haben im Moment keine anderen Sorgen, als uns in Freaks und Normale zu spalten? Meinst du, das dreht die Lichter wieder an und gibt den Leuten was zu essen?«

»Und was ist mit Hunter? Er bringt mit seinen Mutantenkräften Harry um und du lässt ihn einfach laufen.«

»War eine ziemlich lausige Nacht«, presste Sam hervor.

»Dann lass mich und meine Jungs einspringen. Wir finden ihn«, sagte Zil. »Ich meine, wenn du so damit beschäftigt bist, kein Essen aufzutreiben, Caine nicht aufzuhalten und die Lichter ausgehen zu lassen, dann schnappen eben ich und meine Crew Hunter.«

»Und was habt ihr mit ihm vor?«, fuhr Astrid Zil an. »Sag schon, wie lautet dein toller

Plan?«

Zil streckte beide Hände aus. »Hey, wir wollen ihn bloß schnappen, bevor er noch mehr Leute verletzt. Willst du ihn vor Gericht stellen? Kein Problem.«

»Niemand hindert dich daran, ihn zu suchen«, sagte Sam. »Du kannst die Stadt durchkämmen, solange du willst. Bei der Gelegenheit kannst du dein Graffiti bewundern und die Fenster zählen, die du eingeschlagen hast.«

»Wir brauchen Waffen«, forderte Zil. »Unbewaffnet leg ich mich nicht mit einem Killerfreak an. Aber dein Chihuahua da sagt, wir gewöhnlichen Leute dürfen keine Waffen tragen.«

Sam warf Edilio einen Blick zu, um zu sehen, wie er die Beleidigung aufnahm. Edilio starrte finster geradeaus, wirkte jedoch ruhig. Ruhiger, als Sam sich fühlte.

»Hunter ist ein Problem«, gestand Sam ein. »Wir haben aber eine ganze Liste mit Problemen. Kids ohne Kräfte gegen die mit Kräften aufzuhetzen oder Leute zu beschimpfen, bringt nichts. Wir müssen zusammenhalten.«

Als Zil nicht gleich antwortete, fuhr Sam fort und wandte sich jetzt an alle. »Hört zu: Wir stecken in ernstesten Schwierigkeiten. Der Strom ist abgeschaltet. In Teilen der Stadt wirkt sich das offenbar auch auf die Wasserversorgung aus. Also keine Bäder und kein Duschen, okay? Caine hat nichts zu essen, das bedeutet, dass er das Kraftwerk nicht lange besetzt halten kann.«

»Wie lange?«, rief jemand.

Sam schüttelte den Kopf. »Das weiß ich nicht.«

»Warum wirfst du ihn nicht einfach raus?«

»Weil ich das nicht kann«, schnappte Sam, der sich nur noch mit Mühe beherrschen konnte. »Weil ich nicht Superman bin, okay? Er befindet sich im Kraftwerk. Das Gebäude hat dicke Mauern. Caine ist bewaffnet, er hat Jack, er hat Drake und er hat seine eigene Kraft. Ich kann ihn nicht rausholen, ohne dabei zu riskieren, dass ein paar von unseren Leuten getötet werden. Aber vielleicht meldet sich ja jemand von euch freiwillig?«

Stille.

»Eben, dachte ich mir. Ihr kreuzt ja nicht einmal auf, wenn es darum geht, Melonen zu pflücken, geschweige denn, um Drake zu erledigen.«

»Das ist dein Job«, warf Zil ein.

»Verstehe.« Die Verbitterung kochte in ihm hoch. »Es ist mein Job, das Obst und Gemüse von den Feldern zu holen und den Müll zu entsorgen, das Essen zu rationieren und Hunter zu fangen, Caine aufzuhalten und jeden blöden Streit zu schlichten. Was ist eigentlich dein Job, Zil? Ach ja, du sprayst beschissene Graffiti an die Wände. Vielen Dank. Ich weiß echt nicht, was wir ohne dich täten.«

»Sam...«, sagte Astrid so leise, dass die anderen sie nicht hörten. Es war eine Warnung. Zu spät. Er hatte die Schnauze gestrichen voll.

»Und ihr?«, wandte er sich wieder an die Menge. »Wer von euch hat in den letzten zwei Wochen irgendwas gemacht? Ich meine, außer rumhängen und Xbox spielen und Filme glotzen. Ich werd euch jetzt mal was sagen: Ich bin nicht euer Daddy. Ich bin erst fünfzehn. Und zufällig hab ich keine magischen Fähigkeiten, um Essen herbeizuzaubern. Ich kann auch nicht mit den Fingern schnipsen und alle eure Probleme verschwinden lassen. Ich bin bloß ein Kind.«

Sam wurde klar, dass er zu weit gegangen war. Er hatte die verhängnisvollen Worte ausgesprochen, dieselben Worte, die so viele vor ihm als Ausrede benutzt hatten. Hunderte, wenn nicht Tausende Male hatte er die Leute sagen hören: »Ich bin doch noch ein Kind.« Jetzt schien er außerstande, sich selbst Einhalt zu gebieten.

»Bevor das alles passiert ist, war ich ein Surfer. Mehr wollte ich auch nie sein.«

Es war totenstill geworden. Logisch, dachte Sam wütend. Ist ja auch unterhaltsam

zuzusehen, wie jemand einen Zusammenbruch erster Güte hinlegt.

»Ich tu mein Bestes. Heute habe ich Leute verloren. Ich... ich hab's verbockt. Mir hätte klar sein sollen, dass Caine das Kraftwerk im Visier hatte.«

Stille.

»Ich tue mein Möglichstes.«

Schweigen.

Sam wich Astrids Blick aus. Würde er in ihren Augen Mitleid sehen, brähe er womöglich noch in Tränen aus.

»Es tut mir leid.«

Damit sprang er aus dem Wagen und schob sich durch die schockierte Menge.

Es kamen nicht gerade viele zu Zil, um ihm zu gratulieren, dass er Sam als hilflosen Hochstapler vorgeführt hatte. Jedenfalls nicht so viele, wie er erwartet hatte.

Antoine, Lance, Hank und Turk standen sowieso auf seiner Seite. Seit letzter Nacht, als er die Stadt aufgemischt hatte, waren sie seine Crew, seine Jungs.

Die Nacht war völlig irre gewesen und hatte ihn in einen regelrechten Taumel versetzt. Zil, der bis dahin bloß einer von vielen gewesen war, war auf einmal ein Anführer, jemand, der auf einen Schlag von seinen Mitmenschen anders wahrgenommen wurde. Jetzt war er jemand Besonderes. Er fand das cool. Richtig geil. Zil war über Nacht zum »Sam« der Normalen geworden. Und die Normalen waren nach wie vor eindeutig in der Mehrzahl.

Warum also scharten sich nicht mehr Leute um ihn? Ein paar nickten ihm zu, andere klopfen ihm auf die Schulter, es gab aber auch welche, die ihm argwöhnische Blicke zuwarfen. Wieso eigentlich? Immerhin hatte er Sam Temple gerade ins Gesicht gesagt, was er von ihm hielt.

Als könnte er seine Gedanken lesen, meinte Lance: »Mach dir keine Sorgen, die kapieren's auch noch. Im Moment haben sie einfach viel zu viel Angst.«

»Sie fürchten sich immer noch vor Sam«, meinte Hank. »Dabei sollten sie sich lieber vor uns fürchten.«

Hank war ein magerer und zorniger Knirps mit einem Rattengesicht. Er redete in einem fort davon, wer alles verdrochen gehörte.

Lance war anders: groß und athletisch, gut aussehend und intelligent. Zil konnte kaum glauben, dass gerade er ihm so viel Respekt erwies und nicht versuchte, das Kommando zu übernehmen.

»Hi.«

Zil wandte den Kopf und blickte in das Gesicht eines Mädchens, das er flüchtig kannte. Sie hieß Lisa. Lisa Irgendwas.

»Ich wollte dir nur sagen, dass ich absolut deiner Meinung bin«, sprudelte es aus Lisa Irgendwas heraus.

»Ehrlich?« Zil war im Umgang mit Mädchen völlig unerfahren. Er hoffte, nicht zu erröten. Nicht dass Lisa schön war, aber sie war süß. Außerdem trug sie einen kurzen Rock und war geschminkt. In der FAYZ machte sich kaum noch ein Mädchen die Mühe, »mädchenhaft« auszusehen.

»Die Freaks sind total außer Kontrolle geraten«, ereiferte sich Lisa.

»Ja«, stimmte Zil ihr misstrauisch zu, weil ihm nicht klar war, was sie von ihm wollte.

»Ich bin so froh, dass du ihnen die Meinung sagst. Du bist so was von mutig.«

»Danke.« Zil setzte ein ungeschicktes Lächeln auf und wollte gehen.

»Kann ich...?«, setzte Lisa an.

»Was?«

»Ich meine, was habt ihr jetzt vor? Vielleicht kann ich ja helfen.«

Zil geriet kurz in Panik. Vorhaben? Was denn? Das Rathaus war getaggt und sie hatten ein paar Scheiben eingeschlagen. Was sollte er schon großartig vorhaben, solange Hunter nicht auffindbar war?

Und dann dämmerte es Zil. Wenn er jetzt nichts unternahm, wäre alles verloren. Seine Jungs würden sich wieder aus dem Staub machen, sich treiben lassen und bloß eine weitere Gruppe von Kids sein, die tatenlos rumhingen und langsam verhungerten.

»Ja, ich könnte deine Hilfe gebrauchen«, sagte Zil zu Lisa. »Ich hab einen Plan.«

»Was hast du vor?«, fragte sie begierig.

»Ich Sorge dafür, dass die echten Menschen wieder das Kommando haben und die Zombies verschwinden. Der Laden muss so laufen, wie wir das wollen.«

»Richtig!«, rief Turk.

»Wir sechs hier sind erst der Anfang«, sagte Zil.

»Genau!«, stimmte Hank ihm zu.

»Zils Crew«, sagte Turk.

Zil winkte bescheiden ab. »Ich weiß was Besseres: Wir nennen uns die *Human Crew*.«

Dreissig

13 Stunden, 38 Minuten

Caine war vor Erschöpfung eingeschlafen. Er lag auf dem Sofa im Büro des Betriebsleiters und kam nur langsam wieder zu sich. Im ersten Moment wusste er nicht einmal, wo er sich befand. Als er sich umsah, schien die gesamte Zimmereinrichtung zu vibrieren. Er rieb sich die Augen und setzte sich auf.

Im Stuhl des Betriebsleiters saß jemand. Ein grüner Mann. Das Grün schien aus ihm herauszuleuchten, als würden in ihm drin irgendwelche Chemikalien brennen.

Der Mann hatte kein Gesicht. Seine Gestalt wirkte unfertig– wie eine nur zur Hälfte fertiggestellte Tonskulptur. Als Caine genauer hinsah, erkannte er Millionen Kristalle, manche so winzig wie Punkte, andere fast schon so groß wie Zuckerwürfel. Sie blieben ununterbrochen in Bewegung und erinnerten an einen wuselnden Ameisenhaufen.

Caine schloss die Augen. Als er sie wieder öffnete, war die Erscheinung verschwunden. Eine Halluzination. Caine war das gewohnt. Er hatte laufend Halluzinationen.

Als er aufstand, schwankte er. Ihm war übel, als hätte er sich eine Grippe eingefangen. Sein Gesicht war verschwitzt und das Hemd klebte ihm auf der Haut. Ihm war zum Kotzen zumute, aber sein Magen war leer.

Durch die Scheibe konnte er in die Steuerzentrale schauen. Diana schlief oder döste in ihrem Stuhl, ihre Füße lagen auf dem Tisch vor ihr. Ohne die langen Haare sah sie seltsam aus. Caine hatte Dianas Haare geliebt.

Jacks Kopf ruhte auf demselben Tisch. Sein Gesicht war geschwollen, er machte einen Schmolmund wie ein Baby und schien zu schnarchen.

Die beiden Geiseln saßen aneinandergelehnt da und schliefen, Drakes Schläger ebenfalls.

Die tote Brittney lag zusammengekrümmt auf dem Boden. Die Blutlache war verschmiert, als hätte jemand versucht, das Mädchen unter den Tisch zu schieben.

Drake war als Einziger wach. Er stand regungslos an der Wand, den Peitschenarm um seine Taille gewickelt und in der anderen Hand die Maschinenpistole.

Caine fragte sich, wie lange es noch dauern würde, bis Drake ihn zum Kampf herausforderte. Während er außer Gefecht gewesen war, hatte Drake nichts unternommen. Doch jetzt erteilte Caine wieder Befehle. Er wusste, dass Drake schon die Messer wetzte.

Caine riss sich zusammen. Er wollte in die Steuerzentrale gehen, kam aber nur bis zur Tür, denn plötzlich spürte er einen entsetzlichen Hunger, der ihn in die Knie zu zwingen drohte. Er hielt sich am Türrahmen fest und zitterte wie Espenlaub.

Hungrig im Dunkeln.

Lass mich endlich in Ruhe!, flehte Caine die Stimme in seinem Kopf an. Ich tue, was du verlangst, aber lass mich in Ruhe.

Caine hatte den Blick zu Boden gerichtet und erkannte plötzlich Drakes Schuhe. Drake war geräuschlos vor ihm aufgetaucht. Oder Caine war so weggetreten gewesen, dass er nichts bemerkt hatte.

»Alles okay?«, fragte Drake.

»Mir geht's gut!«, fauchte Caine.

»Freut mich zu hören.«

Caine schob sich an ihm vorbei, wobei er Drake mit der Schulter heftig zur Seite stieß.

»Wieso schlafen hier alle?«, rief er mit lauter Stimme. »Sam wartet nur auf eine Gelegenheit, um uns anzugreifen.«

»Sam macht uns bald keine Sorgen mehr«, meinte Drake. »Wenn *er* erst satt ist...«
Caine rüttelte Jacks Stuhl. Er versetzte einem der Schläger einen Tritt. »Hey, aufwachen! Ihr alle. Es ist schon fast hell. Sam muss einen Plan haben.«

»Was ist los mit dir?«, fuhr Diana ihn an. »Hat dich dein monströser Herrscher aufgeweckt? Seine Peitsche in deinem gestörten Hirn knallen lassen, um dich zu erschrecken?«

»Halt den Mund!«, knurrte Caine. »Ich kann das jetzt nicht brauchen. Hat jemand nach Essen gesucht?«

»Du glaubst doch nicht im Ernst, dass Sams Leute hier nicht alles auf den Kopf gestellt haben, oder?« Diana klang nicht mehr ganz so feindselig.

»Danach hab ich nicht gefragt!«, schrie Caine. »Ich will wissen, ob sich einer von euch blöden Säcken nach Essen umgeschaut hat. Eine Ja-oder-nein-Frage.«

»Nein«, antwortete Diana.

»Dann macht euch auf die Suche.«

Diana stand seufzend auf. »Na gut. Ein bisschen Bewegung kann nicht schaden.«

Jack erhob sich, Drakes Söldner kamen jetzt ebenfalls in die Gänge. Die vier verschwanden im Korridor zum Turbinenraum.

»Bleibt ja im Gebäude!«, rief Caine ihnen hinterher.

Dann wandte er sich an Drake. »Ist Jack so weit?«

»Ja, ich glaube schon. Bevor er eingeschlafen ist, hat er diese selbstgefällige Miene aufgesetzt.«

Caine nickte. »Wir müssen hier so schnell wie möglich raus.«

»Sollten wir nicht zuerst Sam kaltmachen?«

Caine schnaubte. »Du tust so, als müssten wir nur Sam töten und dann wäre alles ganz einfach.« Er schüttelte den Kopf. »Nein. Wir machen es anders. Wenn sie uns erwischen, drohen wir ihnen mit dem Uran.«

Drake grinste. »Dass wir es ihnen auf die Köpfe werfen?«

»Dass wir es aufbrechen und anschließend in die Luft schleudern.«

»Dann leuchten alle im Dunkeln.« Drake grinste.

»Ich werde nur eine Hand frei haben«, fuhr Caine fort. »Das heißt, du kannst endlich die Knarre einsetzen, auf die du so abfährst.«

»Sollen wir die Wanze nach Coates schicken? Mehr Leute herholen?«

»Sie würden nicht kommen.«

Caine wandte den Blick, als von draußen Geschrei hereindrang. Computer-Jack stürmte den Flur entlang, gefolgt von Diana, die vergeblich versuchte, ihn aufzuhalten.

»Ihr!«, bellte Jack. Er schüttelte die Faust in der Luft. Zwischen seinen Fingern ragten blanke Drähte hervor. »Ihr habt gesagt, ihr habt sie runtergenommen!«

»Oh, die hab ich wohl glatt übersehen«, erwiderte Drake spöttisch. »Hast du deine Freundin auch gleich gefunden?«

Jack erstarrte. »Was?«

Drakes Peitsche war ausgewickelt und einsatzbereit. »Sie muss ganz schön schnell gewesen sein. Muss regelrecht durch den Draht gewirbelt sein. Nein, warte, das hab ich falsch formuliert. Der Draht ist regelrecht durch Breeze gewirbelt.«

»Sie ist... was?«, stieß Jack hervor.

»*Wusch!* Einfach in der Mitte durchgeschnitten.« Drake lachte schadenfroh. »War ein schöner Anblick. Du hättest ihn interessant gefunden. Die Organe halbiert, als hätte jemand ein Beil geschwungen und sie mit einem sauberen Schlag in zwei Hälften geteilt.«

»Ich bring dich um!«

»Dazu fehlt dir...«, begann Diana, wurde aber wie eine lästige Fliege abgeschüttelt.

Jack stürzte sich wie ein wild gewordener Stier auf Drake.

Drake schaffte es, mit seiner Peitsche zuzuschlagen, aber nur einmal. Jack traf ihn mit der Wucht einer Kanonenkugel. Drake flog durch den Raum, als wäre er vor einen fahrenden Bus gelaufen.

Er schlug heftig auf, war aber sofort wieder auf den Beinen. Seine Peitsche knallte und hinterließ einen Riss in Jacks Hemd.

Jack war nicht aufzuhalten. Er stürmte erneut auf Drake zu, lief aber plötzlich auf der Stelle und kam nicht weiter.

Caine hielt ihn mit erhobener Hand und einer Kraft auf, gegen die er machtlos war.

»Caine, lass mich los!«

»Er verarscht dich, du Idiot!«, brüllte Caine.

Die Versuchung, einfach zuzulassen, dass Jack Drake tötete, war groß. Damit hätte er ein Riesenproblem weniger, aber vorläufig brauchte er Drake noch.

Drakes Peitsche schnalzte in Jacks Richtung, stieß jedoch mitten in der Luft auf eine unsichtbare Barriere.

»Hört auf, alle beide!«, schrie Caine.

»Wenn du mich noch mal angreifst, bring ich dich um!«, kreischte Drake Jack an.

»Ich hab gesagt, Schnauze!«, bellte Caine. Er richtete eine Handfläche auf Jack, die andere auf Drake. Beide flogen nach hinten. Jack landete mit voller Wucht auf dem Rücken. Drake, der leichter war und nicht über Jacks übermenschliche Stärke verfügte, knallte gegen die Wand, sackte herunter und blieb zusammengekrümmt liegen.

Plötzlich bemerkte Caine aus dem Augenwinkel eine Bewegung und sah die Geiseln im Korridor verschwinden. Er wirbelte herum und wollte auf sie zielen, aber sie waren bereits um eine Ecke geflüht. Er hörte nur noch, wie sich das Tappen ihrer Schritte schnell entfernte.

»Fangt sie!«, schrie er.

Drake war zu benommen und Jack wäre ohnehin keine Hilfe gewesen. Drakes Schläger rührten sich nicht, sie standen wie gelähmt da. Caine erkannte, dass ihre Loyalität Drake galt und sie auf *seine* Befehle warteten.

Er schwang die Hände herum, hob die beiden Penner in die Luft und schleuderte sie den Geiseln hinterher.

»Bringt sie zurück!«

»Pass auf!«, schrie Diana.

Schüsse knallten. Irre laut. Die Kugeln piffen an Caines Kopf vorbei wie summende Libellen.

Brittney!

Sie war nicht tot. Stellte sich nur tot und hatte sich ganz langsam zu der Waffe unterm Tisch hingeschoben.

Brittney lag immer noch zusammengekrümmt auf dem Boden, stützte sich auf einen Arm und schoss auf ihn.

Caine machte einen Satz zur Seite. Er stieß gegen den Tisch, prallte zurück und fiel auf die Knie. Er riss sofort die Hände hoch, aber der Lauf der Maschinenpistole war schneller.

Noch schneller war jedoch Drakes schreckliche Peitschenhand. Sie wickelte sich um Brittneys Handgelenk. Die Waffe flog immer noch schießend nach oben, jetzt trafen die Kugeln aber die Wände und die Decke.

Caine ließ seine ganze Kraft auf Brittney los. Sie schlitterte über den Boden und flog gegen die Wand. Das alles ging so schnell, dass sie Drake mit sich riss.

Caine sprang auf die Beine, hielt die Hände weiterhin auf Brittney gerichtet und hob sie hoch.

»Du mieser Drecks...«, begann Brittney. Dann wurde sie selbst zur Kugel, die mit der Geschwindigkeit einer Rakete durch den Raum schoss.

Sie flog durch das Loch, das Sam in die Wand gebrannt hatte.

Als die Schüsse in der Steuerzentrale fielen, hielt Dekka gerade Wache. Sie lief rasch zur Wand und sah, dass etwas durch das Brandloch geflogen kam. Und dann hörte sie ein unverwechselbares Geräusch: ein menschlicher Körper schlug auf dem Boden auf.

Dekka erstarrte.

Dann ging die Schießerei wieder los, nur diesmal zu ihrer Linken, im Turbinengebäude. Der Türrahmen lag im Licht knallgelber Blitze.

Sie erwachte aus ihrer Erstarrung und rannte auf die Tür zu. Edilios Soldaten folgten ihr.

»Orc! Orc!«, rief Dekka.

Sie konnte hören, wie der Riese in Bewegung geriet. Er hatte auf der Rückbank des SUV geschlafen und wälzte sich jetzt unter dem Quietschen der Federung aus dem Wagen.

Im Türrahmen tauchten schemenhaft zwei Leute auf. Ihre Waffen waren auf die beiden aus dem Gebäude fliehenden Gestalten gerichtet.

Jetzt schossen sie wieder. Einer der Flüchtenden stürzte, ohne einen Laut von sich zu geben. Fiel hin und rührte sich nicht mehr. Der andere rannte weiter, als wäre der Teufel hinter ihm her.

»Ich hab ihn erwischt!«, rief jemand. In seiner Stimme schwang aber mehr Furcht mit als Stolz.

»Taylor!«, brüllte Dekka. »Lenk sie ab!«

»Wird gemacht!«, rief Taylor und verschwand.

»Scheiße, ich glaub, ich hab ihn umgebracht«, erklang die Stimme noch einmal.

Dekka hob die beiden Schützen in die Luft. Der eine krachte in den oberen Türrahmen. Der andere glitt zurück ins Gebäude und aus Dekkas Reichweite. Niemand schoss mehr. Die Geisel brach keuchend hinter einem parkenden Fahrzeug zusammen.

Taylor landete in der Steuerzentrale des Kraftwerks.

»Du verdammter, durchgeknallter Psychopath!«, schrie Caine Drake an.

Drake war bis auf seine kalten grauen Augen weiß wie die Wand. »Ich hab dir grad das Leben gerettet«, knurrte er.

»Du hast dich benommen wie ein Vollidiot! Du provozierst Jack, nur um dich an seinem Leid zu weiden!«, schrie Caine. »Ich musste dazwischengehen, damit ihr euch nicht umbringt. Jetzt sieh dir an, was du angerichtet hast, du hirnloser Sadist.«

»Hey!«, rief Diana.

Taylor erkannte sie nicht gleich. Ihr Kopf war geschoren.

»Hey!«, rief sie noch einmal und zeigte auf Taylor. »Wir haben Besuch!«

Caine wirbelte herum und schwang seine tödlichen Hände nach oben, aber Taylor teleportierte sich quer durch den Raum in eine Ecke hinter Caine.

»Jack, du Verräter!«, schrie sie und verschwand.

Taylor tauchte unmittelbar vor Dekka wieder auf. »Die rasten da drinnen völlig aus. Wir sollten sofort angreifen.«

Dekka dachte kurz nach. Ihre Truppe bestand aus Orc, Taylor und ihr selbst, dazu kamen noch drei von Edilios Leuten. Die Sorge um die Geiseln hatte sich erübrigt. Aber Caine und Drake waren noch am Leben. Und extrem gefährlich. Außerdem hatten sie zwei Bewaffnete, vielleicht sogar mehr.

»Nein«, sagte sie schließlich. »Nicht ohne Sam.«

»Wir sollten es jetzt tun, Dekka, sofort!«, schrie Taylor und zeigte auf Brittneys blutüberströmte und zerschmetterte Leiche. »Sieh doch, was sie angerichtet haben!«

Dekka legte eine Hand auf Taylors Schulter, um sie zu besänftigen. »Wenn wir jetzt reingehen, verlieren wir.« Aber selbst wenn Sam hier wäre... So wie vorhin hatte sie ihn noch nie erlebt. Als wäre das Feuer in ihm erloschen.

»Du hast doch bloß Angst«, sagte Taylor.

»Hör auf, mir in den Rücken zu fallen! Wir sind nicht stark genug. Ganz einfach. Wenn wir das Gebäude stürmen, darf Edilio noch mehr Leute begraben. Ich weiß nicht, ob Sam...« Sie verstummte. Zu spät.

»Ob Sam was?«

Dekka zuckte die Achseln. »Nichts. Er ist nur müde. Hat heute Nacht schon genug gekämpft.«

Taylor sah aus, als wollte sie weiterstreiten, doch dann ließ sie die Schultern hängen.

»Okay. Egal.«

»Du musst Sam Bescheid geben. Erzähl ihm, was du gesehen hast.«

»Wird ein paar Minuten dauern. Die Strecke schaffe ich nicht auf einmal.«

»Mach dich auf den Weg.«

Taylor verschwand.

Für Dekka war alles viel zu schnell gegangen. Sie hatte keine Chance gehabt, mehr zu tun als zuzusehen.

Mike kam hinter dem Laster hervorgekrochen. Mickey lag regungslos mit dem Gesicht nach unten da. Brittneys Leichnam war der reinste Albtraum.

Dekka spürte, wie die Wut auf Sam in ihr aufwallte. Er hatte sich einfach aus dem Staub gemacht und ihr das Kommando überlassen. Darauf hätte sie gut verzichten können. Sam war nicht der Einzige, der mit den Nerven am Ende war.

Brianna... Der Gedanke an sie tat Dekka im Herzen weh. Sie hatte Brianna nie erzählt, was sie für sie empfand. Und jetzt war es zu spät.

Plötzlich landete etwas neben ihr. Sie starrte es an und traute ihren Augen nicht. Es sah aus wie die abgenagten Knochen eines Brathähnchens.

Dekka hob den Kopf und entfernte sich Schritt für Schritt von der Wand, um besser zum Dach hinaufsehen zu können.

Auf dem gut zehn Stockwerke hohen Turbinengebäude stand jemand im grellen Licht und winkte mit den Armen. Irre schnell.

Die Zeit schien auf einmal stillzustehen. Dekka wagte nicht zu atmen. Sie blickte fassungslos nach oben, wollte sich jetzt auf keinen Fall irren, wollte es erst glauben, wenn sie Gewissheit hatte.

»Breeze?«, flüsterte Dekka erstaunt.

Am Leben und ungeduldig wie eh und je.

Durch den Lärm der Turbinen würde Brianna sie nicht hören. Wie sie dort hinaufgekommen war, war ein Rätsel, aber nach dem verzweifelten Winken ihrer Arme zu urteilen, wollte sie wieder herunter.

Dekka winkte zurück. Sie strahlte vor Freude.

Brianna stemmte beide Hände in die Hüften, als wollte sie sagen: »Worauf wartest du?«

Dekka zeigte auf eine Stelle, die weit genug von der Tür entfernt war, in deren Schatten immer noch Caines bewaffnete Schläger lauerten.

Brianna nickte.

Dekka hob die Hände.

Brianna sprang vom Dach. Und blieb in der Luft hängen.

Dekka hatte die Schwerkraft außer Kraft gesetzt. Sie atmete tief durch, ließ Brianna ein Stück fallen, und fing sie erneut auf. Das wiederholte sie, bis Brianna nur noch einen Meter über

dem Boden schwebte.

Dekka ließ sie los und Brianna landete problemlos mit angewinkelten Knien und ausgestreckten Händen auf der Erde. Dekka half ihr auf.

»Was ist hier los?«, wollte Brianna wissen. »Ich hab Schüsse gehört. Sie haben mich geweckt.«

»Schön, dich zu sehen«, erwiderte Dekka trocken. »Wir dachten alle, du bist tot.«

»Bin ich aber nicht. Oder seh ich so aus?«

Dekka schüttelte nur den Kopf.

Sie gesellten sich zu Mike.

»Hey!«, rief Mike überrascht. »Drake hat Jack erzählt, dass du tot bist. Deshalb ist Jack so ausgerastet.«

Brianna strahlte. »Echt? Er ist ausgerastet?«

»Und wie. Wollte Drake umbringen. Daher konnten wir... ich meine, daher konnte ich abhauen.« Er brach in Tränen aus und verbarg das Gesicht in seinen Händen.

»Läuft was zwischen dir und Computer-Jack?«, fragte Dekka möglichst gelassen, obwohl in ihr ein Sturm tobte. Das war kein guter Zeitpunkt, um Brianna mit Gefühlen zu konfrontieren, die sie mit ziemlicher Sicherheit nicht erwiderte. Die sie vielleicht gegen Dekka aufbrachten. Wahrscheinlich wusste Brianna nicht einmal, dass Dekka auf Mädchen stand.

»Ich hab nicht gedacht, dass da was läuft«, antwortete Brianna mit selbstgefälliger Miene. »Jetzt aber schon.«

»Okay.« Dekka beschloss, auf dem Teppich zu bleiben. Momentan zählte nur, dass Brianna lebte, während Mickey und Brittney tot waren. Sie hatte das Kommando und musste die Entscheidungen treffen. »Erzählst du mir, wie du aufs Dach gekommen bist?«

»Ähm... nein. Aber da oben ist eine Tür, die in das Gebäude führt. Wenn ich ein Stemmeisen oder so was hätte, könnte ich rein- und wieder raussausen, ehe sie was merken. Ich schlag sie...«

»Nein, nein!«, rief Mike mit schluchzender Stimme. »Die Drähte sind immer noch da.«

»Was für Drähte?«

»Drake hat überall Drähte gespannt. Wärest du gekommen, hätten sie dich in Stücke geschnitten.«

Dekka sah den schockierten Ausdruck in Briannas Gesicht.

»Deshalb wollte Jack ihn ja umbringen«, fügte Mike hinzu. »Jack hat gesagt, er muss sie runternehmen. Drake hat aber nur so getan, als ob.«

Brianna starrte ihn ungläubig an.

»Okay«, meinte Dekka. »Das war knapp. Zum Glück ist dir nichts passiert. Du musst endlich aufhören, so verrückte Nummern abzuziehen, bei denen du am Ende auf einem Dach in der Falle sitzt, während wir dich brauchen. Oder schlimmer noch, bei denen du zu Schnitzel verarbeitet wirst.«

»Ja«, antwortete Brianna kleinlaut, fügte dann aber wieder frech wie immer hinzu:

»Danke, Mami.«

Genau das liebte Dekka an ihr. Ihren Leichtsinn, ihre draufgängerische Art. Doch das ließ sich Dekka lieber nicht anmerken.

Brianna war in Jack verknallt.

Aber am Leben.

Einunddreissig

13 Stunden, 35 Minuten

Komm zu mir. Ich brauche dich.

»Ich kriege keine Luft«, sagte Lana. Doch seltsamerweise bewegte sich ihr Mund nicht und sie konnte ihre eigenen Worte nicht hören.

Die Gasmischung. Sie entzieht dir den Sauerstoff.

Genau. Das Gas. Ein Funke und... irgendwo hatte sie doch ein Feuerzeug... ein einziger Funke, und sie wäre endlich frei. Aber auch tot. Ein Freitod sozusagen.

Als sie über das makabere Wortspiel lachen musste, stachen die Dolche in ihrem Kopf wieder zu. Sie bereiteten ihr solche Qualen, dass sie laut schreiend beide Hände an die Schläfen drückte. Auch jetzt vernahm sie keinen Laut, sie spürte nicht einmal ihre Hände.

Kriech zu mir.

Ihr Körper spielte nicht mit. Oder doch? Hockte sie wirklich auf allen vieren auf dem Boden? War sie blind oder war es hier nur stockfinster?

Sie musste das Bewusstsein verloren haben. Wie lange?

Jetzt bewegte sie sich, ganz sicher sogar. Oder spürte sie womöglich nur einen Lufthauch?

Ich treibe die Kohlenwasserstoffe aus.

Kohlen-was? Ihr Kopf drehte sich wie ein Karussell, wieder wurden die stechenden Messer ausgefahren und das Herz hämmerte in ihrer Brust, als wollte es durch ihre Rippen springen und ausbrechen.

Nein, das war alles eine Halluzination. Wahnsinn, lauter Lügen.

Aber der Schmerz war echt. Ihn spürte sie. Ihn und die Angst.

Das Gemisch aus Sauerstoff und Stickstoff fließt.

Luft, die das Gas verdrängte, ohne jedoch den Schmerz in ihrem Kopf zu lindern. Dafür beruhigte sich ihr Herzschlag.

Auf einmal sah sie etwas, wenn auch nicht viel. Nur einen schwachen Lichtschimmer, der bis zu der Stelle drang, wo sie kauerte. Lana hielt sich eine Hand vors Gesicht. Finger. Kaum sichtbar, aber eindeutig vorhanden.

Sie fasste sich an die Wange. Sie spürte die Berührung und die Tränen.

Komm zu mir.

Nein.

Trotzdem bewegte sie sich wie ferngesteuert weiter und riss sich an den scharfen Steinen Hände und Knie blutig.

Nein, ich komme nicht zu dir.

Aber sie kam.

Hatte sie je eine Chance gehabt, sich zu widersetzen?

Nein.

Du wirst mir helfen.

Ich bin der Gaiaphage.

Du gehörst mir.

Lass mich in Ruhe, wagte Lana einen leisen Protest, während sie mit hängendem Kopf wie ein Hund weiterkroch.

Ich bin der Gaiaphage.

Was bedeutet das?, fragte Lana.

Ihre Sinne funktionierten wieder. Auch ihr Gedächtnis war zurückgekehrt. Sie erinnerte

sich, wer sie war und warum sie hergekommen war. Hatte sie wirklich geglaubt, sie könnte die Dunkelheit zerstören? Den Gaiaphage?

Die Dunkelheit hatte bei allem, was Lana tat, von Anfang an ihre Hand im Spiel gehabt. Sie hatte sie gerufen, hatte ihr Denken manipuliert und ihr Handeln gesteuert. Lana hatte keine Sekunde lang auch nur die geringste Chance gehabt.

Und jetzt krabbelte Lana zu ihr, konnte nicht anders, quälte sich immer tiefer in den Stollen hinein.

Komm zu mir.

Ich brauche dich.

Wozu? Warum mich?

Du bist die Heilerin.

Du hast die Kraft.

Bist du verletzt? Kurz flackerte Hoffnung in ihr auf, die Kreatur könnte verwundet sein.

Hier war es wieder, das grüne Schimmern, dieses kranke Leuchten, das sie schon bei ihrer ersten Begegnung in Angst und Schrecken versetzt hatte.

Sie hielt an, weil es die Stimme in ihrem Kopf befohlen hatte, hockte keuchend und schweißüberströmt da, wartete erschöpft ab.

Leg mir deine Hand auf.

»Was?«, flüsterte sie. »Wo? Wo bist du?«

Sie spähte in die Finsternis, sah aber nichts außer dem schwach schimmernden, radioaktiven Gestein.

Nein. Als sie sich zwang, genauer hinzusehen, erkannte sie, dass es keine feste Gesteinsmasse war. Es war ein pulsierender Schwarm aus Tausenden, vielleicht sogar Millionen klitzekleinen Kristallen. Versen mit winzigen Beinen wuselten sie wie Ameisen durcheinander. Ein grün glitzernder Insektenbau, der rhythmisch zuckte wie ein offenes Herz.

Leg mir deine Hand auf.

Gegen ihren Willen streckte sie die Arme zitternd nach vorne. Die Finger legten sich auf den grünen Schimmer.

Es fühlte sich an wie grober Sand am Strand. Nur dass sich dieser Sand bewegte, vibrierte.

Einen Moment lang nahm sie nichts anderes wahr.

Doch dann zeigte ihr der Gaiaphage schaurige Bilder.

Sie sah grässliche Wesen. Eins aus Flammen. Eine vielköpfige Schlange. Lauter Monster.

Und eine russische Schachtelpuppe.

Eine Puppe... im Bauch einer anderen... im Bauch einer anderen....

Durch die Berührung erkannte sie, wer er war. Spürte seinen Hunger. Und seine Furcht.

Diese abscheuliche Kreatur aus menschlicher und außerirdischer DNA brauchte sie.

Dieses Ungeheuer aus Stein und Fleisch, das sich zuerst in den Tiefen des Weltraums und später in den Tiefen der Erde von Gammastrahlen ernährt hatte. Der Gaiaphage war fünfzehn Jahre lang in der Dunkelheit gewachsen und mutiert und hatte dabei seinen Vorrat an radioaktiver Nahrung aufgebraucht.

Er war hungrig. Der Nachschub war unterwegs. Und war sein Hunger erst gestillt, wäre er stark genug, um sich mit Lanas Kraft einen Körper zu erschaffen. Einen Körper im Bauch anderer Körper. Körper, die gebraucht und dann abgeworfen werden konnten, da der nächste bereits fertig war.

Er wollte sich bewegen können.

Und der Mine entkommen. Das war sein Ziel.

Er wollte in der FAYZ herrschen und alle vernichten, die sich ihm widersetzen.

Als die Sonne aufging, stand Sam auf der Straße. Er spürte einen leichten Windhauch.
»Hey, Sammy«, sagte Brianna.
Eine Sekunde lang starrte er sie mit großen Augen an. Sie grinste übers ganze Gesicht.
Schließlich stieß er einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. »Ich sollte dich eigentlich erschlagen. Einfach so zu verschwinden.«

»Komm schon, du kannst mich ja zu Tode drücken.« Sie schloss Sam in die Arme, ließ ihn aber gleich wieder los. »Mehr gibt's nicht, mein Großer. Sonst wird Astrid sauer.«

»Äh, ja.«

»Also. Wann geht es Caine an den Kragen? Wir müssen die Lichter wieder anmachen.«

»Das geht nicht«, erwiderte Sam kopfschüttelnd.

»Wieso nicht? Er hat keine Geiseln mehr.«

»Wir haben noch ein Problem. Streit zwischen Normalen und Freaks.«

Brianna prustete verächtlich. »Ich flitze mal kurz rum und bringe diese Idioten mit ein paar Ohrfeigen zur Besinnung. Und dann nehmen wir uns das Kraftwerk vor.« Sie brachte ihr Gesicht nahe an seines. »Ich weiß jetzt, wie wir vom Dach reinkönnen.«

Das klang gut, jedenfalls interessant genug, um es in Erwägung zu ziehen. »Wo rein? In den Turbinenraum?«

»Auf dem Dach ist eine Tür. Keine Ahnung, wo sie hinführt. Muss wohl der Turbinenraum sein.«

Sam konnte sich nicht auf Briannas Worte konzentrieren. In ihm regierten Müdigkeit und Mutlosigkeit, eine bleierne Niedergeschlagenheit, als wäre ihm die Luft ausgegangen. »Du bist verletzt«, bemerkte er ausweichend.

»Ja. Brennt höllisch. Wo ist Lana? Ich brauche einen Touch Heilung. Danach kriegt Caine, was er verdient.«

»Lana ist nicht mehr da. Sie ist verschwunden.«

»Was?« Diese Nachricht erschütterte sogar Briannas Zuversicht.

»Die Dinge laufen nicht gut.«

Sam spürte Briannas besorgten Blick. Er war kein gutes Beispiel. Er stellte sich nicht seiner Verantwortung. Das war ihm alles bewusst. Aber diese innere Gleichgültigkeit war stärker als er, sie machte jeden seiner Versuche, sich aufzuraffen und Pläne zu schmieden, zunichte.

»Du musst dich ausruhen«, meinte Brianna schließlich.

»Was du nicht sagst.«

»Es wird schon heller«, bemerkte Taylor.

»Was machen wir mit Brittney und Mickey?«, fragte Dekka.

Howard winkte ab. »Leichen sind nicht mein Ding.«

»Vielleicht sollte sie jemand in die Stadt bringen, damit Edilio sie begraben kann«, schlug Dekka vor.

Taylor seufzte. »Die Stimmung dort ist furchtbar. Ich hab Sam noch nie so erlebt. So als...«

»Er kommt darüber hinweg«, fiel ihr Dekka hastig ins Wort, obwohl sie mittlerweile selbst ihre Zweifel hatte. »Ist aber vielleicht der falsche Zeitpunkt, von Sam zu erwarten, dass er am Grab eine Rede hält.«

»Und wenn wir Mickey hierherbringen und die beiden mit einer Decke zudecken? Ich meine, nur vorläufig?«

»Ja. In einem der Autos müsste eine sein. Oder eine Plane. Irgendwas. Orc soll ein paar Kofferräume aufdrücken.«

So kam es, dass Mickey neben Brittney gelegt wurde und sich über beide die Abdeckplane eines Anstreichers senkte.

Sie hatte keine Schmerzen.

Sie sah kein Licht.

Ihr Herz stand still.

Trotzdem lebte sie noch.

Albert durfte keine Zeit verlieren. Er und Quinn hatten Sam reinen Wein eingeschenkt, ihm von dem Gold erzählt und schweren Herzens gebeichtet, dass Lana mit Cookie verschwunden war.

Sie hatten mit seiner Wut gerechnet und dass er ihnen seine Enttäuschung an den Kopf werfen würde, doch er hörte nur zu, hielt dabei die Augen geschlossen und sah insgesamt so aus, als würde er jeden Moment einschlafen.

Danach waren sie zwar erleichtert, aber sein Verhalten war trotzdem beunruhigend. Immerhin hatten sie gerade die denkbar schlechteste Nachricht überbracht. Dass Sam so gar keine Reaktion zeigte, war unbegreiflich.

Für Albert war das ein Grund mehr, sich sofort an die Arbeit zu machen. Quinn schickte er zum Fischen.

»Mir ist egal, wie müde du bist, Quinn. Wir müssen uns ums Geschäft kümmern.«

Sein größtes Problem bestand darin, dass er nicht wusste, womit er das Gold zum Schmelzen bringen sollte. Der Schmelzpunkt war um das Dreifache höher als der von Blei, und eine Zeit lang war er ziemlich ratlos, wie er diese Hitze erzeugen sollte. Die Öfen im McDonald's konnte er vergessen, außerdem funktionierte bis auf den Herd alles mit elektrischem Strom.

Als er jetzt in der Eisenwarenhandlung nach einer Lösung suchte, entdeckte er in einer Ecke die Azetylen-Schweißgeräte. Er schleppte zwei Schweißbrenner und alle vorhandenen Azetylen-Reservetanks zum McDonald's und schloss die Tür ab. Dann stellte er einen großen gusseisernen Topf auf den Herd und erhitzte ihn aufs Maximum. Das würde das Gold nicht zum Schmelzen bringen, aber später das Abkühlen verlangsamen.

Er legte einen Goldbarren in den Topf, warf den Schweißbrenner an und richtete die blaue Stichflamme auf das Gold. Das Metall erhitzte sich sofort, kurz darauf löste sich ein kleines Rinnsal aus geschmolzenem Gold und floss auf den Topfboden.

Eine Stunde später ließ er die ersten sechs Goldkugeln aus der Geschossgießform fallen.

Die Arbeit war anstrengend. Vor allem heiß. Aber nach einer Weile hatte er den Dreh raus und konnte in einer Stunde vierundzwanzig Goldkugeln herstellen. Nach zehn Stunden pausenloser Arbeit war er erschöpft, halb verhungert und dehydriert, hatte aber zweihundertvierundzwanzig Goldkugeln des Kalibers .32 vor sich liegen.

Zeit, sich eine Pause zu gönnen.

Er trank ein wenig Wasser, aß eine karge Mahlzeit und stellte erste Kopfrechnungen an. Das Gold müsste für ungefähr viertausend Kugeln reichen. Umgelegt auf die Bevölkerung von Perdido Beach und bei gleicher Verteilung würde jeder rund zehn Kugeln erhalten. Bis dahin müsste er aber ein paar Wochen schuften.

Es gab allerdings ein noch viel größeres Problem: Das Azetylen reichte nicht einmal annähernd, um das gesamte Gold zu schmelzen. Und der Einzige, der ihm dann noch helfen konnte, war ausgerechnet derjenige, der ihm seine Hilfe mit Sicherheit verweigern würde: Sam.

Albert beschloss, vorläufig eine Kugel pro Person auszuteilen. Als eine Art Werbung für das neue Zahlungsmittel. Auf der Grundlage des Goldes würde er später eine Papierwährung einführen– und eines Tages gäbe es Kredit.

Zweiunddreissig

9 Stunden, 3 Minuten

Die Wanze war argwöhnisch geworden. Sams Leute wussten schon seit der großen Schlacht über ihn Bescheid, aber jetzt griffen sie zu Gegenmaßnahmen. Die plötzliche Sprayattacke hatte sein Selbstvertrauen erschüttert.

Entsprechend groß war sein Misstrauen, als Caine ihn beiseitenahm, damit Drake sie nicht hören konnte.

»Sie warten nur darauf, dass jemand rauskommt«, wehrte er sich. »Dekka ist da draußen. Und noch ein Haufen Kids mit Waffen. Sam wahrscheinlich auch, vielleicht versteckt er sich irgendwo.«

»Sprich nicht so laut!«, warnte Caine. »Hör zu. Du wirst das erledigen, auf die einfache oder die schwere Tour. Du kannst es dir aussuchen.«

Mit anderen Worten: Ihm blieb nichts anderes übrig, als Caine zu gehorchen.

Also passte er sich seiner Umgebung an. Sobald er sich getarnt hatte, beachtete ihn niemand mehr.

Diesmal blieb er noch eine Zeit lang in einer Ecke der Steuerzentrale stehen, weil er sich vergewissern wollte, dass ihn wirklich niemand– und damit meinte er Drake– vermisste.

Seit klar war, dass Sam und seine Leute die Zentrale nicht um sich ballernd stürmen würden, hatte sich die Stimmung etwas beruhigt.

Trotzdem war die Spannung mit Händen greifbar. Drake und Caine war die Paranoia anzusehen. Als könnten sie jederzeit aufeinander losgehen. Diana saß müde und missmutig herum. Computer-Jack hatte sichtlich Schmerzen und warf eine Tablette nach der anderen ein.

Als die Wanze an Drake vorbei aus dem Raum schlüpfte, duckte er sich und hielt den Atem an, da er jeden Moment mit einem Peitschenhieb rechnete.

Im Freien war es weniger schlimm, als er gedacht hatte. Dekka saß in einem der Autos, sie war mit Taylor und Howard ins Gespräch vertieft und kaum noch imstande, die Augen offen zu halten. Orc trieb sich auf dem Parkplatz herum und schlug mit einem Wagenheber träge auf die Windschutzscheiben der umstehenden Autos ein. Und hinter ein paar Fahrzeugen hockten drei bewaffnete Kids. Abwartend, gelangweilt.

Und sehr schlechter Laune. Als er an ihnen vorbeikam, hörte er Bruchstücke ihrer mürrischen Unterhaltung:

»...Sam haut einfach ab und lässt uns hier und...«

»...wenn du kein mächtiger Freak bist, bist du denen sowieso...«

»...ich schwöre, ich bin so hungrig, ich schneid mir noch mein Bein ab und esse es...«

»...eine Ratte schmeckt gar nicht so schlecht. Ist nur schwer, eine zu erwischen...«

Die Wanze schlich unbemerkt an ihnen vorbei und erreichte die Straße.

Er hatte einen weiten Marsch vor sich. Ohne einen Bissen im Bauch. Sein Magen fühlte sich an, als hätte er ihm den Krieg erklärt und wollte ihn umbringen. Inzwischen tat er ununterbrochen weh. Bei der Erwähnung der Ratte war ihm das Wasser im Munde zusammengelaufen.

Wie lange dauerte es, bis man an Hunger starb? Zuallererst würde er sich was zu essen besorgen. Ralphs Laden lag auf dem Weg nach Coates und es war ihm schon einmal gelungen, unbemerkt hineinzugelangen.

Mann, er musste unbedingt was zwischen die Zähne kriegen. Trotz des kleinen Abstechers wäre er immer noch rechtzeitig in Coates, um das freakige Traumädchen Orsay zu

holen.

Die Wanze zog den Plan aus der Tasche, den Caine für ihn gezeichnet hatte. Er war einfach zu befolgen. Der Weg führte von Coates hinunter zu den Hügeln und um sie herum in die Wüste. Caine hatte zwei Stellen angekreuzt und beschriftet. Das eine X stand für die Geisterstadt, das andere für die Mine direkt oberhalb davon.

Der Zettel enthielt noch eine Botschaft, falls jemand auf die Idee kam, der Wanze Schwierigkeiten zu machen:

Die Wanze führt meine Befehle aus. Macht, was er sagt! Jeder, der ihn aufhält, bekommt es mit mir zu tun. Caine

Die Wanze sollte Orsay abholen, möglichst viele Coates-Leute zusammentrommeln und sie zu dem X mit der Bezeichnung *Mine* bringen.

»Ich weiß nicht, ob sie träumt oder nicht«, hatte Caine gesagt. »Aber ich vermute, dass alle ihre Gedanken in gewisser Weise Träume sind. Vielleicht gelingt es Orsay, in ihren Kopf einzudringen.«

Die Wanze hatte zwar kein Wort verstanden, aber zu allem genickt.

»Orsay soll herausfinden, was die Dunkelheit mit mir vorhat«, hatte Caine verlangt. »Ich will wissen, was mit mir passiert, wenn ich ihr Nahrung bringe. Sag Orsay, ich lass sie gehen, wenn sie mir erzählt, was die Dunkelheit träumt.«

Es war ein wichtiger Auftrag. Caine hatte ihm versprochen, dass er künftig beim Essen immer als Erster drankäme. Der Wanze war aber auch so klar, dass er sich keinen Misserfolg leisten durfte. Leute, die Caine enttäuscht hatten, hatten teuer dafür bezahlt.

Ralphs Laden wurde nach wie vor streng bewacht. Zwei bewaffnete Kids waren auf dem Dach postiert, zwei am Eingang und zwei beim Ladedock am Hinterausgang. Vor dem Laden herrschte großer Andrang, die Kids belagerten die Tür, schrien herum, drängelten und schubsten einander.

Die meisten waren hier, um sich ihre Tagesration zu holen– ein paar Konservendosen, die von gelangweilten und für ihr Alter schon reichlich zynischen Zehnjährigen ausgegeben wurden.

»Wenn du glaubst, du kannst mich austricksen, musst du früher aufstehen«, schnauzte einer von ihnen ein Mädchen an. »Du warst vor zwei Stunden schon mal hier. Ich erkenn dich auch in neuen Klamotten. Mach schon, hau ab!«

Andere waren gekommen, um sich mit elektrischem Strom zu versorgen. Der Laden lag außerhalb der Stadt und hing offenbar noch am Stromnetz, denn durch die Tür liefen Verlängerungskabel ins Freie und waren an Mehrfachstecker angeschlossen. Die Leute standen Schlange, um die Akkus ihrer iPods, Taschenlampen und Laptops aufzuladen.

Die Wanze würde Caine davon erzählen, damit Jack den Laden vom Netz nahm.

Wenn der Strom hier funktionierte, dann war auch die automatische Schiebetür noch in Betrieb. Die Wanze wartete, bis jemand hineinging, und schloss sich unbemerkt an.

Im Laden war es gespenstisch. Inzwischen herrschte auf allen Regalflächen gähnende Leere. Die wenigen Reste waren im Mittelgang zu mehreren Haufen gestapelt.

Die Wanze schlich den Gang entlang, achtete darauf, keinen der Arbeiter zu streifen, und musterte die Vorräte: Bratensaft in Gläsern, Chilipulver, eingelegte Paprikaschoten und Essigzwiebeln, künstlicher Süßstoff, Muschelsaft, Sauerkraut in Dosen, grüne Bohnen.

In einem separaten und eigens bewachten Bereich befand sich ein Regal, auf dem ein Schild mit der Beschriftung *Nur für die Kita* klebte. Hier gab es noch Haferflocken, Kondensmilch, Kartoffeln und ein paar Tetrapacks mit Fruchtsäften.

Es war nur noch eine Frage von Tagen, bis sich die Hungersnot in Perdido Beach genauso zuspitzen würde wie in Coates. Die Zeiten, in denen es noch Chips und Süßigkeiten gab, waren endgültig vorbei. Ihm wurde bewusst, dass die Handvoll Minzbonbons, die er beim

Auskundschaften des Kraftwerks abgestaubt hatte, ein echter Glückstreffer gewesen war.

Und diesmal sollte die Wanze sogar noch mehr Glück haben. Es war reiner Zufall, dass er das Geheimnis des Ladens entdeckte. Als er ein paar Leuten ausweichen musste und sich neben der Schwingtür zum Lagerraum an die Wand drückte, stieß jemand die Tür auf. Die Wanze erhaschte einen Blick auf zwei Kids, die eine Plastikwanne voll Eis schleppten.

Wenn er die Schwingtür öffnete, riskierte er, entdeckt zu werden. Da ihn aber alles, was andere zu verbergen hatten, brennend interessierte, ging er das Wagnis ein.

Er holte tief Luft, machte sich innerlich bereit, notfalls sofort die Flucht zu ergreifen, stieß die Tür einen Spaltbreit auf und schlüpfte hindurch. Die Kids mit der Wanne waren nicht mehr da, dafür waren hinter einer Wand aus großen, mit *Plastikbecher* beschrifteten Pappkartons Geräusche zu hören.

Als er vorsichtig um die Ecke lugte, erblickte er einen Arbeitsbereich aus rostfreiem Stahl, der früher Metzgern gehört haben musste. Vier Kids in langen, bis zum Boden reichenden Gummischürzen standen davor und waren mit großen Messern zugange.

Sie zerlegten Fisch!

Die Wanze traute seinen Augen nicht. Manche der Fische waren groß– mindestens einen Meter lang– außen silbergrau, innen weiß und rosa. Andere waren kleiner, braun und vollkommen flach. Einer war furchtbar hässlich und wirkte verkrüppelt. Und zwei sahen überhaupt nicht wie Fische aus, sondern eher wie durchnässte blaue Fledermäuse.

Die Kids schlitzten die Fische auf, ließen die Gedärme unter lauten »Ist-das-eklig«-Rufen in große weiße Plastikwannen plumpsen und plapperten fröhlich durcheinander– wie Leute, die satt sind, dachte die Wanze bitter.

Die ausgenommenen Fische wurden an andere Leute weitergereicht, die ihnen die Köpfe und Schwänze abschnitten und sie dann unter fließendem Wasser von den Schuppen befreiten.

Die Wanze überlegte fieberhaft. Er könnte sich einen Fisch schnappen und damit wegrennen. Dabei wäre er selbst zwar nicht sichtbar, aber alle würden den Fisch auf der Flucht aus dem Laden sehen. Und selbst wenn die Wachen keine guten Schützen waren– mit Maschinenpistolen konnte jeder treffen.

Jetzt kam ein Junge herein, den die Wanze kannte: Quinn, einer von Sams Freunden.

»Hey«, sagte Quinn. »Wie läuft's?«

»Wir sind fast fertig«, antwortete ein Junge.

»War ein guter Tag heute, was?« In Quinns Stimme schwang Stolz mit. »Habt ihr alle was bekommen?«

»Ich hab noch nie so was Leckeren gegessen«, sagte ein Mädchen und sah aus, als würde es jeden Moment von seinen Emotionen überwältigt werden. »Früher hab ich Fisch nicht einmal gemocht.«

Quinn klopfte ihr auf die Schulter. »Schon erstaunlich, was einem alles schmeckt, wenn man richtig hungrig ist.«

»Kann ich meinem kleinen Bruder was mitbringen?«

Quinns Miene nahm einen leicht gequälten Ausdruck an. »Albert sagt Nein. Ich weiß, das sieht nach einer Menge Fisch aus, aber wenn wir allen was abgäben, bekäme jeder gerade mal einen Bissen. Wir warten noch so lange, bis genug tiefgekühlt ist. Und...«

»Und was?«

Quinn zuckte die Achseln. »Nichts. Albert hat was am Laufen. Sobald er damit fertig ist, erfahren die anderen auch von den Fischen.«

»Du wirst doch noch mehr fangen, oder?«

»Mal sehen. Aber hört zu: Ihr wisst, dass ihr niemandem davon erzählen dürft? Albert sagt, wer was ausplaudert, verliert seinen Job.«

Die vier nickten eifrig. Der Preis für Ungehorsam war der Verlust einer Fischmahlzeit. Das würde keiner riskieren.

Jetzt blickte sich einer von den Jungs um, als schöpfte er Verdacht. Er sah die Wanze direkt an, sein Blick ging jedoch über ihn hinweg. Als spürte er etwas, ohne genau sagen zu können, was es war.

Der Hunger war nicht auszuhalten. Er war schon schlimm genug gewesen, als die Wanze sich gerade mal eine Dose Rüben erhofft hatte. Doch jetzt schienen seine Eingeweide beim bloßen Anblick des frischen Fisches in Stücke gerissen zu werden. Er malte sich den Geschmack auf der Zunge aus. Das Wasser lief in seinem Mund zusammen, sein Magen...

»Wenn ihr mir was von dem Fisch gebt, erzähl ich euch ein Geheimnis«, platzte es aus ihm heraus.

Quinn fuhr herum.

Die Wanze gab seine Tarnung auf.

Quinn schnappte eines der Messer und schrie: »Wachen! Wachen, hierher!«

Die Wanze streckte beide Hände aus, um zu zeigen, dass er unbewaffnet war. »Ich bin nur hungrig!«

»Wie bist du hier reingekommen?«

»Ich will was von dem Fisch. Bitte, gebt mir was!«, bettelte er. »Dann erzähl ich euch alles. Alles, was Caine vorhat. Ich hab solchen Hunger!«

Quinn war seine Ratlosigkeit anzusehen.

Zwei bewaffnete Jungs stürzten herein. Sie blickten Quinn an, warteten auf Anweisungen und hielten ihre Waffen halbherzig im Anschlag.

»Mann«, sagte Quinn.

»Ich will nur was zu essen.« Die Wanze brach in Tränen aus, schluchzte wie ein Baby. »Gebt mir was von dem Fisch, bitte!«

»Ich muss dich zu Sam bringen«, meinte Quinn.

Da fiel die Wanze auf die Knie. »Bitte!«

»Gebt ihm einen Bissen«, entschied Quinn. »Einer von euch holt Sam und Astrid. Sie sollen entscheiden, ob dieser Schnüffler noch mehr bekommt.«

Eine der Wachen verschwand.

Quinn blickte auf die heulende Wanze. »Mann, du hast dir echt einen schlechten Zeitpunkt ausgesucht, um die Seiten zu wechseln.«

Sein Surfbrett lehnte immer noch an der Waschmaschine im Abstellraum neben der Küche.

Sam war in sein altes Haus gegangen, weil es der einzige Ort war, wo ihn niemand suchen würde.

In seinem eigenen Zimmer, das auf einen schmalen Durchgang hinausführte, war es dunkel. Das Licht ließ sich nicht anschalten. Früher hätte ihm das Angst gemacht, doch jetzt fühlte er sich in der Dunkelheit geborgen, weil sie ihn unsichtbar machte.

Wenn bloß in seinem Kopf Ruhe einkehren würde, er nicht ständig an all die Dinge denken müsste, um die er sich kümmern sollte.

Die Würmer. Caine und das Kraftwerk. Der kleine Pete und seine Monster. Nahrungsmittel. Zil und Hunter. Lanas Verschwinden und... was auch immer. Wasser. Jack. Albert.

Das waren aber nur die Hauptprobleme. Daneben gab es Tausende Kleinigkeiten, die sein Hirn in ein aufgeschrecktes Hornissennest verwandelten. Streitereien. Hunde und Katzen. Eingeschlagene Fensterscheiben. Benzin, das rationiert werden musste. Müllberge in der ganzen Stadt. Verstopfte Toiletten. Zähne, die nicht geputzt wurden. Kids, die Alkohol tranken.

Schlafenszeiten. Zigaretten und Gras.

Er setzte sich auf sein Bett, ließ den Kopf und die Schultern hängen und hätte am liebsten geheult. Es war aber niemand mehr da, der ihn trösten und ihm sagen würde: Mach dir keine Sorgen, es kommt schon wieder alles in Ordnung.

Es würde nie wieder wie früher sein.

Sie waren am Ende.

Er hörte Schritte im Wohnzimmer und ahnte, wer das war: die Einzige, die sein Versteck kannte.

Die Tür zu seinem Zimmer ging mit einem leisen Knarren auf. Der Strahl der Taschenlampe fand sein Gesicht und blendete ihn. Er schloss die Augen.

Die Taschenlampe ging aus. Astrid kam wortlos herein und setzte sich neben ihn.

Lange sprachen sie kein Wort. Sie saßen nebeneinander, ihr Bein berührte seines.

»Ich tue mir selbst leid«, sagte er schließlich.

»Wieso das denn?«

Er benötigte einen Moment, um zu begreifen, dass sie ihn auf den Arm nahm. Sie kannte die Liste in seinem Kopf so gut wie er.

»Sag mir bitte nicht, warum du hier bist, okay?«, bat er. »Auch wenn es noch so wichtig ist. Ich bin sicher, es geht um Leben und Tod, trotzdem will ich nichts davon hören.«

Ihr Zögern war Antwort genug. Es gab also eine neue Krise, von der Sam unbedingt erfahren musste. Er sollte mal wieder eine wichtige Entscheidung treffen oder ein Machtwort sprechen.

Doch es war ihm egal.

Beide schwiegen.

Nach einer Weile stand Astrid auf.

»Du willst es nicht hören«, sagte sie. »Weil sie dich nicht finden konnten, sind sie zu mir gekommen. Und jetzt hab ich dich gefunden.«

»Es interessiert mich nicht«, warnte Sam.

Aber Astrid ließ nicht locker. »Die Wanze ist übergelaufen. Er war im Auftrag von Caine unterwegs. Sie haben einen Freak, der Träume sehen kann, irgendein Mädchen. Die Wanze sollte es holen und zu einer Mine in den Hügeln bringen. Zu irgendeinem Monster.«

»Ja?«, fragte er aus reiner Höflichkeit.

»Und Cookie ist wieder aufgetaucht. Er ist zu Fuß in die Stadt zurückgekommen. Ist die ganze Nacht gelaufen. Er hat einen Brief von Lana.«

Na und? Sam hatte nichts dazu zu sagen.

Astrid fuhr einfach fort: »Die Wanze hat erzählt, sie nennen es Gaiaphage. Lana nennt es Dunkelheit.«

Sam bedeckte sein Gesicht mit den Händen. »Astrid, ich pfeife darauf. Wann schießt mir endlich jemand in den Kopf, damit ich nicht mehr für alle denken muss?«

Astrid setzte sich wieder neben ihn und nahm ihn in die Arme. Obwohl er sich schämte, konnte er sich nicht mehr beherrschen und brach in Tränen aus. Er weinte und schluchzte wie früher, wenn er als kleiner Junge aus einem bösen Traum aufgeschreckt war. Unkontrolliert, hemmungslos.

Allmählich beruhigte er sich und seine Atmung wurde wieder regelmäßig.

»Bin ich froh, dass keine Lichter an sind. Schlimm genug, dass du es hören musstest.«

Astrid blieb still.

»Ich kann nicht mehr«, flüsterte er.

Wieder antwortete sie nicht, sondern hielt ihn einfach nur fest. Nach einer Weile löste sich Sam sanft aus ihren Armen.

Er holte Luft. »Du erzählst doch niemandem...?«

»Nein. Aber Sam...«

»Ich bin einen Hauch davon entfernt, wieder zusammenzuklappen.«

»Okay.«

Sam atmete tief durch und riss sich zusammen. »Also, was steht in Lanas Brief?«

Dreiunddreissig

7 Stunden, 58 Minuten

Kaum hatte sich Hunter von Duck verabschiedet, war Zil mit seiner Truppe aufgetaucht. Hunter war ihnen nur um Haaresbreite entwischt und dorthin geflohen, wo sie ihn am wenigsten vermuten würden: raus aus der Stadt.

Als die Schnellstraße hinter ihm lag, war er in seiner Panik weitergerannt und hatte die Hügel angepeilt. Immer mit dem Gefühl im Nacken, dass Zil und sein Schlägertrupp ihm dicht auf den Fersen waren und ihn jeden Moment einholen würden. Was ihn dann erwartete, wollte er sich lieber nicht ausmalen.

Das alles war völlig verrückt. Nicht zu fassen. Zil und er waren nie die besten Freunde gewesen, aber sie hatten unter demselben Dach gewohnt. Wie Kumpel. Wie Leute, die zusammen chillten und sich ein Spiel ansahen oder Mädchen anmachten oder sonst was. Zil und er und Harry und...

Harry.

Mann, er hatte Harry niemals wehtun wollen. Dafür konnten sie ihm doch nicht die Schuld geben.

Zuerst hatte er daran gedacht, nach Coates zu gehen. Aber das würde seine Probleme auch nicht lösen. Coates, das waren Caine, die Hexe Diana und vor allem Drake.

Drake hatte Hunter bis in seine schlimmsten Träume verfolgt. Peitschenhand nannte er sich neuerdings, was ja auch wirklich bezeichnend war. Aber nicht die Peitsche machte Hunter Angst, sondern Drakes Gewalttätigkeit und sein hemmungsloser Sadismus.

Nein. Coates kam nicht infrage.

Er konnte nirgendwohin.

Den Rest der Nacht hatte er in einem der verlassenen Häuser in den Hügeln verbracht, vor Hunger und Angst aber kaum geschlafen.

Sollte er in zwei Tagen immer noch so verzweifelt sein, tröstete sich Hunter, wüsste er eine Lösung– wenn auch nicht unbedingt die beste. In zwei Tagen wurde Hunter fünfzehn. Dann konnte er aussteigen. Tschüss, FAYZ!

Er war auch längst nicht mehr der Einzige, der mit diesem Gedanken spielte. In letzter Zeit hatte er immer öfter Kids sagen hören: »Sobald ich fünfzehn bin, bin ich hier raus.«

Angeblich begegnete man im Augenblick des Verpuffens der Person, die man am schmerzlichsten vermisste. Wenn man sie abwies und nicht mit ihr ging, blieb man in der FAYZ. Doch wenn man ihr folgte... Tja, das war die große Frage. Niemand wusste, was dann geschah.

Hunter blieb auch am nächsten Morgen in seinem Versteck. Die Angst vor dem, was ihn draußen erwartete, war einfach zu groß. Er durchsuchte das ganze Haus nach Essen, schaute in jeden Schrank und in jeden Winkel, fand jedoch nichts. Es wies ohnehin alles darauf hin, dass Alberts Suchtrupp längst hier gewesen war. Die Küchenschränke waren leer geräumt, der Kühlschrank stand offen und es fand sich nicht das kleinste Krümelchen.

Irgendwann stand Hunter völlig verzweifelt mitten im Wohnzimmer, starrte in den Garten hinaus und dachte über das Gras und das Unkraut nach. Gräser waren Pflanzen. Tiere fraßen sie. Wenigstens hätte er dann etwas im Magen.

Gras und Unkraut. In Wasser gekocht. Das würde er hinbekommen.

Dann sah er den Hirsch.

Es war ein hyperwachsenes Geschöpf mit einem süßen, leicht dämlichen Gesichtsausdruck und blinzelnden schwarzen Augen.

Ein Hirsch. So groß wie ein Kalb.

Mit zwei Schritten war Hunter an der Gartentür. Als er sie öffnete, erschrak der Hirsch und ergriff die Flucht. Hunter hob seine Hände und dachte: Brenne!

Anstatt tot zusammenzubrechen, stieß der Hirsch ein Quieken aus, das Hunter nie mit Hirschen in Verbindung gebracht hätte, und rannte weiter. Dabei zog er ein Bein nach.

Hunter richtete seine Kraft ein zweites Mal auf das Tier und brachte es zum Stolpern. Seine Vorderbeine wollten weiterlaufen, doch die Hinterläufe waren gelähmt. Es stürzte um.

Hunter lief zu dem Hirsch. Er lebte noch. Kämpfte. Sah ihn mit sanften Augen an, und einen Moment lang zögerte Hunter.

»Entschuldige.«

Er zielte auf den Kopf des Tiers. Eine Sekunde später rührte es sich nicht mehr. Die Augen wurden trüb.

Es roch wie ein Steak auf dem Grill.

Hunter brach in Tränen aus. Er heulte so hemmungslos wie schon lange nicht mehr. Genau dasselbe hatte er mit Harry gemacht. Der arme Harry. Und jetzt dieses arme Tier, das selbst bloß hungrig gewesen war.

Eben war es noch am Leben gewesen und hatte Gräser gerupft. Und jetzt war es tot. Nicht nur tot, sondern zum Teil schon gekocht.

Er beschloss, den Hirsch nicht zu essen. Doch noch während er sich sagte, dass er so was niemals fertigbrächte, nicht konnte, nicht durfte, suchte er in der Küche bereits nach dem größten Messer.

Orsay sehnte sich nicht mehr nach Träumen, sie sehnte sich nach Essen. Seit sie in Coates war, bekam sie gerade genug, um am Leben zu bleiben. Die Leute durchkämmten in ihrer Verzweiflung die umliegenden Wälder, suchten nach Pilzen und machten Jagd auf Eichhörnchen und Vögel.

Ein paar hatten Grünzeug gesammelt und in Wasser gekocht. Danach war ihnen schlecht gewesen, satt waren sie aber auch nicht geworden.

Die Kids waren abgemagert und hohlwangig. Es würde nicht mehr lange dauern, bis sich ihre Bäuche aufblähten, ihre Haare rötlich und brüchig wurden und die tödliche Lethargie einsetzte. Orsay hatte einmal einen Aufsatz zum Thema Hungersnot geschrieben, doch sie hatte nie damit gerechnet, dass sie irgendwann selbst davon betroffen sein könnte. Mittlerweile fielen immer öfter makabere Witze über Kannibalismus.

Orsay hatte sich auf das Bett in der Waldhütte gelegt und schaute sich alte Videoaufnahmen von einer Serie an. Ständig kam Werbung, die Leute beim Essen zeigte. Für Orsay hätten das genauso gut Bilder von einem anderen Planeten sein können. Dass es diese Welt jemals gegeben hatte, war kaum noch vorstellbar.

Plötzlich spürte Orsay ganz deutlich, dass noch jemand im Zimmer war. Jemand, den sie weder sehen noch hören konnte. Aber riechen.

Er roch nach... nach Fisch. Ihr Magen rumorte lautstark.

»Wer ist da?«, fragte sie ängstlich.

Die Wanze löste sich aus dem Hintergrund des schäbigen Zimmers und wurde sichtbar.

»Was willst du?« Der Fettgeruch und das Fischeraroma regten ihre Speichelproduktion so stark an, dass sie sich wie ein sabbernder Hund vorkam.

»Du musst etwas für mich tun«, sagte die Wanze.

»Hat Caine dich geschickt?«

Der Junge zögerte, blickte sich nervös um, als könnte sich noch eine zweite Wanze im Raum befinden, und sagte dann mit einer für ihn untypischen Entschlossenheit: »Sie haben Fisch.«

»Ich kann ihn riechen«, wimmerte Orsay.

»Ich hab dir was mitgebracht.«

Orsay dachte, sie würde jeden Augenblick in Ohnmacht fallen. »Gibst du ihn mir?«

»Erst, wenn du mir versprichst, dass du alles tust, was ich sage.«

Orsay wusste, dass man der Wanze nicht trauen konnte. Sie wusste aber auch, dass sie eh nachgeben würde. Inzwischen war sie für einen Happen fast zu allem bereit.

»Was muss ich tun?«

»Zuerst werden wir ein Stück gehen. Dann musst du dein Ding durchziehen. Es gibt da so ein Wesen, keine Ahnung, was das genau ist. Sie wollen, dass du dir seine Träume ansiehst, herausfindest, was es will.«

»Den Fisch«, flüsterte Orsay gierig. »Hast du ihn dabei?«

Die Wanze zog eine verschließbare Plastiktüte aus der Tasche seines Kapuzenpullis. Sie enthielt weiße Fischstückchen. Orsay stürzte sich darauf, riss mit zitternden Fingern die Tüte auf und fuhr wie ein Tier mit dem Mund hinein. Sie hörte erst auf, nachdem sie die Tüte gewendet und abgeleckt hatte.

»Hast du noch was?«, bettelte sie.

»Zuerst siehst du dir die Träume an. Danach gehen wir in die Stadt und holen Nachschub.«

»Tun wir das für die Kids von Perdido Beach?«

Die Wanze schnaubte. »Wir tun es für die mit dem besten Angebot. Im Moment haben Sams Leute frischen Fisch. Also stehen wir auf ihrer Seite. Sollten wir Drake über den Weg laufen, waren wir immer auf seiner Seite. Verstanden?«

»Ich bin zu schwach, um weit zu gehen«, sagte Orsay.

»Wir müssen nur bis zur Schnellstraße. Dort wartet ein Auto auf uns.«

Vierunddreissig

6 Stunden, 3 Minuten

Edilio sollte den widerlichen kleinen Schleimer und das Mädchen, das er mitgebracht hatte, fahren. Froh war er nicht darüber. Er wäre lieber in der Stadt geblieben. Bei Anbruch der Dunkelheit würde es wahrscheinlich wieder Ärger geben, und Sam... Sam war völlig verändert.

Als ihm Albert und Quinn den Ausflug in die Wüste und Lanas Verschwinden gebeitet hatten, hatte er sich wie ein apathischer Zombie verhalten. Und als an diesem Morgen plötzlich die Wanze mit seiner Story aufgetaucht war und eine schlechte Nachricht die andere jagte, hatte Sam nur vor sich hin gestarrt und kein Wort gesagt. Zum Glück war Astrid eingesprungen.

Sie waren mit Quinn und Albert zu Astrid gegangen und hatten sich angehört, was die Wanze zu sagen hatte. Der kleine Schleimer hatte vor ihnen gebuckelt, sie angefleht, ihn nicht fortzuschicken, und in einem fort gejammert.

Danach hatte Astrid Lanas Brief vorgelesen.

Sam,

ich werde versuchen, die Dunkelheit zu töten. Wenn ich wüsste, was sie ist oder was sie bedeutet, würde ich es dir erklären. Aber ich weiß es selbst nicht. Ich weiß nur, dass sie das Schrecklichste ist, was man sich vorstellen kann.

Ich habe keine Wahl. Sie hat mich am Haken. Sie ist in meinem Kopf und ruft mich seit Tagen zu sich. Sie braucht mich. Ich weiß nicht, wofür, aber ganz egal, was es ist, ich darf nicht zulassen, dass es dazu kommt.

Hoffentlich geht alles gut. Falls nicht, kümmere dich bitte um Patrick. Und um Cookie.

Lana

»Mir hat sie erzählt, dass irgendwas nicht stimmt«, gestand Quinn schuldbewusst. »Aber davon hatte ich echt keine Ahnung. Ich meine, Lana wollte in die Wüste zurück und sie hat mich und Albert dazu benutzt...«

»So kann man es auch beschreiben, um von eurem kleinen Geheimtrip abzulenken«, entgegnete Astrid scharf.

»Sie hat mir von dem Gold erzählt«, sagte Albert, der sich nicht einschüchtern ließ. »Es war eine gute Idee, deshalb bin ich darauf eingestiegen. Vielleicht sollten wir uns fragen, ob Lana mit dem Wesen unter einer Decke steckt.«

»Nein!«, meinte Quinn.

Als ihn alle fragend ansahen, fügte er achselzuckend hinzu: »Das glaube ich nicht.«

»Wir brauchen sie«, sagte Sam bedrückt. »Es spielt überhaupt keine Rolle, ob sie diesem Ding hilft oder nicht.«

»Stimmt«, antwortete Albert, als würde Sam allein mit ihm sprechen. Für jemanden, der etliche Regeln gebrochen hatte, wirkte er nicht besonders beunruhigt.

Warum auch?, ging es Edilio durch den Kopf. Er hatte Essen. Und Essen bedeutete Macht. Selbst Astrid stauchte ihn nicht zusammen, obwohl sie ihn eindeutig nicht mochte.

»Wir müssen wissen, was das für ein Wesen ist«, sagte Albert.

Sam sah die Wanze an. »Welche Kraft hat diese Orsay?«

Die Wanze zuckte die Achseln. »Sie kann die Träume anderer Leute sehen.«

»Und Caine will, dass sie das Wesen ausspioniert«, sagte Sam nachdenklich.

Edilio meinte, förmlich sehen zu können, wie sich die Rädchen im Kopf seines Freundes

zu drehen begannen, und er stieß innerlich einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Wenn Caine das will, sollten wir es vielleicht auch wollen«, fügte Sam hinzu, woraufhin die anderen der Reihe nach nickten. »Albert hat Recht. Wir müssen herausfinden, womit wir es zu tun haben.«

Und deshalb war Edilio jetzt mit der Wanze und dem sonderbaren Mädchen auf dem Weg in die Wüste.

»Wie heißt du noch mal?«, fragte Edilio und blickte ihr durch den Rückspiegel in die Augen.

»Orsay.«

Unter normalen Umständen sah sie gewiss ziemlich hübsch aus, doch jetzt war sie starr vor Angst.

»Woher kommst du, Orsay?«

»Ich hab oben im Stefano Rey Nationalpark gewohnt, bei den Rangers.«

»Klingt cool.«

Sie machte nicht den Eindruck, als würde sie das auch so sehen. Stattdessen sagte sie:

»Du hast eine Waffe.«

Edilio warf einen Blick auf die Maschinenpistole auf dem Beifahrersitz und die beiden vollen Magazine, die bei jedem Schlagloch schepperten. »Ja.«

»Wenn wir Drake begegnen, musst du ihn erschießen.«

Obwohl Edilio ihrer Meinung war, fragte er nach dem Grund.

»Ich habe seine Träume gesehen.«

Sie fuhren durch offenes Gelände und hielten auf die Hügel zu. Die Hütte von Einsiedler Jim hatten sie problemlos gefunden, den Weg zur Mine kannte jedoch keiner von ihnen. Sie konnten sich nur auf Caines Karte verlassen.

»Was genau sollst du tun?«, fragte Edilio.

»Wie meinst du das?«

»Na ja, du bist doch ein Freak. Die Wanze hat nicht viel erzählt.«

»Ich kann Träume sehen. Hab ich dir doch gesagt.« Orsay schaute aus dem Fenster.

»Echt? Meine würdest du nicht sehen wollen. Die sind eher langweilig.«

»Ich weiß«, erwiderte sie.

Edilio starrte Orsay durch den Rückspiegel an. »Was?«

»Ist schon länger her. Du warst mit Sam und Quinn und dieser Astrid im Wald. Der Kleine war ebenfalls dabei. Ich hab euch gesehen.«

»Du warst auch dort?« Die Vorstellung, dass ein Mädchen in seine Träume eintauchen konnte, gefiel Edilio gar nicht. Er hatte zwar gesagt, seine Träume seien langweilig, und die meiste Zeit stimmte das auch, aber manchmal träumte er Dinge, die niemanden etwas angingen. Schon gar kein fremdes Mädchen.

Er rutschte nervös auf seinem Sitz herum.

Orsay zeigte den Anflug eines Lächelns. »Keine Sorge. Ich bin das gewohnt... du weißt schon.«

»Hm-hm«, murmelte Edilio.

Der Jeep holperte über die steinige Piste. Sie hatten das Plastikverdeck hochgezogen und festgezurt. Der Wagen wirbelte eine Menge Staub auf.

Und dann waren da noch die Kojoten. Sie näherten sich den Hügeln und dem Felsvorsprung, den Caine auf seiner Karte eingezeichnet hatte.

Der Ort hatte etwas Düsteres, fast schon Böses.

Als sie um den Felsvorsprung herumgefahren waren, erblickten sie die Geisterstadt. Sie lag eingebettet zwischen zwei Hängen.

Edilio bremste. »Sieht das so aus, wie Caine es dir beschrieben hat?«, fragte er die Wanze.

Der Junge nickte.

»Okay.«

»Caine sagt, wir müssen bis ans Ende der Stadt und an einem Gebäude vorbei, das noch steht. Von dort führt ein Pfad hinauf zur Mine.«

»Verstehe.« Edilio wusste, was er zu tun hatte. Aber es gefiel ihm nicht. Überhaupt nicht, denn hier war eindeutig was faul.

Er wechselte in den ersten Gang und drosselte das Tempo. Das Letzte, was er jetzt gebrauchen konnte, war ein platter Reifen.

»Ich mag diesen Ort nicht«, sagte Orsay.

Sie erreichten den Rand der Stadt, kamen an dem Schuppen vorbei und gelangten auf den Pfad. Er war schmal und ziemlich steil, aber solange der Jeep weiterkroch und nicht den Geist aufgab, sollte das kein Problem sein.

Auf einmal rief Orsay: »Stopp!«

Edilio stieg sofort auf die Bremse. Sie hielten neben einem hohen Felsvorsprung. Wenn das ein alter Western wäre, dachte Edilio, dann würden sie hier in einen Hinterhalt geraten.

Er nahm die Waffe an sich und vergewisserte sich, dass der Hahn gespannt war. Dann legte er seinen Daumen auf die Sicherung und den Zeigefinger auf den Abzug.

Er spitzte die Ohren, aber es war nichts zu hören.

»Warum haben wir gehalten?«, fragte er Orsay.

»Wir sind nahe genug«, flüsterte sie. »Ich...«

Edilio drehte sich um. »Was ist hier?«

Bei Orsays Anblick erschrak er. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihre Pupillen waren verschwunden und er konnte nur das glänzende Weiß sehen.

»Was hat sie denn?« Die Stimme der Wanze bebte.

»Orsay? Alles okay?«, fragte Edilio.

Sie stieß ein so schauerliches Stöhnen aus, dass Edilio im ersten Moment gar nicht begriff, dass es von ihr kam. Für so eine zarte Person wie sie klang es viel zu tief. Es ähnelte mehr dem Knurren eines Raubtiers.

»Sie ist übergeschnappt«, flüsterte die Wanze.

Orsays Körper wurde von einem Zittern erfasst, das sich zu spastischen Zuckungen steigerte. Ihre Zunge ragte wie ein Knebel seitlich aus dem Mund. Und ihre Zähne malträtierten die Zunge, als wollte sie sie abbeißen.

»Hey!« Edilio riss das Handschuhfach auf und räumte es hektisch aus. Ein Schraubenzieher, eine Taschenlampe, ein digitaler Reifendruckmesser. Er griff nach dem Messgerät und zwängte sich zwischen den Vordersitzen hindurch. »Halt sie fest!«, schrie er die Wanze an, doch der Junge wich zurück.

Edilio packte Orsays Haare und wickelte seine Faust darin ein. Dann riss er ihren Kopf mit einem Ruck nach vorne und rammte ihr im selben Moment den Hartgummischlauch des Messgeräts zwischen die Zähne.

Ihre Kiefer schnappten so fest zu, dass der Schlauch Risse bekam. Aus ihrem Mund floss Blut, aber die Zähne bissen nicht mehr auf die Zunge.

»Drück das in ihren Mund!«, befahl er der Wanze, der wie gelähmt dasaß.

Edilio fluchte laut. »Entweder du machst, was ich sage, oder ich knall dich ab.«

Die Wanze schrak zusammen, nahm aber sofort Orsays Kopf in den Schwitzkasten und drückte mit der anderen Hand den Schlauch in ihren Mund.

Edilio sprang wieder nach vorne, legte den Rückwärtsgang ein und fuhr, so schnell er

konnte, den Pfad zurück. Die Kojoten bemerkte er erst, als etwas gegen den Wagen prallte und ein Winseln zu hören war.

In seiner Panik schrie Edilio auf und steuerte den Jeep in eine Böschung. Er wechselte in den ersten Gang, schlitterte ein Stück vorwärts, knallte wieder den Rückwärtsgang rein und sah sich plötzlich einem riesigen, zähnefletschenden Kojoten gegenüber. Die Bestie rammte ihre speicheltriefende Schnauze in das Plastikverdeck und wollte es mit den Zähnen aufreißen.

Edilio hob die Pistole an und feuerte. Die Salve zerfetzte den Kojotenschädel und ließ ihn in roten Dunst aufgehen.

Sie holperten weiter den Pfad hinunter. Der Jeep hüpfte und schwankte so sehr, dass Edilio das Lenkrad kaum noch kontrollieren konnte.

Endlich waren sie wieder auf flachem Gelände. Als er den Wagen herumwirbelte, warfen sich zwei Kojoten gegen ihn. Der Aufprall ihrer Körper war so heftig, dass sie das Plastikverdeck eindrückten, auf Edilios Arm landeten und er vor Schreck das Steuer losließ.

Sein Fuß stand aber immer noch auf dem Gaspedal. Er trat es durch. Der Jeep raste geradewegs auf ein Gebäude zu. Edilio packte das Lenkrad, sprang gleichzeitig auf die Bremse und versetzte den Wagen ins Schleudern. Der Jeep drehte sich zweimal um die eigene Achse, stellte sich wieder gerade und raste davon.

Das Kojotenrudel folgte ihnen noch eine Weile, fiel dann aber immer weiter zurück.

Auf der Rückbank hielt die Wanze Orsays Kopf gehorsam im Schwitzkasten. Ihr Stöhnen ließ nach und sie schien zu verlangen, dass er von ihr abließ.

»Lass sie los«, sagte Edilio.

Orsay wischte sich mit dem Handrücken das Blut ab. Edilio entdeckte im Durcheinander des Handschuhfachs einen alten Lumpen und reichte ihn ihr.

»Er hat gesagt, ich soll mir die Zunge abbeißen«, stieß sie schließlich hervor.

»Was?«, schnappte Edilio. »Wer?«

»Er. Es. Er hat es befohlen... Ich konnte mich nicht wehren«, sagte Orsay unter Tränen.

»Damit ich euch nichts erzählen kann.«

»Was erzählen?«, schrie Edilio sie an.

»Er ist hungrig. Er muss gefüttert werden.«

»Mit uns?«, rief die Wanze.

Orsay starrte ihn an. Dann lachte sie. »Nein. Nicht mit uns. Aua, meine Zunge!«

»Womit dann?«

Orsay ignorierte die Wanze und wandte sich wieder an Edilio. »Wir haben nicht viel Zeit. Nahrung ist unterwegs. Sie wird ihm gebracht. Wenn er sich gestärkt hat, will er sie benutzen.«

»Wen meinst du?«, fragte Edilio, obwohl er die Antwort kannte.

»Ich weiß nicht, wie sie heißt. Diese Heilerin. Sie soll ihm Arme und Beine geben. Einen Körper.«

Dann fügte sie hinzu: »Im Moment ist er schwach. Aber wenn er bekommt, was er will— und zu dem wird, was er sein möchte—, könnt ihr ihn nicht mehr aufhalten.«

»Hungrig im Dunkeln«, sagte der kleine Pete.

Er lag mit offenen Augen im Bett und war hellwach.

»Ich weiß, Petey. Wir sind alle hungrig. Aber es ist nicht dunkel«, antwortete Astrid müde. »Komm schon, Kleiner, schlaf jetzt.«

Sie hatte eine lange Nacht hinter sich. Inzwischen war es Mittag und sie wollte, dass Pete ein Nickerchen machte, damit sie auch ein wenig Schlaf bekam. Sie konnte sich kaum noch aufrecht halten. Seit die Klimaanlage nicht mehr funktionierte, herrschte im Haus eine stickige Hitze.

Sams Zusammenbruch hatte sie in ihrem Innersten erschüttert. Sie wollte verständnisvoll

sein. War sie ja auch. Aber ihre Angst war stärker.

Sam war in Wirklichkeit der Einzige, der noch zwischen den halbwegs zivilisierten Leuten von Perdido Beach und Caines wahnsinnigen Schlägertypen stand. Er war auch der Einzige, der ihren kleinen Bruder und sie beschützte. Und jetzt brach er zusammen. Kein Wunder. Seit dem Beginn der FAYZ war er bei jeder gewalttätigen Auseinandersetzung mittendrin gewesen, er hatte alle Schrecken hautnah miterlebt. Und kaum war etwas Ruhe eingekehrt, war ihm der ganze Alltagskram aufgebürdet worden. Für Sam hatte es keine Verschnaufpause gegeben.

Sie musste daran denken, wie Quinn sich darüber lustig gemacht hatte, dass Sam nie tanzen wollte. Sie liebte Sam, aber es stimmte: Ihr Freund hatte keinen blassen Schimmer, wie man sich entspannte. Vielleicht bekamen sie ja noch eine Chance, und dann würden sie...

»Er hat Angst«, sagte Pete.

»Wer?«

»Nestor.«

Die Matroschkapuppe.

Sie beugte sich zu ihm und küsste ihn auf die Stirn. Wie immer zeigte er keinerlei Reaktion. Er umarmte sie nicht, bat sie nicht, ihm eine Geschichte vorzulesen, und sagte auch nicht: »Danke, große Schwester, dass du dich um mich kümmerst.«

Wenn er den Mund aufmachte, dann sprach er nur über die Dinge in seinem Kopf. Die Außenwelt bedeutete ihm nichts.

»Hab dich lieb, Petey«, raunte sie ihm zu.

»Er hat sie«, sagte der kleine Pete.

Astrid war schon an der Tür, als der letzte Satz sie aufhorchen ließ. »Was?«

Pete schlug die Augen zu.

»Petey, Petey!« Astrid setzte sich zu ihm und legte ihre Hand auf seine Wange. »Petey, spricht Nestor mit dir?«

»Er mag meine Monster.«

»Petey, ist...?« Sie suchte nach den richtigen Worten. Ihr Kopf brummte vor Erschöpfung. Sie legte sich neben ihren Bruder und schmiegte sich an ihn. »Petey, erzähl mir von Nestor.«

Aber der Kleine schlief bereits. Und ein paar Sekunden später war auch sie eingeschlafen. Im Schlaf begann sie, die einzelnen Puzzleteile zusammenzufügen.

Fünfunddreissig

2 Stunden, 53 Minuten

»Bist du endlich so weit, Jack?«, fragte Caine ungehalten.

Jack zögerte. Sagte er Ja, würde dieser Albtraum in die nächste Runde gehen. Sagte er Nein, würden sie hier festsitzen, bis sie verhungert waren. Er wollte die Frage nicht bejahen, denn inzwischen wusste er, was Caine vorhatte.

»Es ist machbar«, gab er schließlich zu.

»Jetzt gleich?«

»Ich kann ein Brennelement herausziehen.«

Caine starrte ihn an, als wäre das nicht die Antwort, die er sich erhofft hatte. »Okay«, sagte er leise.

»Aber zuerst muss ich die Steuerstäbe herunterfahren. Das stoppt die Kettenreaktion und die Stromversorgung.«

Caine nickte.

»Heißt das, dass es dann nirgends mehr Strom gibt?«, fragte Diana. »Nicht nur in Perdido Beach?«

»Außer der Reaktor wird wieder hochgefahren«, erwiderte Jack trocken.

»Tja«, sagte Caine zerstreut, als würde ihn das alles nicht interessieren.

»So ein Brennelement ist vier Meter lang«, hob Jack zu einer Erklärung an. »Es setzt sich aus vielen Brennstäben zusammen und jeder Stab enthält Pellets aus Uran-235. Sieht aus wie eine lange, dünne Dose. Extrem radioaktiv.«

»Ist das der Plan? Willst du uns alle umbringen?«, fauchte Diana.

»Nein. Die Brennstäbe befinden sich in einer Art Bleihülle, damit sie transportiert werden können. Die Hülle ist nicht hundertprozentig sicher, aber für unsere Zwecke sollte sie reichen. Es sei denn...«

»Was?«, wollte Caine wissen.

»Es sei denn, die Hülle wird beschädigt. Zum Beispiel, wenn du den Stab fallen lässt.«

»Was passiert dann?«

»Dann sind wir einer massiven Strahlung ausgesetzt. Sie ist unsichtbar. Das ist so, als würde jemand mit winzigen Kugeln auf dich schießen und Millionen kleiner Löcher in deinen Körper sprengen. Zuerst wird dir schlecht. Dann fallen dir die Haare aus. Du übergibst dich. Du schwillst an. Du stirbst.«

»Dann sollten wir das Zeug nicht fallen lassen«, meinte Drake seelenruhig.

»Genau. Wir schleppen den Stab meilenweit durch die Gegend und passen immer schön auf ihn auf«, ätzte Diana. »Unterwegs werden wir zwar von Dekka und Sam angegriffen, aber das sollte ja kein Problem sein.«

»Je näher du dran bist, umso tödlicher ist die Strahlung«, fuhr Jack fort. »Wenn du nur ein paar Meter weit weg bist, stirbst du schnell. Bei größeren Entfernungen stirbst du langsam. Wahrscheinlich irgendwann an Krebs. Sicher bist du nur, wenn dich die Strahlen nicht erreichen können.«

»Dann wähle ich eindeutig die letzte Variante«, meinte Diana tonlos.

»Wie lange brauchst du, um alles vorzubereiten?«, fragte Caine.

»Eine halbe Stunde.«

»Es ist schon spät. Wir sollten den Sonnenuntergang abwarten«, entschied Caine. »Wie kommen wir hier raus?«

Jack zuckte die Achseln. »Hinter dem Reaktorgebäude ist ein Ladedock.«

Caine ließ sich auf einen Stuhl fallen und knabberte an seinem Daumennagel. Drake beobachtete ihn, ohne seine Verachtung zu verbergen.

»Okay«, sagte Caine nach einer Weile. »Jack, du bereitest alles vor. Drake, wir brauchen ein Ablenkungsmanöver. Du gehst vorne raus und lenkst Sam ab. Danach treffen wir uns wieder.«

»Wie wär's mit einer Fahrt im Laster?«, schlug Drake vor.

»Wir können nicht auf die Schnellstraße. Da sehen sie uns sofort. Wir müssen querfeldein gehen. In den Hügeln gibt es viele kleine Wege, die zur Schnellstraße führen. Wir überqueren sie, suchen uns einen Wagen und fahren in die Wüste.«

»Wozu so heimlich?«, beharrte Drake. »Bis dahin haben wir das Uran, oder? Wer legt sich dann noch mit uns an? Wer würde riskieren, dass du es fallen lässt?«

Caine wurde es eindeutig zu blöd. »Darf ich dich was fragen, Drake? Stell dir vor, du wärest Sam. Was tätest du, wenn du Drake, Diana, Jack und mich mit diesem radioaktiven Riesenteil die Küstenstraße raufmarschieren sehen würdest?«

Drake runzelte die Stirn.

»Eben. Deshalb bin ich der Boss und nicht du«, fuhr Caine fort. »Ich erkläre es jetzt so simpel wie möglich, damit auch du es kapiert: Wenn ich Sam wäre und uns vier mit dem Brennstab sähe...« Caine hob eine Hand und winkelte einen Finger nach dem anderen an. Am Ende hielt er Drake den Mittelfinger vor die Nase.

»Er legt uns alle um«, presste Drake hervor. In seinen Augen blitzte Wut auf.

»Wenn ihr drei wie die Helden einfach rauslaufen wollt, gebt mir Bescheid.« Caine fing Drakes zornigen Blick auf. Dann brachte er sein Gesicht ganz nahe an Drakes heran, als wollte er ihn umarmen. Er flüsterte ihm ins Ohr: »Glaub ja nicht, du kannst mich ausschalten. Für mich bist du nützlich. Sobald du es nicht mehr bist...«

Er lächelte, tätschelte Drakes Wange und sagte mit einem Anflug seiner alten Überheblichkeit: »Wir mischen die Karten neu. Sam glaubt, er hält alle Trümpfe in der Hand. Aber wir ändern gerade die Spielregeln.«

»Wir füttern das Monster«, erwiderte Diana kalt. »Weil du hoffst, dass es dich aus lauter Dankbarkeit freigeben wird.«

»Hör auf, Diana!«

Diana zog ihn beiseite. »Du darfst niemandem trauen! Drake kann es kaum erwarten, dich zu töten. Den Leuten in Coates bist du völlig egal. Es gibt nur noch einen Menschen, auf den du zählen kannst.«

»Dich?«

Diana ließ die Frage unbeantwortet. »Ich weiß, dass es dich beherrscht, Caine. Ich habe dich oft genug leiden sehen. Aber dein Monster ist nicht loyal. Es wird dich benutzen und dann wegwerfen.«

»Das meiste von dem, was ich euch jetzt sage, ist rein hypothetisch«, wandte sich Astrid an Sam und Edilio.

Die drei waren von Anfang an ein Team gewesen. Sie hatten Orc daran gehindert, die Herrschaft über die FAYZ an sich zu reißen. Sie hatten mit Caine und Pack Leader einen Kampf auf Leben und Tod geführt und sie hatten gelernt, ihren fünfzehnten Geburtstag zu überleben. Doch jetzt schienen sie vor einer noch viel schwierigeren Aufgabe zu stehen.

»Aus Edilios Bericht, Lanas Brief, unseren eigenen Überlegungen und Petes Verhalten...«, sie warf einen Blick auf ihren Bruder, der in einem Sessel am Fenster saß und mechanisch mit dem Kopf nickte, »...können wir schließen, dass es einen Freak gibt, der in der Mine sein Unwesen treibt. Es könnte ein mutierter Mensch oder ein mutiertes Tier sein.

Vielleicht auch etwas völlig Unbekanntes.«

»Dieses Ding, dieser Gaiaphage«, knüpfte Sam an, »hat telepathische Fähigkeiten. Er hat Zugriff auf die Gedanken der Menschen und kann sie beeinflussen. Wie es aussieht, funktioniert das vor allem bei den Leuten, mit denen er schon mal in Berührung gekommen ist. Lana zum Beispiel.«

»Oder Orsay«, warf Edilio ein. »Bei denen, die besonders empfindlich sind.«

Astrid nickte. »Ja. Manche sind wahrscheinlich anfälliger als andere. Jedenfalls bin ich überzeugt davon, dass er mit dem kleinen Pete Kontakt hat.«

»Reden sie miteinander?« Edilio klang skeptisch.

Astrid ließ ihren Kopf von einer Schulter zur anderen rollen und dehnte den Hals, um ihre Anspannung abzuschütteln. Sam beobachtete sie und fand es erstaunlich, wie schön sie trotz allem war. Ihm entging aber auch nicht, wie blass sie wirkte, wie schmal und zerbrechlich. Ihre Wangenknochen traten stärker hervor als früher und die dunklen Ringe unter ihren Augen machten ihren Erschöpfungszustand deutlich. Neben ihrer Schläfe befand sich immer noch die blaue Schwellung.

»Ich glaube nicht, dass sie tatsächlich Worte miteinander wechseln«, sagte Astrid. »Aber sie können sich gegenseitig spüren. Pete versucht schon seit einiger Zeit, mich zu warnen. Ich habe es bloß nicht verstanden.«

»Kurzfassung«, sagte Sam sanft. »Was denkst du?«

Astrid blickte ihn ernst an. »Du hast Recht. Entschuldigt bitte. Ich bin nicht...« Sie schüttelte heftig den Kopf und kehrte zum Kern der Sache zurück. »Okay, wir haben es mit einem mutierten Wesen zu tun. Herkunft unbekannt. Es hat große Macht über ein paar Leute. Vor allem über die, die ihm schon mal in irgendeiner Form begegnet sind. Wie Lana und Drake. Und möglicherweise auch Caine.«

»Denkst du, Caine ist diesem Gaiaphage tatsächlich begegnet?«, fragte Sam.

»Ich dachte, du wolltest die Kurzfassung und keine Epistemologie.«

Das war Astrids Lieblingstrick: mit Fremdwörtern um sich zu werfen und andere aus dem Konzept zu bringen.

Er zwang sich zu einem Lächeln. »Sprich weiter. Lass die... was weiß ich, lass es einfach aus.«

»Nachdem Caine uns monatelang in Ruhe gelassen hat, taucht er plötzlich wieder auf. Von der Wanze wissen wir, dass er lange im Koma lag, in einer Art Delirium. Doch mit einem Schlag geht es ihm besser. Und was tut er als Erstes? Er zieht los und besetzt das Kraftwerk. Etwa zur gleichen Zeit ruft der Gaiaphage nach Lana. Und Pete spricht davon, dass etwas hungrig im Dunkeln ist.«

»Laut Orsay glaubt das Ding, bald gefüttert zu werden«, ergänzte Edilio.

»Ja. Und dann ist da noch Duck.«

Sams Augenbrauen wanderten nach oben. »Duck?«

»Niemand hat seiner Geschichte Beachtung geschenkt. Ich auch nicht. Aber er hat immer wieder erzählt, dass es unter der Erde eine Höhle gibt, die leuchtet. Als wäre sie radioaktiv.«

Edilio wurde langsam ungeduldig. »Und weiter?«

»Das Kraftwerk befindet sich im Mittelpunkt der FAYZ. Wir wissen, dass es zu einer Kernschmelze gekommen ist, als Pete diese... diese Blase schuf. Das erklärt aber nicht, warum sich die Dinge schon vorher verändert haben oder wie mein Bruder überhaupt zu seiner Kraft gekommen ist.«

Sam ging ein Licht auf. »Der Unfall vor fünfzehn Jahren.«

»Genau. Bekanntlich wurde das Kraftwerk von einem Meteorit getroffen. Aber vielleicht war es nicht nur ein Meteorit. Vielleicht war da noch was.«

»Was denn?«

»Es gibt Theorien, wonach das Leben auf der Erde einem einzelnen Organismus zu verdanken ist, der per Komet oder Meteorit hier gelandet ist. Nehmen wir also an, vor fünfzehn Jahren ist ein Gesteinsbrocken in das Kraftwerk eingeschlagen, auf dem sich ein primitiver Organismus befand. Zum Beispiel ein Virus. Virus plus radioaktive Strahlung ergibt Mutation.«

»Dieser Gaiaphage?«, fragte Sam.

»Glaubt ja nicht, damit hätte ich euch die Antwort geliefert, okay? Das sind bloß Mutmaßungen. Und selbst wenn es sich als richtig erweisen sollte, erklärt das noch lange nicht alles.«

»Aber?«, hakte Sam nach.

»Vielleicht hat sich dieses Ding von radioaktiver Strahlung ernährt. Stellt euch ein Virus vor, das im Weltraum Tausende von Jahren überlebt. Seine einzige Energiequelle wären Gammastrahlen.«

Der nächste Teil fiel Astrid schwer. Sam erkannte es am Zittern ihrer Lippen. »Die Betreiber des Kraftwerks haben uns angelogen. Es stimmt nicht, dass es nach dem Unfall keine Strahlung mehr gab. Sie war die ganze Zeit unter unseren Füßen, im Grundwasser, das wir trinken, und in den Nahrungsmitteln, die wir essen.«

Astrids Vater hatte als Techniker im Kraftwerk gearbeitet. Sie musste sich zwangsläufig fragen, ob er von der Täuschung gewusst hatte.

»Vielleicht haben die wirklich geglaubt, dass keine Gefahr bestand«, lenkte Sam ein. »Ich meine die Leute, die dort beschäftigt waren.«

Astrid nickte. Das Zittern hörte auf. Die Wut in ihrem Gesicht blieb. »Als der Gaiaphage mutierte, mutierten auch einige von uns. Könnte so eine Art Synthese sein, das weiß ich aber nicht. Eines müsste jedoch stimmen: Dem Gaiaphage ist mit der Zeit die Nahrung ausgegangen. Er braucht Nachschub. Da er selbst keinen Zugriff darauf hat, bleibt ihm nichts anderes übrig, als andere für seine Ziele einzuspannen. Ich denke– nein, ich bin überzeugt–, dass die Kernschmelze, die Pete gestoppt hat, von jemandem im Kraftwerk ausgelöst wurde. Jemand, der dem Gaiaphage gehorcht und versucht hat, das Werk in die Luft zu jagen. Dadurch wäre die Strahlung überall hingelangt und hätte alles Leben im Umkreis ausgelöscht... Mit Ausnahme des Wesens, das von der Strahlung lebt. Mein Bruder hat die Kernschmelze aufgehalten. Und die FAYZ geschaffen. Aber den Gaiaphage hat er nicht zerstört. Der ist immer noch hungrig.«

»Hungrig im Dunkeln!«, rief der kleine Pete.

»Caine will ihn füttern«, sagte Sam.

»Ja.«

»Und dann?«

»Dann überlebt der Gaiaphage und passt sich an. Um nicht länger auf andere angewiesen zu sein, muss er ausbrechen und sich frei bewegen können.«

»Vielleicht ist es ja gut, wenn er rauskommt«, meinte Edilio. »Dann können wir ihn töten.«

»Er weiß, welche Kräfte wir haben«, entgegnete Astrid. »Außerdem hat er Hilfe erhalten. Er hat herausgefunden, wie sein Körper gebaut sein muss, damit er unverwundbar ist.«

»Hilfe? Von wem?«

Sam berührte Edilios Arm. »Von jemandem, der nicht weiß, was er tut.«

»Nestor«, sagte der kleine Pete.

»Ich hab gehört, Brianna hat Tauben gefangen und gegessen«, erzählte Lisa und kicherte. Zil fragte sich, ob sie immer so viel kicherte oder nur jetzt, weil sie bekifft war.

Sie hatte eine kleine Taschenlampe im Schoß liegen und kitzelte mit einem Filzstift mögliche Tags für die Human Crew auf ein Blatt Papier. Bis jetzt gefiel Zil die Zeichnung am

besten, bei der sich das mit dem *C* verschlungene *H* zur Seite neigte und scharfe Kanten aufwies.

Antoine hatte das Gras im Schlafzimmer seiner Eltern entdeckt, als er das Haus zum x-ten Mal nach Essen durchsuchte.

»Sag ich's doch.« Turk zeigte auf Lisa, als wäre sie der Beweis. »Die wissen genau, wie sie an Essen rankommen. Die Freaks stecken alle unter einer Decke.« Turk rauchte nicht. Er starrte Zil an. Als wüsste Zil, was zu tun war. Als hätte Zil einen Plan.

Zil hatte aber keinen Plan. Er wusste lediglich, dass die Freaks in der FAYZ das Sagen hatten. Und zwar nicht nur in Perdido Beach, sondern auch oben auf dem Hügel in Coates. Und jetzt auch noch im Kraftwerk. Freaks kontrollierten alles. Okay, Freaks und ihre Helfer, Typen wie Edilio und Albert und Astrid.

Und dann wusste Zil noch etwas: dass sie am Ende waren. Die Leute waren am Verhungern. Und wenn die Freaks alles beherrschten, dann konnte das ja wohl nur deren Schuld sein.

»Die haben ganz sicher was zu essen«, sagte Turk.

»Ja, aber dafür haben wir grünes Kraut«, meinte Antoine aufgekratzt.

Als sie die Eingangstür aufgehen hörten, langte Zil nach seinem Baseballschläger. Nur für den Fall.

Es war Hank. Er ging schnurstracks auf Antoine zu, der locker doppelt so breit war wie er, und sagte: »Tu das weg.«

»Wer hat dich denn geschickt? Die Bullen?«

»Kiffen bringt nichts«, sagte Hank. »Darum geht es Zil nicht. Und der Human Crew erst recht nicht.«

Antoine sah Zil mit trüben Augen an. Zil war überrascht, weil von ihm die Rede war, als wäre er was Besonderes. Er fühlte sich geschmeichelt, war aber auch irritiert.

»Ja, Mann, tu den Joint weg.«

Antoine schnaubte verächtlich.

Als Hank ihm den Joint aus der Hand schlug, hielten alle verblüfft den Atem an.

Antoine stand auf. Er sah aus, als könnte er den kleinen Hank zerquetschen.

Zil ging dazwischen. »Hört auf! Wir bekämpfen uns nicht gegenseitig.«

»Genau«, bestätigte Lance.

Am Ende nahm Turk die Sache in die Hand. »Hank hat Recht. Zil geht es nicht darum, dass wir uns wie alle anderen benehmen. Wir müssen uns die Freaks vorknöpfen. Wenn wir bloß rumhängen und kiffen, schafft Zil das nicht. Er braucht eine coole Crew.«

»Okay«, sagte Lance. »Aber was meinst du mit cool?«

»Ich hab Hunter gefunden«, verkündete Hank aus heiterem Himmel und wirkte so stolz, als hätte er gerade ein Zeugnis mit lauter Einsen heimgebracht.

Zil sprang auf die Beine. »Echt?«

»Ja. Auf der anderen Seite der Schnellstraße. Er versteckt sich in einem Haus. Und ich wette, ihr kommt nie drauf, was er dort hat.«

»Was?«

»Essen. Der Freak hat einen Hirsch getötet. Und mit seiner Kraft gebraten. Ich hab gesehen, wie er das Tier zerlegt hat.«

»Der behält alles für sich«, ereiferte sich Turk. »Für sich und die anderen Mutanten. Sie stopfen sich mit Fleisch voll und wir dürfen Grassuppe essen.«

Zils Mund wurde wässrig. Fleisch. Echtes Fleisch. Und keine Ratte oder Taube, sondern fast so was Anständiges wie Rindfleisch.

»Ich hab schon einmal Wild gegessen«, meinte Lance. »Schmeckt gut.«

»Jedenfalls besser als Hundefleisch«, erwiderte Antoine. »Obwohl ich dagegen auch

nichts einzuwenden hätte.«

Lance wandte sich an Zil. »Was jetzt?«

Alle sahen Zil erwartungsvoll an. »Na, was wohl?«, fragte er.

»Wir schnappen ihn uns!«, rief Antoine.

Zil gab Antoine einen Klaps auf die Schulter und lachte. »Ja.« Dann klatschte er Hank ab.

»Gut gemacht, Alter! Heute steht Wild auf der Speisekarte.«

»Sobald wir Hunter aufgehängt haben«, fügte Hank mit kalter Stimme hinzu.

Auf einen Schlag waren alle still.

»Spinnst du?«, zischte Lance.

Hank sah Lance ungerührt an. »Meinst du etwa, der Freak rückt das Essen freiwillig raus? Er bringt uns um, wenn er die Gelegenheit dazu hat. Den Mutanten sind wir völlig schnuppe, denen ist egal, ob wir verhungern. Außerdem ist er ein Mörder. Was soll man denn sonst mit einem Mörderfreak tun?«

Zil schluckte. Hank trieb es zu weit. Es war eine Sache, die Stadt aufzumischen und mehr Respekt für die Normalen zu fordern.

Zu Zils Erleichterung sprach Lance aus, was er sich insgeheim dachte: »Alter, ich glaub nicht, dass wir ihn eigenhändig umbringen sollten.«

»Aber das war doch von Anfang an Zils Idee«, widersprach Hank. »Gleich am ersten Abend. Wozu hatten wir den Strick dabei? Doch wohl, um für Gerechtigkeit zu sorgen, oder?«

Das mit dem Strick war nicht Zils Einfall gewesen. Aber sollte er das jetzt zugeben? Er wollte Hunter nur verprügeln, ihm einen Schreck einjagen und ein Geständnis aus ihm rauspressen, dass er sein Trockenfleisch geklaut hatte. Er hatte nie ernsthaft vorgehabt, Hunter zu töten. Das war bloß Gerede gewesen.

»Sam, Edilio und die anderen lassen doch niemals zu, dass wir Hunter hinrichten«, wandte Lance ein.

Hank lächelte wie ein unschuldiger kleiner Junge. »Es ist keiner da. Dekka ist beim Kraftwerk. Sam und Edilio sind gerade im Jeep aus der Stadt gerast. Ich schätze mal, die sind alle mit Caine beschäftigt.«

Zils Herz hämmerte wie wild. Sein Mund war trocken. Sie würden das doch nicht wirklich durchziehen, oder?

Aber Hunter hatte Fleisch. Wie sonst sollten sie es ihm wegnehmen?

»Wir können Hunter nicht einfach kaltmachen«, sagte Turk.

»Genau!«, platzte es aus Zil heraus.

»Wir müssen ihm zuerst den Prozess machen«, fuhr Turk fort.

Zil ertappte sich dabei, wie er nickte. Und breit grinste, als hätte Turk ihm aus der Seele gesprochen.

Alle sahen zu ihm auf. Lisa war eigentlich ganz hübsch, wenn sie ihn wie einen Popstar anhimmelte.

»Wir machen ihm den Prozess. Mit willkürlicher Gewalt hat die Human Crew nämlich nichts am Hut«, sagte Zil im Brustton der Überzeugung. Dabei hatten sie bis jetzt nichts anderes getan, als willkürlich Prügel ausgeteilt, Fensterscheiben eingeschlagen und Streit vom Zaun gebrochen. »Hier geht es um Gerechtigkeit. Sonst riskieren wir, dass uns die anderen Normalen nicht ernst nehmen. Mit einem Prozess sorgen wir für Gerechtigkeit. Und wir geben was von dem Fleisch ab. Okay?«

»Ja«, stimmte Lance zu.

»Wir bringen die Leute auf unsere Seite«, fuhr Zil fort. »Sie werden über mich sagen, dass ich gerecht bin und sie nicht hungern lasse.«

Turk nickte eifrig. »Und es wird die Wahrheit sein.«

Sechsendreissig

1 Stunde, 8 Minuten

Drake näherte sich vorsichtig dem Loch in der Außenwand, das sich an den Rändern immer noch heiß anfühlte. Er hielt sein Gesicht im Dunkeln, während er sich nach beiden Seiten umblickte.

Caine wollte Ablenkung? Kein Problem.

Er entdeckte Dekka. Sie saß in einem Gartenstuhl, den Kopf nach vorne geneigt, und war am Dösen. Nicht weit von ihr entfernt lag eine Plane, unter der sich die Umrisse von Körpern abzeichneten. Zwei Kids spielten Daumenkrieg, ihre Waffen lehnten an einem Auto. Sam oder seinen Schatten Edilio konnte er nirgends sehen. Brianna auch nicht.

Über dem Meer ging die Sonne unter. Bald wäre es Nacht. Caine hatte ihn gewarnt, ja nichts zu unternehmen, bevor Jack den Reaktor heruntergefahren hatte.

»Das merkst du, wenn auf dem Parkplatz die Lichter ausgehen«, hatte Jack ihn auf seine besserwisserische Art belehrt. »Und wenn die Turbinen plötzlich langsamer werden.«

Sam musste hier irgendwo sein, er würde Dekka niemals mit ein paar zwölfjährigen Idioten allein lassen.

Drake wollte Sam unbedingt selbst ausschalten. Wenn ihm das gelang, würde niemand mehr behaupten, er hätte keinen Anspruch auf die Herrschaft in der FAYZ. Caine hatte seine Chance verpasst, Sam zu töten. Drake würde sie sich nicht entgehen lassen.

Aber soweit er es überblicken konnte, war weder Sam noch sonst jemand, der ihm gefährlich werden konnte, in der Nähe.

Jetzt stampfte Orc in sein Blickfeld. Er peilte das hohe Gras am Rand des Parkplatzes an. Drake lachte in sich hinein. Das Monster ging pinkeln.

Außer Dekka, Orc und ein paar Kids mit Gewehren war also keiner da. Es wäre jedoch unklug zu glauben, dass er mit ihnen ein leichtes Spiel hätte. Drake hatte schon einmal mit Orc gekämpft. Der Kampf war unentschieden ausgegangen– bloß diesmal hatte er eine Maschinenpistole dabei.

Drake berührte den Rand des Lochs mit seiner menschlichen Hand. Heiß, aber auszuhalten. Er ging in die Hocke, legte den Lauf der Waffe in die gekrümmte Hand, drückte die Wange an den kühlen Schaft, kniff ein Auge zu und brachte Kimme und Korn auf eine Linie. Die Spitze seines Tentakels wand sich um den Abzug.

Er verlagerte Kimme und Korn ein wenig nach links. Noch ein wenig. Jetzt hatte er Dekka im Visier.

Noch nicht. Warte, bis Jack den Reaktor heruntergefahren hat. Dann warte noch einmal zehn Minuten.

Hoffentlich war es bald so weit. Die untergehende Sonne warf immer länger werdende Schatten auf den Parkplatz und wenn dann auch noch die Lichter ausgingen, wäre es um seine Zielsicherheit schlecht bestellt.

Dekka am Dösen. Sah so aus, als sabberte sie.

Nur eine kurze Salve. Auf den Abzug drücken und zusehen, wie auf Dekka lauter rote Blümchen blühen...

»Aaaaaah!«, schrie ihm da Howard ins Gesicht.

Drake fuhr zurück. Howard ebenfalls.

Howard stand direkt vor ihm, spähte in das Loch wie ein neugieriger Tourist.

Sie sahen sich in die Augen.

Drake riss die Pistole herum und feuerte. Aber Howard klebte bereits flach an der Wand. Dekka schreckte aus dem Schlaf.

Drake fluchte und richtete die Pistole auf sie.

Er drückte ab, doch Dekka befand sich schon drei Meter über dem Boden und stieg rasch höher. Der Gartenstuhl wirbelte wie in einem Strudel hinter ihr her.

Drake zielte. Wie Tontaubenschießen, dachte er. Folge dem Ziel und...

Dekka streckte die Arme in seine Richtung. Der plötzlich schwerelose Lauf flog aus seiner Hand. Die Salve schoss haarscharf an Dekkas Kopf vorbei. Da Dekka beim Angriff auf Drake ihre eigene Schwerkraft wieder aktiviert hatte, stürzte sie ab.

Sie schlug hart auf dem Beton auf. Der Stuhl fiel auf sie drauf. Sie rührte sich nicht.

Dann– unendlich langsam– hob sie den Kopf.

Drake ließ sich Zeit. Er sah sie an. Sah an ihrem Blick, dass er gewonnen hatte. Sah die Angst in ihren dunklen Augen und die Resignation.

»Ein Freak weniger«, flüsterte Drake und drückte auf den Abzug.

»Wir müssen uns anschleichen«, meinte Hank. »Ihn erwischen, bevor er reagieren kann.«

Zil gefiel es nicht, dass Hank die Befehle erteilte. Ganz und gar nicht. »Wichtig ist, dass wir ihn k.o. schlagen, bevor er uns rösten kann. Dann fesseln wir ihn und packen ihn in Alufolie ein.«

»Ja, soll er seine eigenen Hände braten«, meinte Turk schadenfroh.

Sie waren zu Fuß unterwegs. Ein Fahrzeug hätte sie sofort verraten. Die Schnellstraße überquerten sie rennend, als würde jemand sie beobachten. Wer das sein sollte, war zwar nicht klar, aber es machte Spaß. Wie Krieg spielen, als sie klein waren.

Von Edilios und Sams Leuten war niemand zu sehen.

Kaum waren sie auf der anderen Straßenseite, stieg ihnen ein herrlicher Fleischgeruch in die Nasen.

Erstaunlich, dachte Zil, wie gut der Geruchssinn funktioniert, wenn man hungert.

Zil bedeutete Hank, Turk und Lisa, hinter der Garage zu bleiben. Er und Lance schlichen weiter, drückten sich um die Ecke der Garage und krochen bis zum Zaun, um zwischen den Holzplanken hindurchzuspähen.

Hunter bearbeitete den Hirsch mit einem riesigen Fleischmesser. Offenbar wollte er den Hinterlauf abtrennen, stellte sich dabei aber reichlich ungeschickt an. Teile des Tiers waren verkohlt, andere noch blutig. Jetzt hielt er inne, hackte ein Stück Fleisch heraus und verschlang es gierig.

Zils Mund füllte sich mit Speichel. Er bekam Magenkrämpfe.

Sie schlichen zu den anderen zurück.

»Der Zombie frisst alles allein auf«, berichtete Zil. »Ich schwöre, der lässt nichts übrig.«

Lance nickte zustimmend.

»Okay, wir machen Folgendes«, sagte Zil und erklärte den anderen seinen Plan.

Turk, Hank, Lisa und Zil schlugen den Weg um das Haus herum ein, um Hunter von der anderen Seite zu überraschen. Lance hatte die wichtigste Aufgabe bekommen. Hunter kannte ihn nicht und hatte keinen Grund ihn zu fürchten.

Als alle auf ihrem Posten waren, stand Lance hinter dem Zaun auf.

»Hey, Mann.«

Hunter wirbelte herum, schuldbewusst und verängstigt. »Was schleichst du dich so an? Wer bist du überhaupt?«

»Immer mit der Ruhe, Mann. Ich hab das Fleisch gerochen und bin hungrig.«

Hunter traute ihm nicht. »Ich will es Albert verkaufen. Ist genug für alle da. Ich hab schon gegessen und bin eingeschlafen. Aber jetzt wollte ich alles vorbereiten.«

Lance kletterte über den Zaun und gab sich Mühe, harmlos zu wirken. »Soll ich dir beim Häuten helfen? Im Austausch für ein Stück? Du musst auch die Eingeweide rausholen, wusstest du das?«

»Klar weiß ich das! Wollte gerade damit anfangen.«

Zil beobachtete die beiden und dachte, dass sein alter Mitbewohner von diesen Dingen sichtlich keine Ahnung hatte. Er wartete nervös und ungeduldig ab. Jetzt bewegte sich Lance gelassen und voller Selbstvertrauen auf Hunter zu.

Hunters ganze Aufmerksamkeit schien auf den großen Jungen gerichtet zu sein. Aber er griff ihn nicht an. Drohte ihm nicht einmal.

»Los!«, flüsterte Zil.

Er und Hank schlüpfen als Erste durch das Gartentor. Sie bewegten sich schnell und lautlos.

Der Fehler passierte, als Lance ihnen einen Blick zuwarf. Hunter bemerkte das Flackern in Lances Augen, schaute über seine Schulter, erkannte Zil, reagierte aber zu langsam.

Hanks kräftiger Hieb mit dem Wagenheber traf ihn mitten auf die Stirn.

Hunter fiel um wie ein gefälltter Baum.

Hank holte noch einmal aus, doch Zil packte ihn am Arm. »Das reicht. Fesselt ihn und wickelt seine Hände mit Folie ein.« Als Turk Hunter zu fesseln begann, fügte Zil hinzu: »Nicht so, hinter dem Rücken.«

Turk grinste kleinlaut. »Deshalb bist du der Boss.«

Als Hunter gefesselt war, kam Lisa mit der Alufolie und wickelte sie mehrmals um Hunters Hände.

Dann packte Turk Hunters Hände noch in mehrere Schichten Klebeband ein und sorgte dafür, dass er seine Finger nicht mehr bewegen konnte.

Hunter rührte sich nicht.

Zil war mit zwei Schritten bei dem Tier, schnappte sich das Messer und schnitt von einem der Hinterläufe ein Stück ab. Obwohl das Fleisch noch blutig war, machte er sich darüber her wie ein hungriger Wolf. Die anderen lachten und taten es ihm nach. Turk stopfte zu viel auf einmal in sich hinein und musste sich übergeben. Danach aß er sofort weiter.

Sie füllten ihre Bäuche und lachten vor Freude.

Hunter regte sich. Er stöhnte.

»Schade, dass wir keinen Zement haben«, meinte Zil. »Drake hat gewusst, warum er die Freaks einbetoniert hat.«

»Drake ist selber ein Freak, oder?«, wandte Lisa ein.

Die Frage gab Zil zu denken. War Drake ein Freak? Den Erzählungen nach war ihm seine Peitschenhand als Ersatz für den Arm gewachsen, den Sam abgefackelt hatte.

»Wahrscheinlich, aber sicher weiß ich es nicht«, meinte Zil nachdenklich und schob sich ein Stück Fleisch in den Mund.

»Wir brauchen etwas, womit wir herausfinden können, wer ein Freak ist und wer nicht«, sagte Turk.

Hunters Stöhnen wurde lauter.

»Der Freak kommt gleich zu sich«, bemerkte Lance mit einem Blick auf Hunter. »Dem wird ordentlich der Schädel brummen.«

Zil fand das lustig. Er lachte. Und als er lachte, fielen die anderen mit ein. »Tja, Leute, wer zu mir hält, bekommt erstklassiges Frischfleisch.«

»Hundertpro!«, rief Turk.

»Also, Anführer, kümmern wir uns jetzt um den Zombie?«, fragte Hank respektvoll, aber ungeduldig.

Zil lachte wieder. Sein voller Magen bereitete ihm ein ungeheures Wohlbefinden und machte ihn auch ein wenig schläfrig. Die Sonne ging bereits unter.

Er genoss es, »Anführer« genannt zu werden. Passte ja auch. Zil Sperry. Anführer der Human Crew.

»Klar«, sagte Zil. »Zeit für unseren Prozess.« Er blickte sich im Garten um. »Turk, Hank, bringt ihn dort rüber zu den Stufen. Damit er sitzt.«

Hunter schien nicht aufrecht sitzen zu können. Er war zwar bei Bewusstsein, kippte aber dauernd um. Einer seiner Augäpfel sah komisch aus. Als Zil genauer hinschaute, erkannte er, dass die Pupille doppelt so groß war wie die andere. Das verlieh Hunter einen richtig doofen Gesichtsausdruck. Zil musste wieder lachen.

»Du hättest einfach nur zugeben müssen, dass du mich beklaut hast«, rügte er Hunter.

Hank kniete sich hin, um sein Gesicht dicht an Hunters zu bringen. »Gestehst du, dass du den Anführer beklaut hast?«

Hunters Kopf fiel zur Seite. Er schien sprechen zu wollen, es kam aber nur ein Lallen heraus.

»Brrlll grglll«, ahmte Turk ihn nach.

Und Hank witzelte: »Ich glaube, er hat Ja gesagt.«

»Ich dolmetsche für ihn«, schlug Turk vor.

»Hunter, gibst du zu, dass du Harry umgebracht hast?«, fragte Hank.

Hunter schwieg.

Dafür lieferte Turk die Antwort: »Ja, sicher. Ich bin ein Freak, ein Zombieschwein, das Harry umgebracht hat.«

Zil lachte vergnügt. »Tja. Nichts zu machen. Er hat gestanden.« In einem strengeren Ton fügte er hinzu: »Hunter, ich erkläre dich für schuldig. Schuldig im Sinne der Anklage.«

»Was jetzt?«, fragte Lisa. »Er ist verletzt. Vielleicht sollten wir ihn laufen lassen.«

Zil war im Begriff, ihr zuzustimmen. Seine Wut auf Hunter war verraucht, getilgt durch die Freude über seinen vollen Bauch.

»Bekommst du etwa Mitleid mit dem Freak?«, höhnte Hank.

»Nein«, erwiderte Lisa rasch.

Hank sah sie eindringlich an. »Glaubst du denn, er vergisst das einfach? Wenn wir ihn laufen lassen, tut er sich mit den anderen Freaks zusammen. Und Sam wird uns sicher auch nicht mit Samthandschuhen anfassen.«

Zil blickte Lance an. »Was denkst du, Großer?«

»Ich?« Lance war das nicht geheuer. »Hey, ich tu, was du sagst, Mann.«

Die Entscheidung lag also bei ihm. Der Gedanke dämpfte seine Euphorie. Bis jetzt konnte er alles noch irgendwie rechtfertigen. Er konnte sich darauf berufen, dass Hunter Harry umgebracht hatte und er bloß für Gerechtigkeit sorgen wollte. Das würden die Kids akzeptieren.

Wenn sie Hunter hinrichteten, was Hank forderte, bekäme Zil es mit Sam zu tun. Er würde ihn fertigmachen. Und einen Kampf gegen Sam und seine Leute konnten sie nicht gewinnen. Wenn sie Hunter für seine Tat umbrachten, wäre das eine Kriegserklärung. Aber wenn Zil sich jetzt weigerte, stünde er wie ein Waschlappen da.

Er saß in der Klemme. Verhielt er sich wie ein Weichei, würde Hank sich gegen ihn wenden. Ließ er Hunter laufen, bekäme er es mit Hunter und mit Sam zu tun. Aber Hunter zu töten, wäre auch sein eigenes Todesurteil.

»Wir brauchen mehr Leute«, sagte Zil. »Ich meine, mehr Kids, die auf unserer Seite stehen.«

Hank blickte ihn genervt an.

Zil war eine Idee gekommen. »Sam kann es mit uns fünf aufnehmen, aber nicht mit der

ganzen Stadt. Wem will er noch Vorschriften machen, wenn alle gegen ihn sind?«

»Wie willst du es anstellen, dass sich die anderen auf unsere Seite schlagen?«, fragte Hank.

Zil grinste. »Wir haben Fleisch, oder? Die Kids sind halb verhungert. Was meinst du, würden sie alles für ein Hirschragout tun?«

Edilio fuhr schneller als jemals zuvor. Er brettete mit hundertzwanzig Sachen die Schnellstraße entlang, wich den liegen gebliebenen Fahrzeugen aus und ging kein einziges Mal vom Gaspedal.

Als sie die Küstenstraße zum Kraftwerk erreicht hatten, musste er das Tempo drosseln. In den gefährlichen Haarnadelkurven hätte eine einzige Unachtsamkeit genügt und sie wären alle den Steilhang hinunter ins Meer geflogen.

Plötzlich hielt Edilio mit quietschenden Reifen an.

»Was ist?«, fragte Sam.

Edilio legte einen Finger an die Lippen und lauschte angestrengt. Da war es wieder. »Schüsse«, sagte er.

»Los, fahr weiter.«

Orc war am Pinkeln, als er Howards Schrei hörte.

Er kümmerte sich nicht darum. Howard war klein, schwächling und erschreckte sich leicht. Doch als Orc sich umdrehte, erkannte er den Ernst der Lage. Aus dem Loch in der Wand blitzte Mündungsfeuer.

Dekka schwebte in der Luft. Dann fiel sie. Und Howard klebte flach an der Wand.

»Orc!«, schrie Howard.

Dekka schlug auf dem Boden auf. Das kümmerte Orc nicht weiter. Er mochte sie nicht. Meistens beachtete sie ihn nicht, und wenn er in ihre Nähe kam, wandte sie sich ab. Abgestoßen durch seinen Anblick.

Na ja, wer war das nicht? Orc fand sein Aussehen ja selbst abstoßend.

Dann erkannte er das Gesicht hinter der Knarre. Drake. Bei der großen Schlacht war er auf Orc losgegangen und hatte ihn mit seinem Tentakel ausgepeitscht. Die Schläge hatte Orc damals kaum gespürt, aber Drake wollte ihn umbringen, und das hatte er ihm übel genommen.

Drake mochte er also noch viel weniger als Dekka. Doch Sam konnte Dekka gut leiden und war fair zu ihm gewesen. Sam hatte ihn mit Bier versorgt.

Orc sehnte sich nach einem Bier. Wenn er Dekka das Leben rettete, würde Sam sich erkenntlich zeigen– da würde mindestens eine Kiste bei rausspringen.

Die Entfernung zu Drake betrug ungefähr hundert Meter. Die zu Dekka etwa die Hälfte.

Neben ihm stand ein Motorrad. Orc packte die schwere Maschine, nahm den Vorderreifen in eine Hand und das Lenkrad in die andere, verriss das Rad mit einer kräftigen Drehung und löste es aus der Gabel.

»Da schießt jemand!«, schrie einer von Drakes Soldaten, als er in den Raum gestürzt kam.

»Rate mal, wer«, sagte Diana.

»Zu früh«, knurrte Caine. »Ich hab ihm gesagt, er soll warten. Jack, mach schon!«

»Ich will nichts übereilen...«

Caine hob beide Hände, beförderte Jack in die Luft und schleuderte ihn auf das Steuerungspult.

»Jetzt!«, brüllte Caine.

Sie hatten die Steuerzentrale verlassen und standen vor einem Monitor, der das Innere des Reaktors zeigte.

Jack tippte eine Reihe von Zahlen ein.

Die Elektromagneten schalteten sich aus.

Die Steuerstäbe aus Cadmium wurden eingefahren, sie knallten herunter wie Dolche.

Auf dem Schwarz-Weiß-Bildschirm spielte sich alles lautlos ab, die Wirkung war jedoch unmittelbar. Das Brummen der Turbinen wurde mit einem Schlag leiser. Die Lämpchen flackerten. Kurz wackelte auch das Bild auf dem Monitor, dann stabilisierte es sich wieder.

»Ist es sicher? Können wir jetzt rein?«, fragte Caine.

»Na klar doch, was soll schon gefährlich sein an einem Reak...«

»Schnauze!«, brüllte Caine. »Mach auf, Jack!«

Jack gehorchte.

Sie betraten einen riesigen Raum, in dem fast alles aus rostfreiem Stahl zu sein schien – der Fußboden, die Bedienungsstege und die Kräne. Caine musste an eine gigantische Küche denken.

Was nicht aus rostfreiem Stahl war, leuchtete in einer gelben Alarmfarbe. Gelbe Sicherheitsgeländer, gelbe Striche an den Stufenkanten der Treppen. Gelbe Schilder mit schwarzen Warnhinweisen, an die wohl niemand erinnert werden musste, der es bis in diesen Raum schaffte: *Strahlungsgefahr*.

Die hoch über ihren Köpfen aufragende Betonkuppel erinnerte an eine Kathedrale. Allerdings ohne Fresken.

Die schiere Größe des Raums war überwältigend.

In seinem Zentrum befand sich ein mit gespenstisch blauem Wasser gefülltes Becken, ein kreisförmiger Swimmingpool, um den ein Steg herum lief. Über dem Becken hing ein Roboterkran und in ihm drin, in schwarzblauer Tiefe, lagen die Brennstäbe. Jeder mit grauen Pellets gefüllt, die harmlos wirkten. Kurze graue Stummelzylinder. Sie sahen aus, als wären sie aus Blei.

Im Raum stand noch ein riesiger Gabelstapler mit ausgefahrenen Gabeln, auf denen eine Stahltonne darauf zu warten schien, dass der längst verpuffte Fahrer den nächsten Hebel betätigte.

»Ich gebe jetzt die Sequenz ein«, sagte Jack und fing an zu tippen. Verunsichert, ängstlich, aber auch schwindlig vor Aufregung.

Der über dem Wasser hängende Roboter geriet in Bewegung und senkte sich wie ein riesiges Insekt zum Wasser hin. Es herrschte eine drückende Hitze. Die Notgeneratoren waren für den Betrieb der Klimaanlage nicht vorgesehen, sodass die Temperatur rasant stieg.

»Wie lange noch?«, fragte Caine.

»Um ihn herauszuziehen, zu sichern, in ein Abklingbecken zu transportieren und...«

»So viel Zeit haben wir nicht«, blaffte Caine. »Draußen wird bereits geschossen. Wir müssen hier raus.«

»Caine, wir können unmöglich...«

»Hol den Brennstab aus dem Wasser. Um alles Weitere kümmere ich mich.«

»Caine, wir müssen das Verfahren für die Entnahme befolgen. Das geht nur, wenn...«

Caine hob beide Hände und zielte auf die gewölbte Kuppel über ihren Köpfen, die im Fall eines Unfalls dafür sorgte, dass die Strahlung nicht nach außen gelangte. Er feuerte mit aller Macht auf die Betonhülle.

»Was tust du da?«, schrie Jack.

»Caine!«, schrie jetzt auch Diana.

Der Beton gab nicht nach. Nicht aus dieser Entfernung. Nicht ohne Projektil.

Caine richtete seine Kraft auf den Gabelstapler.

»Mach dich bereit, Jack!«, presste er hervor.

Der Gabelstapler flog nach oben, als wäre er von einem unsichtbaren Dämon wie ein Fußball kerzengerade in die Luft geschossen worden. Er war so schnell, dass er mit einem Knall

die Schallmauer durchbrach, sich lautstark durch Stahl und Eisen bohrte und ein Loch in die Betonhülle sprengte.

»Wie fest ist so ein Brennstab?«, fragte Caine.

»Bist du wahnsinnig?«, brüllte Diana.

»Nein, aber in Eile.«

Drake drückte ab.

Die Salve schlug einen halben Meter vor Dekka im Beton ein und hinterließ Risse.

Drake hielt dem Rückstoß stand und hob die Waffe ganz leicht an. Die nächste Salve verfehlte Dekka haarscharf. Sie lag hilflos da, den Blick auf Drake gerichtet, den Tod vor Augen.

Doch plötzlich flog Drake mitsamt der Pistole auf den Rücken und feuerte zur Decke.

Ein Reifen hüpfte durch den Raum und krachte gegen einen Schreibtisch.

Drake ließ den Abzug los, erhob sich taumelnd und starrte den Reifen fassungslos an. Wie zum Teufel konnte ein Reifen durch die Luft fliegen und genau das Loch treffen?

Orc.

Drake wechselte hastig das Magazin. Er hatte ein paar Prellungen abbekommen, war aber nicht ernsthaft verletzt. Er kroch zurück zum Loch und duckte sich.

Dekka lag nicht mehr auf dem Boden.

Orc war...

Eine riesige Kieselsteinpranke langte in das Loch und verfehlte Drakes Kopf nur um wenige Millimeter.

Drake feuerte blindlings drauflos.

Dann drehte er sich um und rannte weg.

Siebenunddreissig

1 Stunde, 6 Minuten

Der Jeep preschte durch das Tor. Edilio hielt auf Dekka zu, die sich gerade sichtlich verletzt und fuchsteufelswild vom Boden aufrappelte.

»Was ist passiert?«, rief Sam und sprang aus dem Wagen.

Endlich setzte der Adrenalinschub ein und er war bereit, sich in den Kampf zu stürzen.

»Ich hab versucht zu fliegen«, sagte Dekka. Sie schüttelte den Kopf und beugte sich vor, um ihr Knie vorsichtig abzutasten. »Autsch!«

»Wir haben ein lautes Geräusch gehört.« Edilio war ebenfalls ausgestiegen. »Lauter als Schüsse. Klang wie ein Donnerschlag. Oder eine Explosion.«

»Tut mir leid, ich hab nichts mitbekommen.«

Orc und Howard schlenderten aus zwei verschiedenen Richtungen auf sie zu.

»Orc, Mann, das war so was von cool!«, rief Howard. Er schlug seinem Freund mehrmals auf den steinharten Rücken.

»Du hast was gut bei mir, Orc«, sagte Dekka.

»Was ist passiert?«, wiederholte Sam seine Frage.

»Drake hat auf Dekka geschossen«, antwortete Howard. »Sie fliegt nach oben. Dann– wumm!– stürzt sie ab. Orc schnappt sich ein Motorrad, reißt das Vorderrad ab und schleudert es auf Drake. Wie eine Frisbeescheibe.« Howard klatschte vor Begeisterung in die Hände. »Das Ding zischt durch das Loch, das du in die Wand gebrannt hast, Sammy. Geht rein wie ein Schmetterball.«

»Das kostet«, brummte Orc.

»Oh ja, das kostet«, echote Howard. »Orc rettet den Tag nicht umsonst.«

»Von euch hat niemand einen lauten Knall gehört?«, hakte Edilio verwundert nach.

»Mann, mir sind die Kugeln um die Ohren geflogen«, schnappte Dekka.

»Alles in Ordnung?«, fragte Sam sie.

»Ich werd schon nicht abkratzen.«

»Dekka?«, sagte Sam. »Was würde mit einem Stollen passieren, wenn du die Schwerkraft aufheben würdest?«

»Ist das ein Quiz?«

»Nein.«

Dekka nickte. »Okay. Wenn ich ihn ein paarmal hintereinander attackiere, wird er vermutlich einstürzen.«

»Ja.« Sam legte eine Hand auf ihre Schulter. »Würdest du mir einen Gefallen tun?«

»Lass mich raten: Du willst, dass ich irgendeine Höhle zum Einsturz bringe.«

»Es ist nicht irgendeine Höhle«, sagte Edilio düster. »Da ist was drin. Es ist... schwer zu erklären. Ein Ding, das dir echt Angst einjagt.«

»Ich möchte, dass du mit Edilio hinfährst und dieses Ding verschüttest«, sagte Sam.

»Howard? Du fährst mit Orc in die Stadt zurück. Ich kann selbst kaum glauben, dass ich das sage, aber ihr müsst dort nach dem Rechten sehen.«

»Das wird was kos...«, begann Howard.

»Ich weiß«, fiel Sam ihm ins Wort. »Was dagegen, wenn wir das später besprechen?«

Howard zuckte die Achseln. »Okay, aber ich verlass mich auf dich.« Er deutete mit zwei Fingern auf seinen Augen und dann auf Sams.

»Was wirst du jetzt tun?«, fragte Dekka Sam.

»Ich knüpfe mir Caine vor. Ich muss ihn aufhalten– und zwar hier.«

»Du gehst da aber nicht allein rein«, widersprach Edilio. »Kommt nicht infrage. Das wäre reiner Selbstmord.«

Sam lachte gezwungen. »Fällt mir gar nicht ein. Howard, sobald du in der Stadt bist, geh zu Brianna. Vielleicht begegnest du ihr auch schon unterwegs. Wir brauchen Unterstützung aus Perdido Beach. Außerdem brauche ich jemanden, der mir Bescheid gibt, was bei der Mine los ist.«

»Vielleicht hätten wir die Telefone ja doch in Betrieb nehmen sollen.« Edilio realisierte zu spät, wie unpassend sein Kommentar war.

»Ja«, erwiderte Sam. »Schreib's auf die Liste mit den Fehlern, die ich in letzter Zeit gemacht habe.«

»Okay, aber einen Fehler darfst du auf keinen Fall machen: Geh nicht allein da rein.«

»Ich hab doch gerade gesagt, dass ich das nicht vorhabe«, erwiderte Sam. Doch als Edilio ihm einen misstrauischen Blick zuwarf, senkte Sam den Kopf.

»Falls mir was zustößt, hat Edilio das Kommando.«

Dekka nickte ernst.

»Tu mir das nicht an!«, flehte Edilio. »Wehe, du stirbst, Mann!«

Der Brennstab. Eine vier Meter lange Kassette. Sie steckte zwar in einer Bleihülle, war aber immer noch unfassbar gefährlich.

Jack hielt ein Gerät in der Hand, das wie eine übergroße Fernsteuerung aussah. Seine Augen traten vor Anspannung aus den Höhlen. Er schluckte krampfhaft, drückte auf einen Knopf und hielt den Stab an. Dann seufzte er tief.

Der Brennstab hing vom Greifarm des Roboterkrans und schwankte leicht hin und her. Caine fühlte sich von ihm angezogen wie von einem Magneten und hätte ihn am liebsten berührt. Er musste glühend heiß sein, denn obwohl Caine etwa zwanzig Meter von ihm entfernt war, brach ihm der Schweiß aus.

Caine hörte Schritte hinter sich. Ohne sich umzudrehen, sagte er: »Hörst du eigentlich zu, wenn man dir etwas sagt, Drake?«

»Das war nicht meine Schuld«, stieß Drake keuchend hervor. »Howard hat mich entdeckt.«

»Und Sam?« Caine war von dem mattgrauen Brennstab wie hypnotisiert. Ihn faszinierte der Kontrast zwischen seinem unscheinbaren Äußeren und seiner tödlichen Kraft.

»Ist gerade mit dem Mexikaner angekommen.«

Als Caine einen Blick zur Kuppel warf, löste sich dort ein Betonbrocken. Er fiel herab und krachte lautstark auf irgendeine Maschine. Durch das Loch konnte Caine die Hügel sehen, die sich im Licht der untergehenden Sonne lila gefärbt hatten.

Jack würde noch mindestens zehn bis fünfzehn Minuten brauchen, um den Brennstab zum Ladedeck zu manövrieren. In zehn Minuten konnte Sam bereits hier sein.

»Wenn wir draußen sind, darf Sam uns auf keinen Fall folgen«, stellte Caine fest. Und dann kam ihm eine wunderbare Idee, wie er zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen konnte.

»Drake, jetzt kannst du beweisen, dass du tatsächlich so kaltblütig bist, wie du immer behauptest.«

»Ich muss überhaupt nichts beweisen«, schnappte Drake.

Caine ging ganz dicht an ihn heran und sagte dann so laut, dass es jeder mitbekam: »Als ich Diana losgeschickt habe, um Jack zu holen, hat sie genau das getan. Jetzt muss jemand Sam aufhalten. Soll ich Diana bitten, sich darum zu kümmern? Sie dürfte das hinkriegen, Sam ist schließlich ein Kerl.«

Diana begriff sofort, was Caine vorschwebte.

Sie lachte wissend. »Ich könnte mir vorstellen, dass ihn seine Eisprinzessin lange genug hingehalten hat. Es sollte nicht allzu schwer für mich sein, ihn... ihn aufzuhalten.«

Als Diana noch lange Haare hatte und sich nicht wie ein Junge kleidete, hätte der Köder wahrscheinlich besser funktioniert, aber Drake biss auch so an.

»Verstehe«, sagte er. »Ich soll Sam aus dem Weg räumen? Entweder tötet er mich oder ich ihn, richtig? Dir und dieser Hexe käme beides gelegen.«

»Drake, du schindest Zeit.«

Caine konnte regelrecht hören, wie das Hirn des Psychopathen ratterte und er seine Chancen abwog. Drake würde nicht ablehnen, niemals. Nicht, wenn er weiterhin als Peitschenhand auftreten wollte. Nicht, wenn er hoffte, Caine vom Thron zu stürzen.

»Ich lege Sam um«, sagte Drake in einem drohenden Ton, in dem aber auch Unsicherheit mitschwang.

Die Wirkung gefiel ihm offenbar nicht. Also fügte er mit einem tiefen Knurren hinzu:
»Sam kommt hier nicht mehr lebend raus.«

Caine nickte. Dann wandte er sich ab und zwinkerte Diana zu, die ein Pokerface aufsetzte.

Armer Drake. Es genügte nicht, ehrgeizig zu sein. Ein Anführer musste klug sein, skrupellos und manipulativ, nicht bloß ein Schläger.

Große Anführer hatten ein Gespür dafür, wann sie Leute umgarnen und wann sie auf Konfrontation gehen mussten. Doch vor allem mussten sie einschätzen können, wann sich ein großes Risiko lohnte.

»Hoffen wir, dass dieser Brennstab stark gebaut ist«, sagte Caine.

Er hob die Hände. Die Kassette stieg nach oben, hing aber immer noch im Greifarm des Krans.

»Drück auf *Release*!«, befahl Caine.

»Caine, wenn er zerbricht...«

»Mach schon!«

Jetzt trat selbst Drake einen Schritt zurück. Jack drückte auf den Knopf. Im selben Moment schwang Caine die ausgestreckten Arme Richtung Kuppel, worauf die Kassette wie der Pfeil von einer Armbrust flog.

Er hatte gut gezielt, jedoch nicht perfekt. Die Kassette schoss zwar durch das Loch, schrammte dabei aber über den Beton.

»Das ist die schnelle Methode«, sagte Caine.

»Wenn sie aufgebrochen ist, werden wir alle sterben«, jammerte Jack.

Caine beachtete ihn nicht weiter. Er wandte sich wieder an Drake.

»Ich kümmere mich um Sam«, sagte Drake.

Caine lachte. »Oder er sich um dich.«

»Bis später, Caine.«

Das war eine Warnung: Sollte er den Kampf mit Sam überleben, würde er Caine als Nächsten umlegen.

»Weißt du was?«, fügte Drake noch hinzu. »Ich bring dir den Arm deines Bruders. Er hat mir meinen genommen. Es ist Zeit, dass ich es ihm heimzahle.«

Als Edilio und die anderen wegfuhr, blickte Sam ihnen hinterher und spürte einen inneren Frieden. Zum ersten Mal seit Tagen. Jetzt riskierte er nur noch sein eigenes Leben. Außerdem hatte er sich etwas vorgenommen: Wenn das hier erledigt war, war er raus aus der Sache.

Er hatte zu viele Fehler gemacht. Zu viel übersehen. Nicht er war auf die Idee gekommen, fischen zu gehen, sondern Quinn. Und dass man die Leute mit Geländewagen vor den Wurmern auf den Feldern schützen konnte, war auch nicht ihm eingefallen, sondern Astrid.

Sam hatte bei allem zu spät, zu langsam, zu unkonzentriert, zu unsicher reagiert. Er hatte die Nahrungsmittel nicht rechtzeitig rationiert. Es war ihm nicht gelungen, die Leute zu motivieren. Er hatte zugelassen, dass der Hass zwischen Freaks und Normalen außer Kontrolle geriet. Außerdem hatte er nicht verhindert, dass Ralphs Laden von Drake überfallen wurde. Und er hatte Caine nicht vom Kernkraftwerk ferngehalten.

In Perdido Beach saßen die Kids im Dunkeln und dachten sogar über Kannibalismus nach. Und für all das war er verantwortlich.

Selbst jetzt spürte Sam eine bohrende Unsicherheit, dass ihm schon wieder etwas entgangen sein könnte. Etwas Lebenswichtiges.

Egal. Wenn er den heutigen Tag überstand, würde er von seinem Amt zurücktreten. Sollte Astrid übernehmen. Oder Albert. Oder Dekka. Am besten Edilio.

Wenn es ihm heute gelang, Caine aufzuhalten und mit Dekkas Hilfe die Mine zu verschließen, dann hätte er genug für die Kids getan. Mehr als genug.

Bald könnte sich jemand anderes mit all den Problemen herumschlagen. Er würde Surfen gehen– auch ohne richtige Wellen. Er wäre schon zufrieden, wenn er auf seinem Brett rauspaddeln und einfach nur daliegen könnte. Das stellte er sich schön vor.

Aber zuerst...

Sam überquerte den Parkplatz zum Turbinengebäude und näherte sich der Tür. Er rechnete mit einer Wache und mit Schüssen. An der Tür war aber niemand.

Seine Erleichterung hielt nur kurz an. Das war kein gutes Zeichen. Caine hätte die Tür niemals unbewacht gelassen– vorausgesetzt, er befand sich noch im Kraftwerk.

Sam betrat das gespenstisch stille Gebäude. Der Reaktor war heruntergefahren. Die Turbinen hatten aufgehört, sich zu drehen. Normalerweise verstand man hier sein eigenes Wort nicht. Jetzt hörte er das Tappen seiner Schritte.

Er fand den Korridor zur Steuerzentrale, deren Tür nach innen gesprengt worden war. Als er die im Boden steckenden Werkzeuge sah, konnte er sich keinen Reim darauf machen.

Die Steuerzentrale war verlassen und dunkler als sonst. Ein paar Notlampen leuchteten, die Computer und Instrumente waren alle noch an, aber weit und breit war keine Menschenseele.

Auf dem Fußboden erblickte er eine verschmierte Pfütze aus klebrigem Blut. Und rote Fußabdrücke.

Er hatte mit allem gerechnet, nur nicht mit dieser Stille. Wo war Caine? Wo war Drake?

Das Kraftwerk war ein riesiger Komplex, sie konnten überall sein. Ihn an hundert verschiedenen Stellen erwarten und im Hinterhalt liegen, bis er um eine Ecke kam. Caine konnte ihn treffen, bevor er eine Chance hatte, sich zu wehren.

Sam blieb unsicher stehen. Was lief hier? Hätte er doch Edilio gebeten, Brianna herzuschicken! Sie hätte das Kraftwerk in zwei Minuten durchsucht.

Denk nach!, befahl er sich. Geh alle Möglichkeiten der Reihe nach durch. Sie waren hier, um Uran zu stehlen. Ihre Beute wollten sie zur Mine bringen. Wie würden sie vorgehen? Wo wären sie?

Beim Reaktor natürlich. Dort, wo sich das tödliche Metall befand.

»Kein schöner Gedanke«, sagte Sam laut in den verlassenen Raum.

Er kehrte in den Korridor zurück und folgte den Hinweisschildern an der Wand.

Normalerweise war der Eingang zum Reaktorgebäude durch eine massive Stahltür versperrt. Caine hatte sich nicht die Mühe gemacht, sie hinter sich zu schließen.

Sam betrat das Gebäude und gelangte in einen langen, schlecht beleuchteten und hallenden Flur, der zu einer zweiten Stahltür führte. Sie stand ebenfalls offen.

Anscheinend absichtlich. Für ihn. Warum? Weil Caine den Bereich radioaktiv verseucht hatte? Nahm sein Körper bereits eine tödliche Strahlendosis auf?

Nein. So kurzsichtig war Caine nicht, denn wenn das Areal kontaminiert wäre, könnte er den Strom nie wieder einschalten. Einer Sache war sich Sam ganz sicher: Caine würde früher oder später wieder elektrischen Strom haben wollen, und sei es nur, um ihn zu kontrollieren.

Das ergab Sinn. Nahm ihm aber nicht die Furcht. Wenn Caine den Ort tatsächlich kontaminiert hatte, war Sam ein zum Tode Verurteilter auf dem Weg zur Vollstreckung.

Er betrat den Reaktorraum, in dem trotz seiner gewaltigen Höhe eine stickige, fast unerträgliche Hitze herrschte. Es war unmöglich, beim Anblick des Reaktorkerns, dieses unwirklich blauen Wasserbeckens voller aufgestauter Energie, keine Furcht zu empfinden. Unmöglich zu verdrängen, wofür er stand.

Sam ging um ihn herum, angespannt, auf der Hut, bereit zum Angriff. Auf halbem Weg, am anderen Ende des Beckens, erwartete ihn Drake. Er stand auf dem Steg, lehnte lässig an einem Steuerbord und ließ seine Peitschenhand träge auf und ab schwingen.

»Hey, Sam.«

»Drake.«

»Weißt du, was cool ist? In der Schule hab ich nie richtig aufgepasst, aber nur, weil ich damals noch keine Ahnung hatte, wie nützlich das ganze Zeug hier sein kann.« Drake zog etwas aus der Tasche, was wie eine überdimensionale Fernsteuerung aussah. Er drückte auf einen Knopf.

Und löste einen Alarm aus.

»Geh da weg!«, schrie Sam über den Lärm der Sirene.

»Ich werde dir wehtun, Sam. Und du wirst dich damit abfinden müssen.«

»Was hast du vor, Drake?«

»Wenn ich es richtig verstanden habe, gibt es hier diese Steuerstäbe. Sobald sie eingefahren sind, schaltet sich der Reaktor ab. Wenn du ein paar rausziehst, fährt er hoch. Ziehst du alle raus, löst du eine Kernschmelze aus.«

Dutzende schmaler Stäbe schoben sich aus dem gespenstisch blauen Becken.

»Drake, du bluffst.«

Drake grinste. »Wie du meinst, Sam. Aber überleg dir mal, wie deine hübsche kleine Astrid aussehen wird, wenn ihr die Haare büschelweise ausfallen.«

Er drehte die Fernsteuerung um, um sie Sam zu zeigen. »Siehst du den Knopf hier? Er sorgt dafür, dass die Steuerstäbe wieder einfahren. Und alle am Leben bleiben. Wenn niemand auf den Knopf drückt... tja. Jack meint, wir beide werden dann ziemlich schnell sterben. Alle anderen in der FAYZ krepieren langsam.«

»Du würdest aber auch draufgehen.« Sam versuchte, Zeit zu schinden. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken auf der Suche nach einem Ausweg, einer Möglichkeit, Drake irgendwie zu stoppen. War Drake verrückt genug, um...? Ja, eindeutig.

Der Alarm wurde immer lauter. Er klang wie ein elektronischer Schrei.

»Ich mach mir keine Sorgen, Sam, weil du das nicht zulassen wirst!«, kreischte Drake über den Lärm hinweg.

»Drake...« Sam richtete die Handflächen auf ihn.

Drake streckte seinen menschlichen Arm über den Rand des leuchtenden Beckens. Die Fernsteuerung hing zwischen zwei Fingern.

»Wenn ich sie fallen lasse...«, warnte Drake.

Sam senkte die Hände.

Der Alarm dröhnte in seinem Kopf. Wie viele Minuten blieben ihm? Wie viele Sekunden? Die Steuerstäbe stiegen unaufhaltsam nach oben. Wie lange, bis es zu spät war?

Schon wieder versagt, dachte Sam stumpfsinnig.

»Möchtest du denn gar nicht wissen, was ich will?«, schrie Drake.

»Mich«, erwiderte Sam. »Du willst mich.«
»Richtig, Sam. Und du wirst da stehen bleiben und nichts unternehmen. Sonst...«
»Aaaaaah!«, schrie Sam, als Drake erneut zuschlug.
Und ausholte und noch einmal zuschlug.
Sam lag auf den Knien und weinte.
Weinte wie ein Baby. Seine gellenden Schreie verschmolzen mit dem Heulen der Sirene.
Drake bedauerte, keine Kamera dabeizuhaben. Wenn er diesen Moment auf Video hätte, könnte er ihn sich immer wieder ansehen.
Der große Sam Temple, blutüberströmt auf dem Boden kauern und vor Schmerz brüllend, während Drake seine Peitsche ein ums andere Mal auf ihn niedersausen ließ.
»Tut das weh, Sam?«, höhnte Drake. »Mir hat es wehgetan, als du meinen Arm verbrannt hast. Meinst du, es tut genauso weh?«
Er schlug wieder zu.
Zur Belohnung hörte er ein schreckliches Stöhnen.
»Angeblich hab ich mich angepinkelt, als sie mir den Stumpf abgeschnitten haben!«, schrie Drake. »Was ist, Sam? Hast du dir schon in die Hose gemacht?«
Sam lag inzwischen auf der Seite und schützte mit den Armen sein Gesicht. Beim letzten Hieb hatte er nicht einmal mehr geschrien. Nur noch gezuckt.
»So, jetzt wollen wir dein hübsches Gesicht ein wenig verunstalten«, knurrte Drake und holte aus, um mit ganzer Kraft zuzuschlagen.
Die Peitsche sauste herunter.
Im selben Augenblick schien etwas Unscharfes an ihm vorbeizuhuschen. Drake hörte sich vor Schock aufschreien. Zuerst tat es nicht einmal weh, er spürte nichts, nur...
Ein halber Meter seines Tentakels wand sich wie eine sterbende Schlange auf dem Boden. Aus seinem Arm spritzte Blut. Drake hob ihn vors Gesicht und starrte ungläubig auf den Stumpf.
Der Draht war aus dem Nichts aufgetaucht. Das eine Ende war um eine Leiter zum Steg gewickelt, das andere Ende lag fest gespannt in Briannas Hand.
»Hey, Drake!«, rief sie. »Ich hab gehört, du wolltest mich mit Draht zerstückeln. Gute Idee.«
Drake blickte sie mit offenem Mund an, fassungslos über seine plötzliche Niederlage. Das abgeschnittene Ende seines Arms zuckte weiter. Als hätte es sich verselbstständigt.
»Die Fernsteuerung!«, rief Sam.
Drake spreizte die Finger.
Ließ die Fernsteuerung fallen.
»Breeze!«, schrie Sam.
Drake machte kehrt und floh.
Brianna konnte sich übermenschlich schnell bewegen, aber ihr Gehirn arbeitete mit normaler Geschwindigkeit. Daher benötigte sie den Bruchteil einer Sekunde, um die Fernsteuerung fallen zu sehen, und einen weiteren, um zu begreifen, dass sie sehr wichtig sein musste. Sonst hätte Sam nicht so geschrien. Erst dann ging ihr auf, dass das leuchtende Blau gar kein Swimmingpool war.
Die Fernsteuerung fiel.
Brianna hechtete los.
Ihre Hand packte die Fernsteuerung, als sie sich wenige Millimeter über der Wasseroberfläche befand.
Wenn sie selbst ins Wasser stürzte...
Sie wirbelte in der Luft herum und stieß sich mit aller Kraft von den aufsteigenden Steuerstäben ab.

Elegant war das nicht. Sie flog über den Rand des Beckens und schlitterte über den Boden.

Aber sie hatte die Fernsteuerung. Was jetzt?

»Sam? Sam?«

Sam antwortete nicht. Sie war mit einem Satz bei ihm, drehte ihn auf den Rücken und sah erst jetzt, was Drake angerichtet hatte.

»Sam?«, schluchzte sie.

»Roter Knopf«, röchelte er.

Achtunddreissig

53 Minuten

Edilios Hände hielten das Lenkrad so fest umklammert, dass er sich fast die Finger brach. Dekka bemerkte es. Außerdem knirschte er mit den Zähnen, und als er einen vergeblichen Versuch unternahm, seine Kiefer zu entspannen, bemerkte Dekka das auch.

Sie sagte nichts. Dekka war kein gesprächiger Mensch. Behielt ihre Wünsche und Hoffnungen für sich. Ihre Gefühle gingen nur sie etwas an. Und seine Angst sollte man sowieso besser verbergen. Wer seine Angst zeigte, hatte in der Regel schon verloren.

In Perdido Beach– und davor in Coates– wurde ihre Verschlossenheit als Feindseligkeit ausgelegt. Dabei war sie gar nicht feindselig. Aber in Coates, dieser Entsorgungsanstalt für Problemkinder, hatte es sich als nützlich erwiesen, von den anderen gefürchtet zu werden.

In Coates hatte Dekka zu keiner Clique gehört und auch keine Freunde gehabt. Sie hatte sich unauffällig verhalten, gute Noten bekommen, die Regeln befolgt und sich um ihre eigenen Angelegenheiten gekümmert.

Das hieß aber nicht, dass ihr entgangen war, was um sie herum passierte. So hatte sie früher als die meisten erkannt, dass sich manche der Coates-Schüler auf eine Weise veränderten, die logisch nicht erklärbar war, und dass Caine Soren eine wahrhaft beängstigende Kraft entwickelte. Bei Drake Merwin war ihr schon lange vorher klar gewesen, dass er ein gefährlicher Psychopath war. Und natürlich war ihr Diana aufgefallen. Die schöne, verführerische und alles durchschauende Diana Ladris.

Dekka hatte die Anziehungskraft des Mädchens sofort gespürt. Diana hatte mit ihr gespielt und ihr Hoffnungen gemacht, um sie im nächsten Moment zu verhöhnen. Aber sie hatte Dekkas Geheimnis nicht verraten.

Diana wusste ein Geheimnis zu wahren. Und sei es nur, weil es sich irgendwann als nützlich erweisen könnte.

In Coates hatte sie Brianna kaum wahrgenommen. In Brianna hatte sie sich erst verliebt, nachdem Caine und Drake beschlossen hatten, die Freaks unschädlich zu machen.

Es war Zufall gewesen, dass Dekka und Brianna mit ihren Zementblöcken nebeneinandergestanden hatten. Wochenlang hatten sie wie Tiere Seite an Seite aus demselben Trog gefressen. Damals hatte Dekka begonnen, Briannas ungebrochenen Widerstandsgeist zu bewundern.

Sie ließ sich nicht unterkriegen. Wenn sie am Boden lag, stand sie wieder auf. Das liebte Dekka an ihr.

Ihr war völlig klar, dass daraus nie etwas werden würde. Brianna stand eindeutig auf Jungs– und hatte offenbar einen miserablen Geschmack.

Edilio schreckte Dekka aus ihren Gedanken. »Die Geisterstadt liegt gleich da vorne. Mach dich bereit.«

»Wofür?«, brummte sie. »Bis jetzt hat mir kein Mensch was erklärt. Ich weiß nur, dass ich irgendeine Höhle zum Einsturz bringen soll.«

Auf Edilios Schoß lag eine Waffe. Er entsicherte sie, dann zog er unter seinem Oberschenkel eine Pistole hervor, entsicherte sie ebenfalls und reichte sie Dekka.

»Edilio, du machst mir Angst.«

»Zum Schutz gegen die Kojoten«, sagte Edilio. »Oder gegen Schlimmeres.«

»Was soll das heißen?«

Edilio drosselte das Tempo. Sie fuhren auf der Hauptstraße einer ehemaligen Stadt, deren

Häuser längst eingestürzt waren. Zwischen den Trümmerhaufen ragte ab und zu eine hölzerne Fassade aus dem Staub, deren verblichener Farbanstrich noch zu sehen war.

»Spürst du es nicht?«, fragte Edilio.

Ja, sie spürte es. Schon eine ganze Weile, ohne zu wissen, was es war.

»Wie nah musst du ran, um dein Ding durchzuziehen?«

Als Dekka antworten wollte, stellte sie fest, dass ihr Mund staubtrocken und ihr Rachen wie zugeschnürt war. Sie räusperte sich und versuchte es noch einmal: »Ziemlich nah.«

Der Jeep erreichte den Fuß des Pfads. Edilio wendete den Wagen und ließ den Schlüssel stecken. »Ich möchte nicht erst danach kramen müssen«, sagte er. »Hoffentlich haben die Kojoten nicht gelernt, wie man Autos klaut.«

Als Dekka zögerlich aus dem Wagen stieg, sah Edilio sie verständnisvoll an.

»Ich weiß noch nicht einmal, wovor ich mich genau fürchte«, meinte sie.

»Was auch immer es ist, wir werden es töten.«

Sie stapften den Pfad hinauf und stießen nach wenigen Minuten auf den von Fliegen bedeckten Kadaver eines Kojoten.

»Ein Mistvieh weniger«, murmelte Edilio.

Sie gingen weiter. Edilio hielt seine Waffe im Anschlag und schwenkte den Lauf langsam von einer Seite zur anderen. Die Pistole in Dekkas Hand wog schwer. Ihre Augen achteten auf jeden Felsen, spähten in jede Ritze, ihr ganzer Körper war zum Zerreißen gespannt.

Sie gewannen an Höhe und schließlich lag der Eingang zur Mine vor ihnen.

»Schaffst du es von hier aus?«, flüsterte Edilio.

»Nein, ich muss noch näher ran.«

Ihre Füße schleppten sich durch Sand und Schotter, als wäre es klebriger Sirup. Alles geschah wie in Zeitlupe. Edilios Finger lag krampfhaft zuckend auf dem Abzug. Dekka schlug das Herz bis zum Hals.

Näher.

Nah genug.

Dekka blieb stehen. Edilio wandte sich zur Seite und richtete seine Waffe auf zwei Kojoten, die wie von Zauberhand oberhalb des Minenschachts aufgetaucht waren.

Dekka steckte ihre Pistole hinten in den Hosenbund. Sie erinnerte sich vage daran, dass ihr mal jemand gesagt hatte: »Besser sie geht los und schießt dir ein Loch in den Hintern als in deine...«

Das schien Millionen Jahre her zu sein. Und Millionen Meilen weit weg. Auf einem anderen Planeten. In einem anderen Leben.

Dekka hob die Arme und spreizte die Finger.

In der Höhle regte sich etwas.

Langsam, gleichmäßig.

Lana bewegte sich wie eine Schlafwandlerin auf sie zu.

Sie schaute Dekka direkt an.

»Nicht«, sagte sie mit einer Stimme, die nicht ihre eigene war.

Als Sam nach einiger Zeit zu sich kam, kniete Brianna neben ihm. Auf dem Boden stand ein Erste-Hilfe-Kasten. Sie verarztete seine schlimmsten Wunden mit einem Sprühpflaster.

»Drake«, keuchte Sam.

»Um den kümmere ich mich später.«

Der Alarm hatte aufgehört.

Sam wollte sich aufsetzen, doch Brianna drückte ihn sanft nieder. »Nicht, du bist schwer verletzt.«

»Ja, das brennt wie Feuer.«

»Ich hab das gefunden.« Sie zeigte ihm ein ockerfarbenes Päckchen. Auf dem Label stand *Morphin Injektionslösung USP. 10 mg.*

Sam kniff die Augen zu und biss die Zähne fest zusammen. Er wollte schreien vor Schmerz. Er litt Qualen, die weit über das hinausgingen, was ein Mensch ertragen konnte. Als stünde sein Fleisch in Flammen.

»Weiß nicht«, presste er hervor.

»Wir brauchen Lana«, meinte Brianna.

»Ja. Blöderweise ist Dekka gerade auf dem Weg zu ihr, um sie umzubringen.«

Die Schmerzen kamen in Schüben und mit solcher Vehemenz, dass ihm speiübel wurde. Das Morphin würde sie dämpfen. Es würde ihn aber auch kampfunfähig machen. Niemand sonst konnte Caine aufhalten...

Er musste funktionieren... musste...

Sam hielt es nicht mehr aus und stieß einen gellenden Schrei aus. Sofort riss Brianna das Päckchen auf und spritzte ihm das Zeug ins Bein.

Die Wirkung setzte unmittelbar ein: Sam wurde schläfrig, alles verlor an Bedeutung. Er hatte das Gefühl, immer tiefer zu sinken, auf einen dunklen Ort zu. Er ließ es zu und vergaß Brianna, die ihn anstarrte, während er zum Mittelpunkt der Erde sank.

Wir brauchen eine Waffe, dachte er noch.

Eine Waffe.

»Breeze?«, gelang es Sam zu sagen.

»Was, Sam?«

»Breeze...«

»Ja, ich bin hier.«

Die Dunkelheit war bestens gewappnet. Sie kannte ihre Kräfte. Kannte ihre Grenzen. Wusste alles, was Lana wusste. Wahrscheinlich auch alles, was Caine und Drake wussten. Aber eines wusste sie nicht.

Sam richtete sich krampfhaft auf, packte Briannas Arm und hielt ihn fest. »Hol Duck!«

»Ich lass dich nicht allein.«

»Breeze, die Strahlung. Du warst ihr ausgesetzt.«

Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber er hörte, wie sie scharf die Luft einsog.

»Oh mein Gott!«, rief Brianna wie aus weiter Ferne. »Werde ich jetzt sterben?«

»Hol Duck. Die Mine. Lana.«

Dann ließ er los und dämmerte weg.

Brianna zoomte durch die Straßen, hämmerte an Türen und schrie: »Duck! Duck, mach schon, komm raus!«

Kein Duck. Viele hörten ihre Rufe, wichen ihr aber aus.

Sie rannte, so schnell sie konnte. Jedoch nicht schnell genug, um ihre eigene Angst abzuhängen. Sie hatte das Reaktorbecken berührt, in die Strahlung gegriffen.

Bei Astrids Haus hielt sie an. Der kleine Pete sang aus voller Kehle. »Nestor! Nestor! Nestor!« Verrückt. Brianna fragte sich, wie Astrid das aushielt.

Als Pete Brianna sah, hörte er auf. Sein Blick verschleierte sich, dann zog er langsam seinen Gameboy aus seiner Tasche.

»Brianna! Was ist mit Sam?« Astrid kam auf die Veranda.

»Drake hat ihn beinahe zerfetzt.« Sie wollte hart klingen, aber jetzt übermannten sie die Tränen. »Astrid, er ist so schwer verletzt.«

Astrid entfuhr ein Schrei. Sie schlug sich die Hand vor den Mund. Brianna legte schluchzend die Arme um sie.

»Wird er sterben?«, fragte Astrid mit brüchiger Stimme.

»Nein, ich glaube nicht.« Brianna machte einen Schritt zurück und wischte sich die Tränen ab. »Ich hab ihm was gegen die Schmerzen gegeben. Aber er sieht schlimm aus.«

Astrid griff nach ihrem Arm und drückte so fest zu, dass es wehtat.

»Nestor«, sagte der kleine Pete.

Und mit einem Mal war Astrid wie ausgewechselt. »Hey!«, fuhr sie Brianna an. »Wir müssen uns zusammenreißen.«

Brianna sah sie schockiert an. Diese Kälte hätte sie Astrid nie zugetraut.

»Nestor«, wiederholte der kleine Pete.

»Ich soll Duck holen«, erzählte Brianna.

»Duck?« Astrid runzelte die Stirn.

»Duck«, sagte der kleine Pete.

Astrid starrte ihn an. Brianna meinte förmlich hören zu können, wie Astrids Gedanken rasten.

Da drang Lärm die Straße herauf und gleich darauf bogen an die dreißig Kids um die Ecke. Sie hüpfen und tanzten, als wären sie bei einem Karnevalsumzug. Dahinter kam ein Cabrio. Es fuhr im Schrittempo, mit offenem Verdeck und blinkenden Lichtern. Aus dem CD-Player des Wagens plärrte irgendein Song. Und auf der Motorhaube lag der halb zerfleischte Kadaver eines Hirschs.

Hunter humpelte dem Auto hinterher. Sein Gesicht war voller Blut, seine Hände waren gefesselt, in Folie gepackt und um seinen Hals lag ein Strick. Zil saß wie ein Politiker bei einer Parade auf der Rückbank des Wagens und hielt den Strick fest. Lance war am Steuer. Antoine, den Brianna für einen dauerbekifften Blödmann hielt, hockte neben ihm. Auf der Rückbank waren noch zwei Kids, die sie vom Sehen kannte. Einer hielt ein Schild hoch, auf dem stand: *Essen für alle Normalen*.

»Was zum...?«, stieß Brianna hervor.

»Du hältst dich da raus!«, zischte Astrid. »Du hilfst Sam.«

»Das dürfen sie nicht!«, rief Brianna.

Astrid packte sie an der Schulter. »Brianna, hör mir zu. Du musst Sam helfen. Tu, was er sagt. Finde Duck!«

Neununddreissig

47 Minuten

Duck ging es gut, wenn man einmal davon absah, dass er ständig Hunger verspürte. Endlich musste er keine Angst mehr haben, bis zum Schmelzpunkt der Erde zu sinken. Er wusste jetzt, wie er seine absurde Kraft steuern konnte.

Er konnte die Dichte seines Körpers ändern, ohne dabei größer oder kleiner zu werden. Wenn er sie steigerte, versank er im Boden. Wie eine Glaskugel, die in eine Puddingschüssel fiel. Und das war, wie er inzwischen wusste, gar nicht angenehm.

Setzte er seine Kraft umgekehrt ein, wurde er leicht wie ein Ballon und hob vom Boden ab. So wie jetzt. Er schwebte in fünfzehn Metern Höhe über der Plaza und ließ sich wie eine Wolke über den Himmel treiben. Seine einzige Sorge war, dass er zu weit abtrieb und den Weg zu Fuß zurücklaufen müsste.

Sam saß im Bus. Er spürte die Erschütterungen und fühlte sich geblendet von der Sonne. Quinn saß neben ihm. Aber irgendetwas stimmte nicht mit ihm.

Die Leute beobachteten ihn. Ihre Blicke bohrten sich in seinen Hinterkopf.

Im vorderen Teil des Busses geschah etwas. Der Fahrer. Seine Hand krallte sich über dem Herzen ins Hemd.

Da war ich doch dabei, dachte Sam. Das ist wirklich passiert.

Bloß war diesmal alles anders. Als der Fahrer beim letzten Mal vom Sitz rutschte, hatte Sam das Lenkrad gepackt. Damals war der Fahrer auch nicht mit einem Tentakel gewürgt worden, oder?

Sam erhob sich taumelnd aus seinem Sitz, erstaunt, weil das nicht seine Absicht gewesen war. Aber jetzt stand er, hielt sich schwankend an den Nackenstützen fest und war sich bewusst, dass er angestarrt wurde.

Der Fahrer drehte sich zu ihm um und grinste ihn mit bluttriefenden Zähnen an.

Plötzlich sah er, wie sich die Leitplanke wie eine große Schwingtür öffnete. Der Bus raste hindurch und stürzte von der Klippe. Er fiel und fiel, die Felsen und das Meer flogen ihm entgegen, während die Kids im Bus keine Reaktion zeigten, der Fahrer immer noch grinste und auf einmal überall Würmer auftauchten...

Sam wollte schreien, er riss den Mund auf, aber seine Stimme gehorchte ihm nicht. Der Schlangenarm würgte ihn.

Sam wusste, dass es ein Traum war, denn der Bus fiel weiter und immer weiter bis in alle Ewigkeit und nichts konnte ewig fallen. Oder?

Auf einmal veränderte sich die Traumlandschaft. Er betrat die Küche in seinem alten Haus und fand dort nicht– wie erwartet– seine Mutter vor, sondern Astrid, die jemanden anschrte. Er konnte aber nicht sehen, wen.

Keine Zeit, dachte Sam. Keine Zeit für Träume.

Keine Zeit zu verlieren.

Wach auf, Sam!

Sein Körper funktionierte nicht. Als hätte jemand ihn am Boden festgeklebt und mit Tausenden kleinen Stricken gefesselt, die sich wanden wie Schlangen oder Würmer.

Doch jetzt geriet er in Bewegung.

Er öffnete die Augen. War das, was er sah, real? Sah er wirklich den Raum, den Boden, die unendlich hohe Kuppel?

Da lag etwas. Es sah aus, als wäre es vom Grund des Ozeans angeschwemmt worden.

Blasses Fleisch, feucht. Keine drei Meter lang. Es erinnerte ihn an eine Schnecke.

Sam wusste, was es war. Trotzdem traute er seinen Augen kaum. Er musste jetzt los. Jetzt oder nie. Raus aus dem dunklen Loch, zurück in die Welt, solange die Wirkung des Morphiums noch anhielt.

Gefahr nahte– der Gaiaphage fühlte es und Lana auch. Sie musste abgewehrt werden.

Lana sollte holen, was ihr aus der Hand gefallen war.

Sie blieb stehen. Der Gaiaphage wusste es nicht zu benennen. Und einen Moment lang ergaben die Bilder in Lanas Kopf keinen Sinn. Die glatte Stahloberfläche. Der geriffelte Griff.

»Nein, ich will das nicht!«, wimmerte sie, als sie sich bückte.

Ihre Hand tastete danach. Berührte es. Es war kalt. Ihr Zeigefinger legte sich um den Abzug.

Sie erreichte den Laster, der immer noch den Eingang zur Mine versperrte. Sie krabbelte schluchzend auf die Ladefläche, kroch durch das eingeschlagene Fenster ins Fahrerhaus und weiter auf die Motorhaube, kümmerte sich nicht um die Scherben, die ihr in die Haut schnitten.

Warum konnte sie sich nicht selbst stoppen?

Als sie im Eingang zur Mine stand, blendeten sie die leuchtenden Sterne.

Da, die Gefahr.

Lana kannte ihren Namen. Sie wusste, was sie vorhatte. Wenn der Gaiaphage erst gefüttert war, wäre er Dekka gewachsen.

Aber jetzt noch nicht.

»Nicht!«, sagte Lana zu Dekka. »Tu's nicht!«

Dekka erstarrte. Blanker Horror spiegelte sich auf ihrem Gesicht wider. Der andere stand neben ihr. Er hatte eine Waffe. Lana kannte auch seinen Namen. Edilio. Aber er war nicht die Gefahr.

»Da ist Lana«, sagte Dekka.

»Lana, komm her zu uns.« Edilio streckte ihr die Hand entgegen.

Sie hätte sie so gerne genommen.

»Komm schon, Lana!«

Lanas Augen füllten sich mit Tränen. Ihr Kopf schwankte langsam von einer Seite zur anderen. »Ich will das nicht.«

Dann hob sie die Pistole.

»Ich will...«, flüsterte Lana.

Sie zielte.

»Lana, nicht!«, schrie Dekka.

Lana hörte den Schuss nicht, aber sie spürte den Rückstoß der Pistole in ihrer Hand. Sie sah einen Blitz.

Und sie sah Edilio nach hinten fallen.

Sie sah, wie er auf dem Rücken landete.

Wie sein Kopf aufschlug.

Jetzt richtete Lana die Waffe auf Dekka, die wie gelähmt dastand.

Lana drückte auf den Abzug.

Klick.

Klick.

Dekka hob die Hände. Der Horror in ihrem Gesicht war einer kalten Wut gewichen, doch anstatt ihre Kraft einzusetzen, stürzte sie zu Edilio.

Als sie sich über ihn beugte, schnappte sie nach Luft. Blut pumpte aus der Wunde in seiner Brust. Sie drückte ihre Hand darauf, versuchte es aufzuhalten.

»Lana!« Dekka wandte ihr das tränenüberströmte Gesicht zu. »Bitte, Lana! Hilf ihm! Du

kannst ihn retten.«

Ich kann niemanden retten, dachte Lana. Am wenigsten mich selbst.
Sie senkte den Blick und kehrte zu ihrem Meister zurück.

Vierzig

38 Minuten

Die Sonne versank hinter dem Meer und tauchte Perdido Beach in die langen Schatten der umliegenden Berge. Die Plaza war voller Leute. Der Hirsch würde niemals für alle reichen.

Zuerst beunruhigte Zil das. Doch dann fiel ihm eine denkbar einfache Lösung ein: Diejenigen, die sich an Hunters Hinrichtung beteiligten, würden ihren Anteil bekommen. Und die Zuschauer würden leer ausgehen. Wer mitmachte, würde sich für den Rest seines Lebens der Human Crew verbunden fühlen.

Im Becken des ausgetrockneten Springbrunnens prasselte ein großes Feuer. Jemand war auf die Idee gekommen, den Brunnen in einen Grill zu verwandeln, und hatte eine Eisenstange herbeigeschafft. Jetzt brieten auf dem improvisierten Bratspieß große, mit der Axt in Scheiben zerhackte Hirschfleischstücke.

Der Geruch war überwältigend.

Turk hatte sich ein paar Spraydosen besorgt und den Brunnen und Teile des Bürgersteigs mit Lisas *HC*-Logo getaggt.

»Wie soll das laufen?«, fragte Antoine.

»Was?«, erwiderte Zil.

»Du weißt schon. Hunter.«

Hunter hatte sich von dem Hieb auf den Kopf ein wenig erholt, war aber sichtlich angeschlagen. Als er versuchte, seine Hände zu befreien, hatte er von Hank Prügel bezogen. Aus der Menge waren Bravorufe zu hören gewesen, manche hatten aber auch betroffen dreingeschaut.

Turk machte eine Geste, als würde er sich erhängen, und streckte die Zunge heraus.

»Mann, ich hab gemeint, wo?« Antoine war so betrunken, dass er lallte.

»Dort.« Lance zeigte zu den Ruinen der Kirche. »Wo früher die Tür war. Seht ihr den Bogen? Durch das Loch kann man ein Seil fädeln. Ein Ende geht um Hunters Hals, das andere müsste richtig lang sein, damit es bis zur Mitte der Plaza reicht. Auf diese Weise können hundert Kids gleichzeitig ziehen. Wenn Hunter in der Luft hängt, wickeln wir das Seil um einen der Baumstämme und binden es fest.«

Zil betrachtete Lance aufmerksam. Erstaunlich, dass sich dieser beliebte Junge auf die Hinrichtung einließ und sogar gleich einen Plan mitlieferte. Lance war keine tickende Zeitbombe wie Hank, der seine Wut kaum unter Kontrolle hatte. Auch kein Schleimer wie Turk. Und schon gar kein erbärmlicher Penner wie Antoine.

»Gute Idee«, sagte Zil.

Hanks Augen funkelten gefährlich.

»Wir sollten lieber anfangen«, meinte Turk. »Astrid ist ein Freak-Lover. Und Brianna ist womöglich schon unterwegs, um Sam zu holen.«

»Sam hat zu tun. Außerdem fürchte ich mich nicht vor ihm. Die Leute hier stehen auf unserer Seite.« Zil gab sich viel selbstbewusster, als er sich in Wirklichkeit fühlte. »Aber du hast Recht, fangen wir an. Hank, Lance, kümmert euch um das Seil.«

Zil kletterte auf den Kofferraum des Cabrios. »Alle mal herhören!«

Es dauerte nur eine halbe Sekunde, bis ihn alle anblickten und ganz Ohr waren. Die Leute hungerten, sie waren verzweifelt und sie konnten sich kaum noch beherrschen. Ein paar Kids hatten bereits versucht, mit bloßen Händen Fleisch von dem Grill zu klauen, waren aber von Hank und den Jungs, die er als Bodyguards angeheuert hatte, weggejagt worden.

»Das Essen ist fertig«, kündigte Zil an und erntete lauten Jubel.

»Aber vorher müssen wir noch gemeinsam etwas Wichtiges erledigen.«

Die Leute murrten.

»Wir müssen für Gerechtigkeit sorgen.«

Keine Reaktion. Erst als Turk und Hank die Arme hochrissen und Zil lautstark zustimmten, kapierten sie, wie sie sich zu verhalten hatten.

»Dieser Mutant, dieser nicht menschliche Dreck hier...« Zil deutete mit ausgestrecktem Arm auf seinen Gefangenen. »...dieser Freak hat meinen besten Freund Harry umgebracht. Mit Absicht.«

»Nich wah«, lallte Hunter. Sein Mund funktionierte nicht richtig. Hirnschaden, vermutete Zil. Hunters eine Gesichtshälfte hing nach unten wie ein Lappen. Hunters Aussehen und seine verzerrt klingende Stimme machten es der Menge leichter, ihn zu verachten.

»Er ist ein Mörder!«, rief Zil und klatschte mit der Faust in die offene Hand. »Ein Freak. Ein Mutant!«, schrie er. »Wir alle wissen, wie sie sich aufspielen. Sie haben genug zu essen. Sie kontrollieren alles. Sie herrschen und wir verhungern. Ist das ein Zufall? Niemals!«

»Nich wah«, wiederholte Hunter.

»Ergreift ihn!«, befahl Zil Antoine und Hank. »Ergreift den Mutantendreck!«

Sie nahmen Hunter in die Mitte und packten ihn unter den Achseln.

Er konnte gehen, zog aber ein Bein nach, sodass er teils zwischen ihnen dahinstolperte und teils von ihnen mitgeschleift wurde, während sie ihn über die Plaza und die Stufen zur Kirche zerren.

»Okay!«, rief Zil. »Wir machen es so.« Er zeigte mit der Hand auf das Seil, das Lance rückwärtsgehend auswickelte.

Die Leute sahen gebannt zu, ihre Erregung war förmlich greifbar. Der Bratenduft vernebelte ganz offensichtlich ihren Verstand.

»Wollt ihr alle ein Stück von dem köstlichen Hirschbraten?«, fragte Zil.

Sie grölten.

»Dann nehmt jetzt das Seil.«

Ungefähr fünfzehn Kids sprangen herbei und packten das Ende. Andere zögerten. Sie warfen einen Blick auf den gefesselten und von Zils Crew flankierten Hunter.

Lance hatte eine Schlinge geknüpft.

Hank zog sie Hunter über den Kopf und spannte sie um seinen Hals.

Plötzlich brach ein Tumult aus. Jemand schob sich zwischen den schimpfenden Kids nach vorne. Astrid tauchte in der ersten Reihe auf. Sie war zerzaust, rot im Gesicht und kochte vor Wut.

Zil überlegte, ob sie ihm gefährlich werden konnte. Wahrscheinlich nicht. Sie gehörte zu Sam und war nicht besonders beliebt, da viele sie für überheblich und rechthaberisch hielten. Außerdem hatte sie ihren unheimlichen kleinen Bruder im Schlepptau. Den mochte sowieso niemand. Gerüchten zufolge war er ein besonders mächtiger Freak, aber zu behindert, um etwas mit seiner Kraft anfangen zu können.

»Hört auf!«, schrie Astrid. »Hört sofort auf!«

Zil blickte auf sie herab. Er stellte überrascht fest, dass sie ihn nicht einschüchterte. Astrid, das Genie. Sams Freundin. Eine der drei oder vier wichtigsten Leute in der FAYZ.

Zil hatte die Masse hinter sich. Er spürte ihre Macht. Sie war wie eine Droge, die ihn furchtlos machte.

»Hau ab, Astrid«, sagte er. »Verräter haben hier nichts zu suchen.«

»Ach ja? Verbrecher aber offenbar schon.«

Zil fand sie hübsch, sehr sogar, viel schärfer als Lisa.

»Wir sind hier, um einen Mörder hinzurichten«, sagte er mit einer Kopfbewegung

Richtung Hunter. »Wir sorgen für Gerechtigkeit im Namen aller Normalen.«

»Ohne Prozess gibt es keine Gerechtigkeit«, erwiderte Astrid.

Zil breitete grinsend die Hände aus. »Wir haben ihm den Prozess gemacht. Und dieser Zombie wurde für schuldig befunden, einen Normalen umgebracht zu haben. Die Strafe lautet Tod durch den Strang.«

Astrid drehte sich zu dem Mob um. »Wenn ihr das tut, werdet ihr euch ein Leben lang schuldig fühlen.«

»Wir haben Hunger!«, rief eine Stimme, der sich andere wie ein Echo anschlossen.

»Ihr wollt Hunter in einer Kirche hinrichten? In einem Haus Gottes?«

Zil sah, dass ihre Worte nicht ohne Wirkung blieben. Etliche tauschten verlegene Blicke.

»Überlegt doch mal, was eure Eltern dazu sagen würden«, fuhr sie fort.

»In der FAYZ gibt es keine Eltern. Und es gibt auch keinen Gott«, antwortete Zil. »Hier gibt es nur Menschen, die ums nackte Überleben kämpfen, und Freaks, die ihnen alles wegnehmen. Und du, Astrid, hilfst den verdammten Freaks dabei. Warum eigentlich?«

Es machte Spaß zu sehen, wie ratlos die gescheite Astrid auf einmal aussah.

»Hey, Leute, wisst ihr, was ich denke?«, rief Zil in die Menge. »Vielleicht hat Astrid ja auch Kräfte, es bloß keinem erzählt. Schließlich ist sie...«, er legte eine dramatische Pause ein, »...mit dem kleinen Krüppel verwandt. Und der ist eindeutig ein Freak.«

In Astrids Augen flackerte Angst auf. Ihre zornesroten Wangen wurden leichenblass.

So klug, dachte Zil insgeheim, so schlagfertig und trotzdem so dumm.

»Ich würde sagen«, fuhr er ungerührt fort, »unserem Picknick haben sich gerade zwei weitere Freaks angeschlossen.«

»Nein«, flüsterte sie.

»Hank?« Zil nickte ihm zu.

Hank, der direkt hinter ihr stand, holte mit seinem Schläger aus. Doch der Schlag galt nicht ihr, sondern dem kleinen Pete.

Ihr Bruder klappte zusammen wie eine Marionette, der man die Schnüre abgeschnitten hatte.

»Packt sie!«, rief Zil.

Diana konnte es kaum glauben. Sie hatten den steilen Hang hinter dem Kraftwerk in ein paar Minuten und ohne auf Widerstand zu stoßen erklommen und den Brennstab auf Anhieb gefunden.

Letzteres war nicht schwer gewesen. Das Gestrüpp, in dem er gelandet war, hatte Feuer gefangen. Caine konnte ihn problemlos aus den Flammen heben und hoch über ihren Köpfen in der Luft halten.

Jack schwitzte sichtlich unter dem Brennstab. Diana vermutete, dass dies nicht nur an der Hitze lag, sondern auch an seiner Angst.

Außer dem brennenden Busch war weit und breit kein Licht zu sehen.

»Er scheint nicht beschädigt zu sein«, sagte Jack. Er zog einen Gegenstand aus seiner Tasche, der wie eine gelbe Stabtaschenlampe aussah, und blickte darauf.

»Was ist das?«

»Ein Dosimeter«, sagte er. Er legte einen Schalter um. Nun konnte Diana ein unregelmäßiges Klicken hören. *Klick. Klick-klick. Klick. Klick-klick-klick.*

»Alles okay.« Jack atmete erleichtert auf. »Bis jetzt.«

»Was bedeutet das Klicken?«

»Wenn er irgendwo ein radioaktives Teilchen aufspürt, klickt er. Erst, wenn er ununterbrochen klickt, haben wir ein Problem. Und wenn ein gefährliches Niveau erreicht ist, geht ein Alarm los. Was ihr jetzt hört, hat mit der Hintergrundstrahlung zu tun.«

»Hauen wir ab«, sagte Caine. »Das Feuer darf uns nicht einholen.«

Sie stiegen den restlichen Hang hinauf. Caine hatte sich umsonst Sorgen gemacht, denn das Feuer breitete sich nicht aus. Vielleicht weil kein Wind wehte.

Nach mehreren Hügeln ging es bergab zur Straße.

Niemand war ihnen gefolgt. Keine Spur von Sam.

Im Büro einer ehemaligen Mietwagenfirma ruhten sie sich aus– oder klappten vielmehr zusammen. Die beiden Soldaten von Drake durchsuchten die staubigen Schreibtische und Aktenschränke nach Essen.

Einer zauberte triumphierend eine Bonbondose hervor. Sie enthielt neun Bonbons. Nachdem jeder eins bekommen hatte, gierten alle nach dem Rest.

»Zeit für einen Wagen«, verkündete Caine. Den Brennstab hatte er im Freien abgelegt. Er lehnte an einer Wand. »Wir brauchen einen mit offenem Verdeck.«

Er hielt ein Bonbon hoch. »Das bekommt derjenige, der mir das beste Fahrzeug und den passenden Schlüssel besorgt.«

Die beiden Schläger stürzten zur Tür. Diana hatte entsetzliche Magenkrämpfe. Der Zuckergehalt des Bonbons linderte den Hunger nicht, er machte ihn nur schlimmer.

Im Büro war es genauso düster wie im Freien. Pechschwarze Finsternis, so weit das Auge reichte, mit Ausnahme der blassen Sterne hinter der Barriere.

Sie hatten sich auf die durchhängenden Polstermöbel verteilt und ihre müden Beine auf dem Glastisch abgelegt.

Diana begann zu lachen.

»Was ist so witzig?«, zischte Caine.

»Mir ist gerade durch den Kopf gegangen, dass wir hier im Dunkeln sitzen und bereit sind, unsere Seele für ein lächerliches Bonbon zu verkaufen. Dabei schleppen wir genug angereichertes Uran mit uns herum, um jeden Terroristen vor Neid erblassen zu lassen.« Sie wischte sich die Tränen aus den Augen. »Nein. Du hast Recht. Das ist nicht lustig.«

»Halt einfach den Mund«, sagte Caine müde.

Sie fragte sich, ob ihn der Einsatz seiner telekinetischen Kraft für den Transport des Brennstabs erschöpfte. Sah ganz danach aus.

Diana zwang sich aufzustehen. Sie ging zu Caine und legte ihre Hand auf seine Schulter. »Caine.«

»Fang nicht wieder damit an.«

»Du musst das nicht tun.«

Darauf erwiderte er nichts.

Einer der Soldaten steckte den Kopf durch die Tür. »Ich hab einen Escalade gefunden. Schlüssel steckt im Zündschloss. Aber er ist verriegelt.«

»Jack? Geh mit und mach den Wagen auf«, befahl Caine. »Und wenn du schon dabei bist, kannst du das Verdeck auch gleich abreißen.«

»Krieg ich dafür ein Bonbon?«, fragte Jack.

Diana lachte laut, fast schon hysterisch.

»Was meinst du, tut deine kleine Freundin in der Wüste, wenn sie hat, was sie will?« Als Caine nicht antwortete, fuhr Diana in einem nachdenklichen Tonfall fort: »Ist es überhaupt eine Sie? Oder vielleicht doch ein Er?«

Caine bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

»Hat er einen Spitznamen?«, höhnte Diana unbarmherzig weiter. »Ich meine, Gaiaphage ist doch viel zu lang. Dürfen wir ihn Phagi nennen? Oder einfach nur G?«

Von draußen verkündete das Kreischen reißenden Metalls und das Bersten von Glas, dass Jack den Escalade in ein Cabrio verwandelte.

»Das G-Monster«, sagte Diana.
Zwei Sekunden später flog die Tür auf und Jack stürzte herein.
»Da kommt jemand!«, rief er aufgeregt. »Auf der Straße.«
Caine sprang auf die Beine. »Was? In einem Auto?«
»Nein. Wir haben jemanden rennen gehört.«
Dianas Herz machte einen Satz. Sam. Das musste Sam sein. Zugleich packte sie die Furcht. Caine sollte aufgehalten, aber nicht getötet werden!
Caine stürzte nach draußen. Diana blieb direkt hinter ihm. Jetzt wurde geschossen. Die beiden Soldaten feuerten blindlings die Straße hinunter. Der Lärm war ohrenbetäubend.
»Hört sofort auf zu schießen, ihr Vollidioten!«, brüllte Caine.
Die Schüsse brachen ab.
»Bist das du, Drake?«, rief einer der Soldaten mit zittriger Stimme.
»Ich schlag dich tot!«, bellte Drake.
Der hagere Psychopath schälte sich aus der Finsternis, seine Augen glitzerten im Mondlicht und die Haare standen ihm wirr vom Kopf ab. Er bewegte sich irgendwie seltsam– die Peitschenhand lag in seinem Arm wie ein schlummerndes Baby.
Irgendwas stimmt nicht, dachte Diana.
»Was hat dich aufgehalten?«, fragte Caine.
»Na was wohl? Sam. Ich habe ihn erledigt«, antwortete Drake. »Ich! Ich habe ihn so lange ausgepeitscht, bis seine Haut nur noch aus Fetzen bestand. Davon wird er sich nie wieder erholen...«
»Wahnsinn!« Jack war so schockiert, dass er dem tobenden Drake ins Wort fiel. »Dein... dein Ding.«
Jetzt starrten alle auf Drakes Arm. Sein Tentakel war um die Hälfte kürzer als vorher und lief zu einem flachen Stumpf zusammen.
Zu Dianas Erstaunen schluchzte Drake laut auf, wenn auch nur ein einziges Mal. Er ist also doch ein Mensch, dachte sie. Noch fähig, Furcht und Schmerz zu spüren.
»Du hast ihn nicht getötet?«, fragte Caine.
»Hab ich doch gerade gesagt!«, schrie Drake. »Dein Bruder ist erledigt!«
Caine schüttelte den Kopf. »Wenn du ihn nicht umgebracht hast, ist er nicht erledigt. In Wirklichkeit ist es genauso wie nach deinem letzten Kampf mit Sam: Du kehrst zurück und ein Teil von dir fehlt.«
»Das war nicht Sam«, presste Drake hervor. »Ich habe Sammy Boy erledigt. Ich allein!«
»Woher hast du dann den Stumpf?« Diana konnte sich die Gemeinheit nicht verkneifen.
»Brianna«, knurrte Drake.
Diana bemerkte aus dem Augenwinkel, wie Jacks Kopf hochschnellte und seine Brust anschwellte.
»Sie ist plötzlich aufgetaucht. Aber zu spät, um Sam zu retten. Den siehst du nie wieder.«
»Das glaube ich erst, wenn du mir seine Leiche zeigst«, meinte Caine trocken.
Diana gab ihm Recht. Drake war zu beharrlich. Zu schrill. Zu erpicht, sie zu überzeugen.
»Wir fahren los«, sagte Caine und beendete somit die Diskussion.
Einer der Soldaten drehte den Zündschlüssel. Die Batterie war schwach. Zuerst schien es so, als würde der Motor streiken, doch dann sprang er an und mit ihm die Scheinwerfer. Ihr Licht war so grell, dass es in den Augen wehtat.
»Einsteigen!«, befahl Caine. »Wenn Drake Recht hat und Sam momentan am Ende ist, brauchen wir uns nicht zu verstecken. Bis zur Mine sind es fünfzehn Kilometer. In zwanzig Minuten sind wir dort.«
Caine hob den Brennstab in die Luft und hielt ihn über ihren Köpfen. Nahe genug, um

seine Hitze zu spüren, die so stark war wie die Mittagssonne.

Der kleine Pete lag bewusstlos auf dem Boden.

Astrid wurde an den Armen gepackt. Sie traten und schubsten sie, während Antoine ihre Hände fesselte.

Sie überlegte fieberhaft, was sie tun oder sagen sollte, um diesen Wahnsinn zu stoppen. Nichts. Solange der Hunger die Meute antrieb, war sie machtlos. Sie blickte in jedes Gesicht, suchte nach einem Funken Mitgefühl. Was sie zu sehen bekam, war der Irrsinn der Verzweifelten.

Sie würden Hunter umbringen und dann würde Zil den kleinen Pete und sie aufhängen. Er hätte keine andere Wahl. Mit dem Mord an Hunter würden Zil und seine Anhänger eine unsichtbare Grenze überschreiten und eine Blutspur mitten durch die FAYZ ziehen.

»Seid ihr bereit?«, kreischte Zil.

Der Mob grölte.

»Der Moment der Gerechtigkeit ist da!«

»Edilio, du darfst nicht sterben!«, flehte Dekka.

»Bitte nicht!«

Edilio gab ein Gurgeln von sich, als versuchte er, ihr irgendwas zu sagen.

Dekka hatte sein Hemd aufgerissen. Die Kugel hatte ihn in die Brust getroffen, direkt über seinem linken Nippel. Solange sie ihre Hand draufdrückte, sickerte das Blut langsam zwischen ihren Fingern hindurch. Doch wenn sie die Wunde auch nur eine Sekunde lang losließ, sprudelte es heraus wie ein Sturzbach.

»Was mach ich nur?«, schluchzte Dekka.

Noch ein Gurgeln. Edilio hob kaum merklich den Kopf.

»Beweg dich nicht«, sagte sie. »Du darfst auch auf keinen Fall sprechen.«

Auf einmal schnellte seine rechte Hand nach oben. Es sah so aus, als wollte er nach ihrem Kragen greifen, doch die Hand fiel gleich wieder herunter. Edilio schien das Bewusstsein verloren zu haben.

Aber dann brachte er unter beinahe übermenschlicher Kraftanstrengung zwei Worte heraus: »Tu es.«

Dekka wusste, was er von ihr wollte.

»Das kann ich nicht, Edilio. Lana ist die Einzige, die dich retten kann.«

»Tu...«

»Wenn ich es tue, stirbt sie.« Dekka war in Schweiß gebadet, er tropfte von ihrer Stirn auf seine blutüberströmte Brust. »Und dann kann Lana dich nicht mehr retten.«

»Tu... aaaaah...«

Dekka schüttelte heftig den Kopf. »Edilio, du wirst nicht sterben!«

Sie hob ihn an, schlang ihre Arme von hinten um seinen Oberkörper und zog ihn an sich, damit sein eigenes Gewicht auf ihre Hände über der Wunde drückte.

Auf diese Weise schleppte sie ihn von der Mine weg und den Pfad hinunter. Seine Füße schleiften durch den Sand, während sie weinend abwärtsstolperte, unter der Last beinahe zusammenbrach und mehrmals gegen Felsbrocken stieß. So entfernten sie sich immer weiter von der Mine.

Denn er hatte Recht, der arme Edilio. Sie musste es tun. Sie musste diese Mine zum Einsturz bringen. Doch zuerst würde sie dafür sorgen, dass Edilio dort nicht begraben wurde. Edilio sollte ein Ehrengrab auf der Plaza bekommen.

»Halt durch, du schaffst es!«, log sie.

Am Fuß des Pfads sackte sie zusammen. Sie setzte sich auf Edilio, damit der Druck auf die Wunde nicht nachließ. Der Blutstrom war schwächer geworden. Das war aber kein gutes

Zeichen, denn es konnte nur eines bedeuteten: Sein Herz schlug kaum noch.

Einundvierzig

33 Minuten

Duck unternahm einen halbherzigen Versuch, die Möwe zu fangen, die auf bumerangähnlichen Schwingen neben ihm schwebte. Er war so hungrig, dass er den Vogel roh gegessen hätte. Mitten in der Luft.

Aus dem Augenwinkel bemerkte er unter sich etwas Verschwommenes, das plötzlich anhielt und Gestalt annahm.

Brianna.

Sie hielt eine Taube in der Hand.

Brianna schaffte, was ihm nicht gelang. Sie konnte Vögel fangen und essen. Vielleicht gab sie ihm ja etwas ab. Immerhin waren sie beide Freaks. Standen auf derselben Seite. Oder?

»Hey!«, schrie er zur Erde hinunter.

Brianna starrte zu ihm hoch. »Du!«, rief sie. »Ich hab dich überall gesucht!«

»Ich hab solchen Hunger«, stöhnte Duck.

»Wie bist du da raufgekommen?«

Er steigerte langsam seine Dichte und sank zur Erde.

»Es funktioniert in beide Richtungen«, erklärte Duck. »Hat mit der Dichte zu tun. Ich kann mein Gewicht ändern und so schwer werden, dass ich in die Erde sinke, oder so leicht, dass ich nach oben steige...«

»Ja, ja. Sam hat gesagt, ich soll dich holen.«

»Mich?«

»Dich. Komm schon runter.«

Sie riss der Taube einen Flügel ab und hielt ihn Duck hin, der ihn, ohne zu zögern, annahm.

Nachdem er ihn schmatzend verschlungen hatte, hob er schuldbewusst den Blick. »Magst du nichts essen?«

»Nein«, sagte sie. »Mein Appetit... keine Ahnung. Mir ist nicht gut.«

Die Art und Weise, wie sie ihn ansah, machte ihn nervös.

»Wir müssen mit etwas Windwiderstand rechnen«, sagte sie dann.

»Wie bitte?«

»Du kannst also dein Gewicht einstellen? Schraub dich mal auf fünf Kilo runter, dann sollte es gehen.«

»Was meinst du?«

»Spring auf meinen Rücken. Wir machen einen Ausflug.«

Das Morphinum erlöste ihn nicht von den Schmerzen. Es dämmte sie höchstens, legte sich über sie wie Watte. Sie waren aber ständig da, lagen auf der Lauer wie ein schreckliches, gefräßiges und übermächtiges Ungeheuer, das von der Droge gerade noch im Zaum gehalten wurde.

Seine Wunden waren grauenhaft anzusehen. Knallrote Striemen auf dem Rücken, den Schultern, am Hals und im Gesicht, die Haut stellenweise in Fetzen oder ganz weg.

Nachdem sein Morphinumtraum verklungen war, nahm er die Wirklichkeit wieder wahr: Der Boden war unter seinen Füßen, der Himmel über seinem Kopf und der Glanz der Sterne war ihm so vertraut wie der Klang seiner Schritte auf dem Beton und das Geräusch seines rasselnden Atems.

Ihm blieb noch eine Schonfrist. Er hatte keine Ahnung, wie lange. Hoffentlich lange

genug, um Caine aufzuhalten.

Und um Drake umzubringen. Denn zum ersten Mal in seinem Leben wollte Sam einen Menschen töten. Er hätte ihn sofort erledigen sollen. Wie einen tollwütigen Hund.

Als Sam den Parkplatz überquerte, sah er alles wie durch einen Schleier, verschwommen, unscharf. Keiner da. Dekka war losgefahren, um... um was zu tun? Ihm war, als würden seine Gedanken durch dichten Nebel tapfen.

Um die Mine zu zerstören. Zusammen mit Edilio.

Lana. Wenn sie im Stollen war... wenn sie...

Sam schwankte. Lana war seine einzige Hoffnung. Ohne sie würde er nicht überleben. Sie konnte ihn heilen. Nur sie konnte diesen Qualen ein Ende setzen. Ihn wiederherstellen. Damit er...

Er musste sich hinsetzen. Sein Bewusstsein spielte ihm Streiche. Er fiel nicht in einen tiefen Schlaf, sondern erlebte einen Albtraum im Dämmerzustand. Eine Reihe von Erinnerungen und Bildern zog an ihm vorbei, während er unter Hungerkrämpfen und dem höllischen Brennen seiner zerfetzten Haut litt.

Geh weiter!, befahl er sich. Wohin? Bis in die Stadt waren es zwanzig Kilometer. Dort wollte Caine aber nicht hin.

Auf dem Hang hinter dem Kraftwerk schimmerte etwas. Als würde er an manchen Stellen brennen. Eine Halluzination.

Zu Fuß würde er es nie schaffen. So lange würde die Droge nicht wirken. Schneller. Er musste sich beeilen.

Er brauchte Hilfe. Jemanden...

»So helf mir doch!«, flüsterte er.

Er erreichte das Tor und die Zufahrtsstraße. Sie führte steil und kurvenreich zur Schnellstraße und schien auf den ersten Blick schier unüberwindbar. Querfeldein zu laufen, konnte er vergessen. Keine Chance. Und selbst...

Sein Kopf spielte ihm schon wieder einen Streich, denn er sah ein Licht. Den Strahl eines Scheinwerfers, der jedoch vom Meer kam.

Er musste sich hinsetzen. Das Licht schwenkte langsam über den Parkplatz, wanderte weiter zum Kraftwerk und folgte dem Komplex bis zum dahinterliegenden Hügel, stieg den Hang hinauf und wieder herunter. Da suchte jemand etwas.

Sie würden ihn aber nicht finden. Er war bloß eine zusammengesunkene Gestalt auf der Zufahrtsstraße, zu klein, um entdeckt zu werden.

Als seinem benebelten Hirn jetzt mit lachhafter Langsamkeit zu dämmern begann, woran er bis jetzt nicht gedacht hatte, sagte er laut: »Wie kann man so blöd sein? Du hast doch Licht!«

Sam streckte die Hand aus und ließ eine Säule aus grünweißem Licht zum Nachthimmel steigen.

Augenblicklich zoomte der Suchscheinwerfer zu ihm herüber.

»Ja, hier bin ich«, murmelte Sam.

Quinn benötigte ein paar Minuten, um das Boot auf den Strand laufen zu lassen und die Felsen hochzuklettern.

»Jesses!«, stieß Quinn hervor, als er bei Sam ankam.

Sam nickte. »Sieht ziemlich schlimm aus. Wie...«

»Ich war am Fischen, da hab ich die Flammen gesehen.« Quinn kniete sich neben ihn, wobei ihm seine Hilflosigkeit anzusehen war.

»Im Kopf bin ich auch nicht ganz klar«, flüsterte Sam.

»Ich bring dich in die Stadt.«

»Nein, Alter. Hol ein Auto.«

»Sam, du kannst nicht...«

»Quinn!« Sam packte Quinns Arm. »Geh und hol ein Auto.«

»Zurück!«, knurrte Dekka.

Die Kojoten waren plötzlich aufgetaucht. Sie hatten sie umzingelt, zogen langsam und leise knurrend ihre Kreise und kamen mit jeder Runde näher.

»Wer von euch ist Pack Leader?«, rief sie panisch. »Ich habe einen Vorschlag... ich kann euch helfen. Ich will mit Pack Leader sprechen.«

Einer der Kojoten blieb stehen und wandte ihr sein intelligentes Gesicht zu. »Pack Leader ich.«

Die Stimme war extrem hoch, als bereitete ihm das Sprechen Qualen.

Dekka hatte Pack Leader zwar nur aus der Ferne gesehen, aber sie wusste, dass er anders aussah. Sie erinnerte sich an sein gemeines Gesicht, an seine von einer Narbe verunstaltete Schnauze. Außerdem war er alt und rüdig gewesen. Dieser Kojote war eindeutig jünger.

»Du bist nicht Pack Leader«, entgegnete sie.

Der Kojote neigte den Kopf. »Pack Leader tot. Jetzt ich Pack Leader.«

Pack Leader war tot? Vielleicht war das ihre Chance. »Wenn du mir etwas tust«, warnte sie ihn, »töten meine Leute die Kojoten.«

Der neue Pack Leader schien darüber nachzudenken.

»Rudel frisst toten Mensch«, sagte er schließlich mit der gespenstisch knirschenden Stimme der mutierten Kojoten.

»Er ist nicht tot.«

»Rudel frisst.«

»Nein!«, erwiderte Dekka. »Wagt es ja nicht...«

Weiter kam sie nicht, denn auf einmal schoss eines der Tiere wie ein Blitz durch die Luft und warf sie um. Dekka rollte sich zur Seite und sprang in die Hocke. Drei Kojoten machten sich über Edilio her.

»Nein!«, schrie Dekka und hob die Hände.

Edilio schwebte nach oben und mit ihm drei panisch kläffende Kojoten.

Pack Leader brachte sich mit einem Satz in Sicherheit.

In einiger Entfernung war plötzlich ein Auto zu hören, das rasch näher kam.

»Wir sind fast da!«, rief Drake ekstatisch.

Der offene Escalade raste holpernd und Staub aufwirbelnd durch die Wüste, der Fahrtwind peitschte ihnen ins Gesicht und über ihnen schoss der Brennstab dahin wie eine Rakete, während Caine mit ausgestreckten Händen an der Rückbank lehnte.

Diana konnte ihn nur von der Seite sehen, aber seine Miene drückte eindeutig keine wilde Freude aus. Seine Augen starrten unter zusammengezogenen Brauen hervor, der Mund war angespannt, das ganze Gesicht zu einer Grimasse verzerrt. Caine sah hässlich aus. Keine Spur mehr von seinem verführerischen Charme.

»Sieh nur! Ha, ha, ha! Er wächst wieder!«, kreischte Drake und ließ das grausige Ende seines Tentakels triumphierend vor ihnen auf und ab schwingen. Er hatte Recht. Aus der glatten Scheibe ragte bereits eine Beule. Die Peitsche konnte abgehackt werden wie der Schwanz eines Salamanders und wuchs wieder nach.

»Da!«, schrie Drake. »Die Stadt! Jetzt seht ihr es alle mit eigenen Augen!«

»Was ist das für ein Ort?«, fragte Jack. Er blickte Diana anklagend an, als wäre das alles ihre Schuld.

Ich kann nichts dafür, dachte Diana im Stillen. Du warst schwach und bist mir gefolgt, du dummer Narr. Ich versuche nur am Leben zu bleiben. Irgendwie über die Runden zu kommen— wie immer.

Und das mit Stil. Zu ihren eigenen Bedingungen, egal was andere dachten. Darin bestand ihre Kunst: benutzt zu werden, aber im Gegenzug immer auch andere zu benutzen. Und dabei stets Diana zu bleiben, die coole, unnahbare Diana.

»Seht nur!«, rief einer der Soldaten.

In einiger Entfernung vor ihnen schraubte sich eine Staubsäule aus dem Boden. Sie sah aus wie ein kleiner, aus Kojoten bestehender Tornado, in dessen Zentrum ein menschlicher Körper schwebte.

»Dekka«, sagte Drake genüsslich grinsend.

Dekka ließ die Kojoten fallen. Und Edilio. Sie hatte keine andere Wahl. Sie konnte ihm nicht mehr helfen.

»Mach's gut, Edilio«, flüsterte sie.

Jetzt hatte sie nur noch eines im Sinn: den Stollen in der Mine.

Dekka rannte los.

Der Escalade wurde schlotternd langsamer. Drake sprang heraus, noch ehe der Wagen stehen geblieben war, und sprintete Dekka hinterher.

Ihr Vorsprung betrug im besten Fall hundert Meter. Drake lief schneller als sie.

Sie hörte das Knallen seiner Peitsche, spürte ihren Windhauch im Nacken und am Rücken. Sie würde niemals vor ihm ankommen.

Dekka wirbelte herum und hob die Hände.

Drake stieg mit strampelnden Beinen in einer Sand- und Schotterspirale nach oben, als wäre unter seinen Füßen eine Bombe in Zeitlupe explodiert.

»Ich bring dich um, Dekka!«, schrie er.

Als Drake drei Meter hoch in der Luft hing, nahm Dekka die Hände herunter und ließ ihn abstürzen.

Sie drehte sich um und rannte weiter, doch auf einmal war sie von Kojoten umgeben. Sie liefen neben ihr her und überholten sie. Sie wollten ihr den Weg abschneiden!

Dekka stürmte keuchend den Hang hinauf. Als sie um eine Biegung kam, erwartete sie der neue Pack Leader. Sie riss die Hände hoch. Aber zu spät. Der Angriff kam von allen Seiten gleichzeitig.

Dekka ging schreiend zu Boden und verschwand im Gewühl der wild knurrenden und zubeißenden Kojoten. Sie unternahm einen verzweifelten Versuch, ihre Kraft einzusetzen, doch augenblicklich legten sich zwei Kiefer um ihre Handgelenke und schnappten zu wie Fangeisen.

Ihre Kraft ließ sie im Stich.

Die Kojoten würden sie töten.

Zweiundvierzig

27 Minuten

Drake erreichte die Stelle als Erster. Einer seiner Knöchel war schlimm verstaucht und er humpelte.

Jack folgte ein paar Schritte hinter ihm.

Drake näherte sich vorsichtig dem um seine Beute gescharten Rudel. Einer der Kojoten, ein Tier mit hellwachen Augen und einem fast schon menschlichen Gesichtsausdruck, knurrte ihn zähnefletschend an.

Dekkas Hände waren festgenagelt, nutzlos. Wenn sie bei Bewusstsein war, ließ sie es sich nicht anmerken. Jack sah, dass sie noch lebte, es war jedoch nur eine Frage von Sekunden, bis sie tot sein würde.

Drake blickte kopfschüttelnd auf Dekka herunter. »Du siehst schlecht aus«, spottete er. »Tja, das nimmt wohl kein gutes Ende.« Dann wandte er sich zu Jack um und fügte hinzu: »So viel zu den Mutantenkräften, was, Jack?«

Das war als Warnung gemeint. Als Drohung. Jack kümmerte sich nicht darum. Ihm war schlecht. So unbeschreiblich übel, dass er sich übergeben hätte, wäre sein Magen nicht leer gewesen.

Warum war er hierhergekommen?

Weil du ein Idiot bist, sagte er sich. Weil du dich wie ein hirnloser Narr hast einwickeln lassen.

»Es ist nicht mehr weit.« Drake war bereits weitergehumpelt. »Komm schon, Jack, du musst sie kennenlernen.«

Jack warf einen Blick zurück. Er sah den in der Luft schwebenden Brennstab und darunter Caine, der sich mit ausgestreckten Armen und vornübergebeugt zu ihnen schleppte, als trüge er den tonnenschweren Stab auf seinen Schultern. Als könnte er nicht mehr.

Auch Jack hatte das Gefühl, von einer Last niedergedrückt zu werden, die so gewaltig war, dass sie seine gesamte Energie aus ihm herauspresste und ihn zu zerquetschen drohte. Seine Arme und Beine waren vor Angst ganz steif. Jeder Schritt kostete ihn Überwindung, jeder Gedanke forderte ihm alles ab. Tränen liefen ihm übers Gesicht.

Es war zu viel. Er ertrug es nicht mehr. Zuerst Brittney. Und jetzt Dekka. Wie viele sollten noch so enden? Wann war er an der Reihe?

Ohne nachzudenken, packte Jack den erstbesten Kojoten am Genick. Das Vieh jaulte auf, wollte nach ihm schnappen und flog in der nächsten Sekunde außer Sichtweite.

Jack griff nach dem nächsten Tier und schleuderte es ebenfalls in die Finsternis. Irgendwo weit weg schlug der Tierkörper dumpf auf.

Jetzt griffen zwei Kojoten gleichzeitig an, stürzten sich auf ihn mit weit aufgerissenen Mäulern. Jack machte einen Schritt zurück, holte aus und trat dem Ersten in die Schnauze. Der Kopf des Tiers riss einfach ab und purzelte wie eine Bowlingkugel den Pfad hinunter. Sein Körper blieb noch ein paar Sekunden stehen, schien sogar einen Schritt zu machen, dann fiel er um.

Die Kojoten starrten ihn an, zogen die Schwänze ein und suchten das Weite.

»Was ist los, Jack? Zimmerlich geworden?«

Drake stand auf der Anhöhe über ihm. Das Mondlicht zeichnete die Konturen seiner Gestalt und der zuckenden Peitsche nach und er schien mit jedem Schritt stärker zu werden. Jack hingegen fühlte sich ausgepowert und schwach.

»Ich fand den Anblick scheußlich«, erwiderte Jack, dessen Herz bis zum Hals schlug. Er hörte das Sausen von Drakes Peitsche, die sich beinahe sanft um seine Kehle legte. Drake zog ihn zu sich heran. Sein Mund lag an Jacks Ohr, als er ihm zuflüsterte: »Spiel mein Spiel, Computer-Jack.«

»Was?«

»Wenn du mir hilfst, lass ich dich am Leben. Dann darfst du auch die kleine Brianna haben.«

Jack griff nach Drakes Peitsche und löste sie von seinem Hals. Es war nicht schwer. Und es wäre ein Leichtes gewesen, den grausigen Arm einfach abzureißen.

Drake lachte nervös. »Jack, du machst einen Fehler. Du bist kein Typ fürs Grobe.«

Er wandte sich um und eilte humpelnd voraus.

Weiter unten kam Caine den Pfad herauf und konnte sich kaum noch aufrecht halten. Diana, die Hexe, die Jack in diese Horrorgeschichte hineingezogen hatte, ging neben ihm. Jack hätte schwören können, dass sie Caine stützte.

Lana hatte die Pistole in der Höhle fallen gelassen. Sie brauchte sie nicht mehr.

Sie wollte dem Gaiaphage etwas mitteilen, in Gedankenbildern mit ihm kommunizieren, aber er war schon einen Schritt weiter und kümmerte sich nicht mehr um das Mädchen mit der Macht über die Schwerkraft.

Jemand hat Edilio erschossen, dachte sie erstaunt.

Und dann durchzuckte sie eine Erinnerung: der Rückstoß der Pistole in ihrer Hand.

Jemand...

Sie schnappte nach Luft, als der Gaiaphage in ihren Kopf eindrang und ihr Gehirn mit Bildern füllte. Bilder von monströsen Ungeheuern.

Das Größte war ein zerzaustes Ding, ein Grizzlybär, aus dessen Pfoten Eisenkrallen von einem halben Meter Länge wuchsen. Lauter Wesen, die aus scharfen Kanten bestanden, als wären sie aus Rasierklingen und Küchenmessern zusammengebaut. Wesen, die von innen her brannten. Andere, die flogen oder glitten.

Sie sah aber nicht nur ihre äußere Gestalt. Sie sah auch, wie sie gebaut waren, wie sich eines ins andere fügte, ein Monster in das andere passte. Wie eine russische Schachtelpuppe.

Vernichte eines und das nächste wird freigesetzt.

Regeneration. Adaption. Jede neue Inkarnation so gefährlich und tödlich wie die davor. Der Gaiaphage hatte die perfekte biologische Maschine erdacht. Nein, seinem Hirn war das nicht entsprungen. Er hatte sich einer Fantasie bedient, die viel visionärer war als seine eigene.

Nemesis– so hatte der Gaiaphage sie genannt.

Die Rachegottheit.

Nemesis und Heilerin, beide wurden vom Gaiaphage benutzt, damit ihn nichts und niemand mehr aufhalten konnte.

Jetzt fehlte ihm nur noch ein Teilchen. Die Nahrung. Der Brennstoff.

Er ist auf dem Weg.

Bald.

Jemand hat Edilio erschossen. Und versucht, Dekka umzubringen.

An diese Tatsache klammerte sich Lana, während die Bilder des Gaiaphage sie durchfluteten.

Jemand hat...

Wieder meinte sie den Rückstoß der Pistole in ihrer Hand zu spüren.

Nein, nein!

Edilio auf dem Boden.

Oh nein!

In Lanas Kopf machte sich eine solche Wut breit, dass sie die Bilder des Gaiaphage, seine Pläne und die vielen Details an den Rand drängte.

Ich hasse dich!, schrie Lana stumm.

»Caine, er wird versuchen, dich zu erledigen«, flüsterte Diana in sein Ohr.

Caines ausgestreckte Arme taten weh. Seine Hände waren taub geworden. Er nutzte seine Kraft, um...

»Drake wird versuchen, dich zu töten«, beharrte Diana. »Das weißt du.«

Caine hörte sie. Aber verglichen mit dem schmerzhaften Druck in seiner Brust war ihre Warnung ohne Bedeutung, ihre Sorge belanglos.

Der Hunger des Gaiaphage war sein eigener geworden. Ihn zu füttern, hieße selbst zu essen.

Stimmt nicht, sagte sich Caine.

Das ist eine Lüge.

»Caine, wenn du das hier tust, wirst du sterben. Und ich auch. Bitte, bleib stehen!«, flehte Diana.

Caine wollte antworten, doch sein Mund war trocken und ließ sich nicht öffnen.

Schritt für Schritt den Pfad hinauf. Zu ihm.

Jack war da oben. Drake auch. Drake sprach mit Jack. Mitten auf dem Pfad lag ein toter Kojote. Geköpft.

Und Dekka. Möglicherweise noch am Leben, vielleicht auch nicht. Was kümmerte es ihn? Ihr Problem. Hätte sich nicht auf Sams Seite schlagen sollen.

Er erreichte die Anhöhe. Den Eingang zur Mine.

Der Brennstab schwebte über ihm.

Füttere mich.

Caine ging näher heran.

»Tu es!«, rief Drake.

»Caine, nicht!«, flehte Diana noch einmal.

Auf dem flachen Boden fiel ihm das Gehen leichter. Näher. Nahe genug. Von hier aus konnte er den Stab schleudern. Wie einen Speer. Geradewegs in den Stollen hinein.

»Tu's nicht!«, rief Diana panisch. Und dann: »Jack, du musst ihn aufhalten.«

»Niemals«, knurrte Drake.

Plötzlich verlor Diana jede Selbstbeherrschung und fauchte ihn an: »Halt endlich dein krankes Maul, du psychotischer Irrer! Wann krepierst du endlich, du Dreckskerl?«

Drake starrte sie an. Das gefährliche Glitzern in seinen Augen war verschwunden. An seine Stelle war abgrundtiefer Hass getreten.

»Es reicht«, sagte er. »Ich wollte noch warten. Dann eben gleich.«

Seine Peitsche knallte.

Dreiundvierzig

13 Minuten

Drakes Peitsche wirbelte Diana herum wie einen Kreisel.

Sie schrie auf.

Es war dieses Geräusch, ihr Schrei, der Caine aus seiner Betäubung riss und ihn mitten ins Herz traf.

Diana stolperte und beinahe wäre es ihr gelungen, sich aufzurichten, doch Drake war viel zu schnell.

Sein zweiter Hieb schleuderte sie durch die Luft.

»Fang sie auf!«, rief sich Caine selbst zu. Er sah den Bogen, den sie vollführte. Sah, wo sie gleich aufschlagen würde. Seine Hände... er konnte seine Kraft benutzen, konnte sie auffangen, sie retten.

Diana fiel herunter. Ihr Kopf prallte mit einem grausigen Knirschen auf einen Felsvorsprung.

Caine erstarrte.

Vergaß den Brennstab.

Der Stab stürzte ab und krachte drei Meter von der Mine entfernt auf einen Felsen, der wie ein Schiffsbug geformt war.

Die Kassette bekam einen Knick, brach auf, rollte von dem Felsen und landete mit einem dumpfen Aufprall im Sand.

Drake ging mit schnalzender Peitsche auf Caine los, doch Jack warf sich ihm in den Weg und schrie: »Das Uran! Das Uran!«

Der Strahlendosimeter in seiner Tasche klickte rasend schnell.

Drake rannte in Jack hinein und sie gingen beide zu Boden.

Caine stand einfach nur da, den entsetzten Blick auf Diana gerichtet. Diana rührte sich nicht. Sagte nichts.

»Nein!«, heulte er.

Drake stieß Jack fluchend von sich und stand auf.

»Diana!«, schluchzte Caine.

Drake war zu weit weg, um Caine mit seiner Peitsche zu treffen. Also hob er seine Maschinenpistole an und drückte ab. Aus dem Lauf blitzten Schüsse.

Die Waffe feuerte wild und ziellos, aber das machte nichts. Drake hatte Zeit. Er schwang sie nach rechts, in Caines Richtung, der immer noch wie versteinert dastand.

Doch plötzlich verschwand das Mündungsfeuer in einer Explosion aus grün-weißem Licht, das die Nacht zum Tag machte. Der Lichtstrahl verfehlte sein Ziel, kam ihm aber so nahe, dass sich der Lauf der Pistole in der Hitze nach unten bog und die Felsen hinter ihm Risse bekamen.

Drake ließ die Knarre sofort fallen. Jetzt war *er* fassungslos. »Du?«

Sam kam schwankend und von Quinn gestützt auf die Anhöhe.

Beim Anblick seines Bruders und des tödlichen Lichts war Caine mit einem Schlag zur Besinnung gekommen.

»Nicht, Sam«, sagte er. »Er gehört mir!«

Caine hob eine Hand und warf Sam und Quinn auf den Rücken.

»Der Brennstab!«, schrie Jack. »Er bringt uns alle um! Oh Gott, wahrscheinlich sind wir schon tot!«

Drake stürzte sich auf Caine. Seine Miene war angstverzerrt. Er wusste, er würde es nicht schaffen, würde nicht schnell genug sein.

Caine hob die Hand. Der Brennstab sprang vom Boden.

Ein Speer. Er brachte ihn in Position. Richtete ihn auf Drake. Jetzt streckte Caine die andere Hand aus und nagelte Drake mit seiner telekinetischen Kraft fest.

Drake hielt beschwichtigend seine menschliche Hand hoch. »Caine... du wirst doch nicht... doch nicht wegen eines Mädchens. Einer Hexe...«

Drake war zur lebendigen Zielscheibe geworden, auf die der Brennstab gerichtet war wie der Speer eines Spartaners.

Caine schleuderte das tonnenschwere Element aus Stahl, Blei und Uran.

Mit der Wendigkeit einer Schlange duckte sich Drake. Das Brennelement traf ihn nicht in der Brust, sondern an der Schulter und beförderte ihn mit der Geschwindigkeit eines Geschosses in den dunklen Stollen.

Aus der Mine dröhnte ohrenbetäubender Krach, dann wirbelten dichte Staubwolken heraus.

Stille.

Und jetzt das Klappern herunterfallender Kugeln.

»Ist der Brennstab aufgebrochen?«, fragte Jack voller Panik.

Caine stellte sich mit ausgestreckten Armen vor den Eingang zur Mine.

Der Boden begann zu beben.

Felsen brachen ächzend entzwei.

Nein!, schrie die verhasste Stimme in Caines Kopf.

»Ich bin niemandes Sklave!«, rief Caine.

Nein! Du wagst es nicht!

Caine geriet ins Stocken. Messer führen ihm ins Hirn, stachen zu, immer wieder. Sie bereiteten ihm Schmerzen, die über jede Vorstellungskraft hinausgingen.

»Wollen wir wetten?«, stöhnte Caine.

Er hob die Hände, griff mit seiner ganzen Kraft in die Höhle hinein und riss die Arme zurück.

Aus der Mine schoss eine tonnenschwere Masse aus Gestein und Holzbalken, dem geborstenen Brennelement, einem alten Pick-up, der Leiche von Einsiedler Jim und dem sich windenden und verletzten, aber immer noch lebenden Drake Merwin. Als hätte die Höhle ihren Inhalt ausgespien.

Das alles hing nun mitten in der Luft. Caine formte die Hände zu einer Schale und versetzte die Masse in einen tosenden Strudel, der Drakes Schreie verschlang.

Jetzt warf Caine die Arme nach vorne und schleuderte den wild wirbelnden Haufen zurück in den Stollen.

Dem folgte ein unbeschreiblicher Lärm. Gleich darauf drang ein Poltern aus der Tiefe, das sich zu einem explosionsartigen Knall steigerte, als der Stollen einstürzte und Tausende Tonnen Gestein die Mine für immer schlossen.

Caine ging auf wankenden Beinen zu Diana und kniete sich neben ihr hin. Sie rührte sich nicht. Er legte sein Ohr an ihren wunderschönen Mund. Nichts, keine Atemgeräusche. Als er jedoch mit der Handfläche ihren Rücken berührte, spürte er ein ganz unscheinbares Heben und Senken.

Er drehte sie sanft um. An ihrer Schläfe klaffte eine entsetzliche Wunde. Durch den Tränenschleier vor seinen Augen sah er alles nur verschwommen, aber mit seiner Hand konnte er deutlich spüren, dass der Fels den Knochen zerschmettert hatte.

Ein Schluchzen zerriss ihn.

Hinter ihm näherte sich jemand, er hörte die schweren Schritte. Es war Sam, der torkelnd wie ein Betrunkener zu ihm kam.

»Sam«, sagte Caine in aller Ruhe und ohne den Blick von Diana zu wenden. »Wenn du mich töten willst, dann wäre jetzt ein guter Zeitpunkt.«

Sam schwieg.

Schließlich hob Caine den Kopf. Sam konnte sich kaum aufrecht halten. Er war entsetzlich zugerichtet und musste furchtbare Qualen leiden.

Auch das war Drakes Werk. Drake hatte Sam nicht getötet. Aber fast. Und wie es aussah, würde Sam nicht mehr lange leben.

Quinn stolperte mit einem Körper in den Armen auf die Anhöhe. Der Mexikaner, dachte Caine, oder Dekka.

»Das ist das Ende«, sagte Caine dumpf. Er streichelte Diana. »Ich liebe sie. Wusstest du das, Sam?«

»Es... es ist noch nicht zu Ende«, antwortete Sam stockend. Beim Klang seiner Stimme erschrak Caine. Er hatte noch nie eine so schmerz erfüllte Stimme gehört. Zwischen jedem Wort lag ein unterdrückter Schrei.

»Sie überlebt das nicht«, flüsterte Caine.

»Edilio ist verletzt. Er atmet kaum noch«, sagte Quinn. »Sie haben auf ihn geschossen. Und Dekka...«

»Das war ich nicht«, unterbrach ihn Caine. »Keiner von uns. Sie waren beide schon so, als wir ankamen.«

Edilio und Dekka interessierten ihn nicht. Sam im Grunde auch nicht. Er war nur traurig, dass Diana so sterben sollte. Ohne ihre wunderschönen Haare. Mit den Stoppeln sah sie jünger aus. Unschuldig.

»Lana«, stieß Sam hervor.

Caine spürte Hoffnung in sich aufkeimen. Die Heilerin. Wo war sie?

Als hätte er die Frage gehört, sagte Quinn: »Sie ist da drin. Sie ist bei... ihm.«

Caine blickte zur Mine. Er war schon einmal dort unten gewesen. Er wusste, was dort lauerte. Und jetzt auch noch der Brennstab.

»Wir müssen...« Sam wimmerte, außerstande den Satz zu beenden.

Caine nickte. »Sie ist jetzt sicher tot.«

»Vielleicht nicht«, gelang es Sam zu sagen.

»Da kommt keiner mehr rein. Das ist eine Wand aus Felsen. Ich müsste den ganzen Berg bewegen. Das dauert Stunden, womöglich Tage.«

Sam schüttelte den Kopf und biss sich so fest auf die Lippen, als wollte er sie abbeißen. Er drohte vor Schmerzen ohnmächtig zu werden.

»Es gibt vielleicht einen anderen Weg«, presste er hervor und starrte dabei den Pfad hinunter.

»Einen anderen Weg?«

»Duck.«

Nun blickte auch Caine zum Pfad. Ein Windstoß schien über ihn zu fegen und eine Staubwolke aufzuwirbeln. Plötzlich tauchte Brianna vor ihnen auf. An einem Seil hatte sie einen Jungen im Schlepptau, der in der Luft schwebte wie ein Luftballon. Er sah aus, als hätte er gerade eine Achterbahnfahrt in der Hölle hinter sich.

»Sind wir endlich da?«, fragte Duck mit zusammengepressten Augen.

»Wollt ihr euren Hunger stillen?«, brüllte Zil von der Motorhaube des Cabrios.

Die Menge antwortete mit einem Johlen. Aber nicht alle. Daran klammerte sich Astrid: Es war auch vereinzelter Murren zu hören. Es gab Stimmen, die unsicher klangen, und Leute, die

schwiegen, was nicht unbedingt stillschweigendes Einverständnis heißen musste.

»Dann ergreift jetzt das Seil!«, rief Zil.

Das Seil erstreckte sich über die halbe Plaza und reichte bis zur Schlinge um Hunters Hals. Fünf bis sechs willige Henker würden genügen, um diesen Wahnsinn hier und jetzt in die Tat umzusetzen.

»Packt das Seil!«, befahl Zil. Er sprang von der Motorhaube herunter und legte selbst Hand an. Ein paar von seiner Crew schlossen sich ihm an.

Vier... fünf... zehn weitere. Kids, die Astrid seit Langem kannte, griffen nach dem Seil.

»Zieht!«, schrie Zil.

Das Seil hob sich vom Boden. Noch mehr kamen herbei, um zu helfen, zugleich ließen ein paar andere wieder los. Es entstand ein Gerangel.

Das Seil spannte sich.

Und zu Astrids Entsetzen hingen Hunters Füße schon in der Luft.

Der Kampf um das Seil wurde immer heftiger. Die Leute fingen an zu rempeln, schrien und schwenkten die Fäuste.

Das Seil erschlaffte und Hunters strampelnde Füße fanden wieder Halt.

Als noch mehr Kids herbeieilten, um mitzuziehen, stellten sich ihnen andere in den Weg. Das Ganze artete in einen Tumult aus. Und endlich nutzten ein paar Leute das Durcheinander und stürzten zum Grill. Sie stießen Hanks Schläger zur Seite, rannten sie buchstäblich über den Haufen und machten sich über das Fleisch her.

Astrid ergriff die Gelegenheit und rappelte sich auf. Doch Zil, den der Anblick der verzweifelt nach dem Fleisch greifenden Hände rasend machte, versetzte ihr einen heftigen Stoß.

»Runter mit dir, du Freak-Hure!«

Astrid spuckte ihm mitten ins Gesicht. Sie sah, wie die Farbe von seinen Wangen wich. Er schnappte sich einen Baseballschläger, holte aus und hob in der nächsten Sekunde vom Boden ab.

An seiner Stelle stand jetzt Orc.

Zil baumelte an Orcs Faust. Orc hielt Zil ganz nah an sein schauerhaftes Gesicht.

»Niemand rührt Astrid an!«, bellte er so heftig, dass Zils Haare nach hinten flogen. Dann schleuderte er ihn von sich.

»Alles in Ordnung?«, fragte Orc.

»Denke schon«, sagte Astrid. Sie kniete sich neben den kleinen Pete und berührte die Beule an seinem Kopf. Er rührte sich und schlug die Augen auf.

»Petey! Alles okay?« Er antwortete nicht, aber das war normal. Astrid blickte Orc an. »Danke.«

»Was ist mit Edilio?«, fragte Brianna. Er lag vollkommen still auf der Erde.

»Schusswunde«, antwortete Quinn. »Ich glaube, er stirbt.«

»Dekka würde nie zulassen, dass ihm etwas zustößt«, sagte Brianna. »Wo ist sie?«

Quinns Blick flog unweigerlich zu Dekka. Brianna war im selben Moment bei ihr. Das Mädchen lag mit verrenkten Gliedern da wie eine weggeworfene Puppe.

Brianna keuchte. Starrte ungläubig auf Dekka. Das Rauschen in ihren Ohren war so laut wie ein Wasserfall. Sie schrie. Dann verschwamm die Welt um sie herum, denn sie raste mit voller Geschwindigkeit in Caine hinein und warf ihn um.

Brianna war auf ihm drauf, bevor er Zeit hatte, Luft zu holen. Sie hielt einen Stein in der Hand.

»Nicht, Breeze!«, krächzte Sam.

Brianna erstarrte. Caine lag reglos auf dem Rücken. Ließ seine Hände unten. Schien nicht einmal wahrzunehmen, dass sie auf ihm hockte und bereit war, mit dem Stein hundertmal

zuzuschlagen, bevor er auch nur zucken konnte.

»Lass es«, sagte Sam schwach. »Wir brauchen ihn.«

»Ich aber nicht«, zischte Brianna.

Quinn sprach an Sams Stelle weiter: »Brianna, Dekka ist tot. Edilio lebt nicht mehr lange, falls er nicht auch schon tot ist. Und Sam...«

»Was kann dieser Dreckskerl tun?«, fragte sie, ging aber von Caine runter.

»Wir brauchen Lana«, presste Sam hervor.

Caine stand auf und büstete sich den Staub vom Hemd. »Diana liegt im Sterben. Wie der Mexikaner. Dekka... du hast sie ja gesehen. Und Sam geht es dreckig«, sagte er. »Lana ist dort drin.« Er wies mit einer Kopfbewegung auf die verschüttete Mine. »Mir ist allerdings nicht klar, wie wir da reinkommen sollen.«

»Duck...«, presste Sam hervor. »Er wird einen Tunnel bohren.«

»Äh... was?«, meinte Duck.

»Bei einem Minenunglück bohren sie einen Schacht zum ursprünglichen Stollen.«

Quinn erklärte es dem verblüfften Caine: »Duck hat die Kraft. Er kann durch die Erde sinken.«

»Also echt, ich weiß nicht...«, stammelte Duck.

»Er bohrt«, sagte Sam. »Wir gehen rein. Caine, du warst doch schon mal dort unten. Gibt es da einen Platz, wo...?« Er krampfte sich vor Schmerz zusammen und konnte nicht weitersprechen.

Duck wand sich. »Leute, ich weiß nicht...«

»Möchtest du denn kein Held sein?«, fragte Quinn.

»Nein.«

»Ich auch nicht«, gab Quinn zu. »Edilio ist ein Held. Und Sam. Ich muss dir ja wohl nicht sagen, was Sam für uns getan hat.« Quinn griff nach Ducks Arm. »Duck, jetzt brauchen wir dich. Du bist der Einzige, der das kann.«

»Mann, ich möchte ja helfen, aber...«

»Du kriegst den nächsten Fisch, den ich fange.«

»Nicht, wenn ich lebendig begraben werde.«

»Gegrillt. Weich wie Butter und saftig.«

»Mit Essen kannst du mich nicht kaufen«, schnaubte Duck. »Wenn schon, dann will ich einen Swimmingpool.«

Vierundvierzig

7 Minuten

Duck stand auf dem Hang. Caine hatte von einem großen unterirdischen Hohlraum gesprochen, einer Kaverne, die sich ungefähr dreißig Meter unter Ducks Füßen befinden sollte.

Das war bloß eine Vermutung. Wenn Duck am Ende doch nicht in einen Hohlraum fiel, müsste er es noch einmal versuchen. Immer und immer wieder.

Quinn stützte Sam, den die Schmerzen wie Wellen durchliefen. Eine nach der anderen.

»Das Morphium lässt nach«, sagte Sam. »Beeilt euch!«

Caine war bereit. Brianna war losgerannt, um Seile zu holen. Seit ihrer Rückkehr kniete sie auf der Erde und erbrach sich krampfartig.

»Los jetzt!«, sagte Sam. Er keuchte vor Anstrengung.

»Mach schon, Duck!«, drängte Quinn.

Alle warteten auf ihn. So viele Leben standen auf dem Spiel, und sie blickten zu ihm auf, zu Duck Zhang.

»Oh, Mann!«, sagte er. »Der Fisch ist besser richtig gut.«

Und dann bohrte er sich in den Boden, als wäre der Felsen weich wie Pudding.

Während er sich immer tiefer in den Berg hineinschraubte, beruhigte er sich damit, dass er zur Not wieder nach oben steigen und zurück ins Freie konnte. Ganz sicher war er sich jedoch nicht.

Plötzlich spürte er keinen Widerstand mehr. Er war durch die Decke der Mine gefallen und stoppte erst, als er bereits bis zu den Knien im Boden des Stollens steckte.

Duck stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Er war zwar nicht direkt im großen Hohlraum gelandet, aber immerhin hatte er den Stollen auf Anhieb gefunden. Das grenzte fast schon an ein Wunder.

»Okay! Ich bin unten!«, schrie er, so laut er konnte.

Ein Seil sank zu ihm herunter.

Caine kam als Erster. Er landete sanft, da er den Aufprall mit seiner Kraft dämpfen konnte.

»Finster hier unten«, sagte Caine. Dann schrie er nach oben: »Okay, Bruder, spring!«

Durch den Schacht, den Duck gebohrt hatte, kam blendend helles Licht. Wie ein Sonnenstrahl durch die Ritze in einem Rollladen.

Caine hob die Hände und Sam glitt langsam durch den Schacht.

Sam schien eine Lichtkugel zwischen den Fingern zu halten. Als sich Ducks Augen daran gewöhnt hatten, erkannte er, dass Sam das Licht nicht hielt, sondern dass es aus seinen Handflächen leuchtete.

»Ich weiß, wo wir sind«, sagte Caine. »Bis zur Höhle sind es knapp zehn Meter.«

»Duck, wir brauchen dich vielleicht noch«, sagte Sam.

»Aber ich wollte gerade...«

Sams Beine gaben nach. Duck fing ihn auf.

»Ich bleibe«, hörte Duck sich sagen.

Was?, fragte er sich im Stillen. Spinnst du?

Komm schon!, ermutigte er sich selbst. Du kannst nicht einfach weglaufen.

Und ob ich das kann, protestierte seine zweite Stimme.

Und dennoch blieb er bei Sam und stützte ihn auf dem Weg in die Höhle.

Möchtest du denn kein Held sein?, spottete Duck.

Doch, irgendwie schon, lautete die Antwort.

»Lass das Licht an«, sagte Caine.

Das schaffte Sam gerade noch. Sein Herz stotterte wie eine rostige alte Maschine, die jeden Moment den Geist aufgeben würde. Sein Körper war glühend heiß, steif wie ein Stock, unmöglich zu bewegen.

Die Schmerzen...

Das gefräßige Ungeheuer war ausgebrochen. Jeder Schritt bereitete ihm Qualen, als risse ihn die Bestie innerlich in Stücke. Die Schmerzen brachten ihn an den Rand der Ohnmacht. Es war nicht auszuhalten.

»Komm schon, Sam«, hörte er Duck sagen, doch er konnte nur noch schreien.

»Aaaaaah!«

»Tja, so viel zum Leisesein«, meinte Caine.

Die Dunkelheit weiß längst, dass wir hier sind, dachte Sam. Wir müssen nicht leise sein. Sam konnte sie spüren. Als würden eiskalte Finger sein Hirn abtasten und nach einem Eingang suchen.

Plötzlich war ein metallisches Scheppern zu hören. Caine war mit dem Fuß gegen ein paar lose Kugeln gestoßen, die sich bei genauerem Hinsehen als kurze Metallzylinder entpuppten.

»Die Uranpellets«, stellte Caine nüchtern fest. »Hoffentlich kann Lana auch die Strahlenkrankheiten heilen. Sonst sind wir alle tot.«

»Was?«, fragte Duck.

»Da liegt überall Uran rum. Das schießt Milliarden kleiner Löcher in deinen Körper.«

»Was?«

»Spürst du die Dunkelheit?«, fragte Caine ehrfürchtig flüsternd.

»Ja«, erwiderte Duck. Seine Stimme bebte wie bei einem Kind, das kurz davor ist, in Tränen auszubrechen. »Ungutes Gefühl.«

»Sehr ungut«, stimmte Caine ihm zu. »Sie ist schon lange in meinem Kopf. Wenn sie einmal drin ist, geht sie nie wieder weg.«

»Wovon redest du?«

»Die Dunkelheit berührt doch gerade deinen Verstand, oder? Sucht nach einem Weg hinein. Wenn sie das schafft, wirst du sie nie wieder los.«

»Wir müssen hier raus«, sagte Duck.

»Geh nur«, erwiderte Caine. »Ich kann Sam auch allein schleppen.«

Sam hörte alles wie aus weiter Ferne. Ein Gespräch zwischen Gespenstern. Schatten in seinem Hirn. Aber er wusste, dass Duck nicht gehen durfte.

»Nein«, krächzte er. »Wir brauchen Duck.«

»Wozu?«

»Er ist unsere Geheimwaffe.«

»Was für eine Geheimwaffe?«, fragte Duck.

»Die Höhle ist gleich da vorne«, kündigte Caine an.

»Was ist dort?«, wollte Duck wissen. »Wie sieht es aus?«

Caine antwortete nicht.

Sam schwamm durch ein Meer von Schmerzen. Sie wurden immer schlimmer. Zwischen den wellenartigen Schüben erlebte er jedoch kurze Momente der Klarheit.

Als er die Augen öffnete, betraten sie gerade einen Raum, der kein Stollen mehr war, sondern eine riesige Kammer.

Dieser Hohlraum unter der Erde konnte nicht natürlich entstanden sein. Von der zur Kuppel gebogenen Decke hingen keine Stalaktiten und der Boden war glatt.

Stattdessen sahen die Wände aus, als wären sie geschmolzen und hätten sich im Laufe der

Zeit wieder erhärtet. Ein leichter Brandgeruch lag in der Luft, obwohl nirgends Rauch oder Feuer zu sehen war. Nur der heiße Brennstab strahlte hinter ihnen herein.

»Weißt du schon, wo wir sind, Sam?«, fragte Caine.

Sam stöhnte.

»Verstehe, du hast jetzt andere Sorgen. Aber du kennst die Geschichte von dem Meteorit, der das Kraftwerk getroffen hat, nicht wahr? Sam? Na klar. Du kommst ja aus der Stadt.«

Sam wurde von der nächsten Schmerzenswelle erfasst. Er wollte nicht schreien.

»Der Meteorit geht durch das Kraftwerk durch und bohrt sich in die Erde– wie unser Duck. So schwer, so schnell, als würde man einen Pfeil in Butter schießen. Reißt ein riesiges Loch auf. Das, was noch von ihm da ist, stoppt hier.«

Sie waren fünfzehn Meter weit in den Hohlraum vorgedrungen, der die Höhe einer Kathedrale hatte.

Sam nickte, zu mehr war er nicht fähig. Er versuchte die Unterarme zu heben, sie waren jedoch zu schwer.

Caine packte seine Hände und drehte sie um. Eine Bewegung, die Sam vor Schmerz brüllen ließ.

Aber nun schien sein Licht wieder heller.

Und da lag es, das Ding, das im Begriff war, zur Welt zu kommen. Es hatte keine richtige Gestalt, sah eher aus wie ein Klumpen, eine brodelnde Masse aus durcheinanderwuselnden grünen Kristallen.

Doch noch während sie hinblickten, bildeten die in ihre Richtung gewandten Oberflächen der Kristalle eine perfekte Spiegelfläche.

»Sieht so aus, als wäre er bereit für dich, Sam«, sagte Caine.

Dann erklang eine andere Stimme. Gespenstisch und schrecklich.

»Ich bin der Gaiaphage«, sagte Lana.

Die Transformation hatte eingesetzt, als der Gaiaphage mit den ersten Uranpellets in Berührung gekommen war. Lana spürte, wie seine Macht wuchs. Es fühlte sich an wie ein gewaltiger Stromschlag, als hätte sie in ein Stromkabel gegriffen, nein, in sämtliche Stromkabel der Welt.

Jetzt! Jetzt würde er entstehen!

Die unzähligen Kristalle, aus denen der gestaltlose Gaiaphage bestand, stürzten los wie Ameisen. Rinnsale wurden zu Bächen, Bäche zu rauschenden Flüssen. Was zuvor nicht viel mehr als Schlamm auf der Felsoberfläche gewesen war, schwoll zu Hügeln und Gipfeln an. Die einen mit scharfen Spitzen, andere mit glatter Fläche und Zacken an den Rändern.

Kristalle in unendlich vielen Größen legten sich übereinander, Schicht um Schicht. Doch selbst bei dieser enormen Geschwindigkeit würde es Tage dauern, bis der Prozess beendet war. Die ersten Umrisse waren aber bereits erkennbar.

In dem unterirdischen Hohlraum erstreckte sich der Gaiaphage über dreihundert Meter, bevor er sich verdichtete wie die Sterne im Weltall, die von einem schwarzen Loch angezogen werden.

Lana spürte das alles, als wäre sie ein Teil von ihm. Vielleicht war sie das ja auch. Vielleicht gab es keine Grenze mehr zwischen ihr und dem Gaiaphage. Doch die in ihr aufsteigende Übelkeit war eindeutig ihre eigene und nicht die des Monsters.

Das, was den Gaiaphage ernährte, zerstörte sie, Zelle um Zelle. Sie musste sterben, damit es aufhörte, musste an der Strahlung sterben.

Die Kristalle um sie herum verhärteten sich, bildeten einen dicken Panzer. Die Oberfläche glänzte wie Stahl. Nein, wie ein Spiegel.

Plötzlich ging ein furchtsames Beben durch den Gaiaphage.

Lana öffnete die Augen und sah den Grund: drei dunkle Gestalten. Sie waren schwach und verängstigt, aber sie standen vor ihm.

Zu spät, Caine. Mit deiner Kraft kannst du ihn nicht zerschmettern.

Und dein Licht, Sam, wird ihn nicht verbrennen.

Der Dritte... wer war das? Sie spürte, wie sehr der Gaiaphage auf eine Antwort drängte.

Er hielt sie gefangen wie eine Fliege im Bernstein und zeigte sie jetzt den nach Luft schnappenden Menschen.

»Ich bin der Gaiaphage«, sagte Lanas Mund.

Caine starrte sie entsetzt an. Lanas Gesicht schwebte inmitten einer brodelnden Masse, die aussah, als bestünde sie aus spiegelbesetzten Insekten.

»Sam! Mehr Licht!«

Sam war ausgerutscht. Er hockte nun stöhnend auf den Knien und stützte sich mit den leuchtenden Händen ab.

Duck blickte unverwandt auf die glitzernde, sich wandelnde Monstrosität mit dem Gesicht eines Qualen leidenden Mädchens.

Caine konnte die Ausmaße der Kreatur nicht richtig erkennen, aber sie kam ihm gigantisch vor, als würde sie sich bis in alle Ewigkeit dehnen.

Er hielt die Hände über seine Schultern und der Brennstab glitt aus dem Schutthaufen hinter ihm. Dann schleuderte er ihn mit aller Kraft nach vorne. Der Brennstab krachte in die glitzernde Masse. Er prallte ab, fiel zu Boden und verstreute noch mehr Urankügelchen.

Nichts. Keinerlei Wirkung. Als hätte er den Gaiaphage mit einem Wattestäbchen getroffen.

»Sam? Wenn noch irgendwas in dir steckt, dann ist jetzt der richtige Zeitpunkt!«, rief Caine.

»Nein«, flüsterte Sam. »Ich kann ihm nichts tun. Duck.«

»Was ist mit ihm?«

»Duck...« Sam kippte vornüber. Er rührte sich nicht mehr.

»Kannst du noch was anderes, außer dich in die Erde bohren?«, fuhr Caine Duck an.

»Hast du eine Atombombe in der Tasche?«

Duck antwortete nicht.

»Sam?«, rief Caine, als sich der Gaiaphage in Bewegung setzte, sein Gewicht verlagerte und mit Lanas weinendem Gesicht auf ihn zuschwappte. Ihr Mund sprach, Caine hörte aber nichts, weil das Blut in seinen Ohren rauschte und er wusste, dass es gleich vorbei war...

Du willst mir nicht gehorchen?

Caine wankte zurück, er konnte sich kaum auf den Beinen halten.

»Wirf mich!«, schrie Duck auf einmal.

Ich bin der Gaiaphage!

»Wirf mich, so wirf mich doch!«, flehte Duck.

»Was?«, rief Caine.

»So stark du kannst!«

Der Gaiaphage dachte sich nichts dabei, als der weiche Körper auf ihn zuflog. Hoch hinauf flog der Mensch. Bis zur Decke des Hohlraums. Und wieder herunter.

Der Gaiaphage würde dieses Fliegengewicht nicht einmal spüren, das...

...mit der Kraft eines vom Rand des Universums geschleuderten Bergs in ihn einschlug.

Duck traf auf den Gaiaphage und schraubte sich durch seine kristalline Masse.

Und weiter durch den Boden darunter.

Der Wirbel riss den Gaiaphage mit sich wie Sandkörner im Stundenglas.

Fünfundvierzig

0 Minuten

Eigentlich ist es wie beim ersten Mal, dachte Duck.

Wie an jenem Tag, als er durch den Swimmingpool gebrochen und das Wasser mit ihm nach unten gerauscht war.

Nur diesmal waren es keine Wassermassen, sondern Milliarden winziger Kristalle, die mit Duck in die Tiefe der Erde gezogen wurden.

Er konnte nichts sehen. Die Kristalle waren in seinen Augen, verstopften ihm die Ohren und den Mund.

Er bekam keine Luft mehr, und weil ihn das in Panik versetzte, fiel er sogar noch schneller.

Erinnerungen blitzten durch seinen Kopf wie ein verwackeltes Video. Sein fünfter Geburtstag, als er bei der Party vom Pony fiel.

Das eine Mal, als er den ganzen Kuchen aufaß...

Seine Mom. So hübsch. Ihr Gesicht...

Dad...

Der Pool...

Plötzlich kam er zum Stillstand. Schließlich hatte ihn doch noch etwas aufgehalten.

Zu spät.

Man kann nicht bis nach China fallen, dachte er. Na ja, sieht so aus, als wollte ich doch ein Held sein.

Und dann hörte Duck auf zu denken.

Sechshundvierzig

Quinn kletterte den Schacht hinunter, den Duck in den Berg gebohrt hatte, und musste dabei gegen seine Panik ankämpfen. Das Seil in seinen Händen fühlte sich viel zu dünn an, als würde es jeden Moment reißen. Die Wände des senkrechten Schachts zerkratzten ihm den Rücken und zerschürften ihm die Haut. Immer wieder prasselten ihm Steine auf den Kopf.

Quinn wusste, dass er nicht mutig war. Aber außer ihm war keiner mehr da. Brianna ging es nicht gut. Sie lag zusammengekrümmt auf dem Boden und hielt sich weinend den Bauch.

Quinn hatte keine Ahnung, was dort unten los war. Er wusste nur eines: Wenn es Sam und Caine nicht gelang, Lana dort rauszuholen und zurückzubringen, würde es mehr Tote geben, als er sich überhaupt vorzustellen wagte.

Jetzt sah er den Boden des Schachts. Als er sein Bein ausstreckte, verlor er den Halt und fiel herunter.

Er schlug hart auf, blieb aber zum Glück unverletzt.

»Sam?«, flüsterte Quinn.

Er holte seine Taschenlampe heraus und schaltete sie ein. Das Licht blendete ihn so sehr, dass er blinzeln musste. Quinn richtete den Lichtstrahl nach vorne.

Keine dreißig Meter von ihm entfernt konnte er im Schein der Lampe die Silhouette einer menschlichen Gestalt ausmachen. Sie bewegte sich. »Caine?«

Caine drehte sich zu ihm um. Sein Gesicht wirkte wie versteinert und schneeweiß. Die Augen waren rot gerändert.

Caine stand so langsam und mühselig auf wie ein alter Mann.

Quinn eilte zu ihm und erreichte den Hohlraum. Als er den Lichtstrahl durch den Raum wandern ließ, entdeckte er Sam ausgestreckt auf dem Boden.

Und etwas weiter weg stand Lana.

»Lana!«

»Lebe ich noch?«, fragte sie.

»Ja. Und du bist es los.«

Ein dunkler Schatten huschte über Lanas Gesicht. Ihre Mundwinkel verzogen sich nach unten. Sie wandte sich um und wollte gehen.

Quinn legte eine Hand auf ihre Schulter. »Verlass uns nicht, Heilerin.«

Lana blieb stehen. »Ich...«

»Bitte, wir brauchen dich.«

»Ich habe Edilio umgebracht«, sagte sie mit schwacher Stimme.

»Noch nicht«, erwiderte Quinn.

Diana als Erste. Caine bestand darauf.

Danach Edilio, der dem Tod so nahe war, dass Lana förmlich vor Augen sah, wie seine Hand ans Himmelstor klopfte.

Dann Dekka. Furchtbar zugerichtet, aber nicht tot.

Nach ihr Brianna, der büschelweise Haare ausfielen.

Und Sam als Letzter. Quinn hatte ihn mit Caines Hilfe an einem Seil nach oben gezogen.

Lana saß auf der Erde, als die Sonne aufging.

Quinn brachte ihr Wasser. »Alles okay?«, fragte er.

»Nein.«

Quinn hockte sich neben sie. »Caine und Diana sind schon fort. Sam schläft. Dekka... ich glaube, sie ist noch nicht ganz überm Berg.«

»Erinnerungen kann ich nicht heilen«, sagte Lana dumpf.

»Nein. Sonst würdest du dich selbst heilen.«

Als er seinen Arm um ihre Schultern legte, brach sie in Tränen aus. Es hörte sich an, als könnte sie nie wieder damit aufhören. Quinn blieb bei ihr.

Als in der Ferne ein Auto zu hören war, murmelte Quinn: »Brianna ist in die Stadt gelaufen, um Astrid und noch jemanden zu holen.«

Das war Lana egal. Sie war überzeugt, dass es nichts mehr in ihrem Leben gab, was noch irgendeine Bedeutung hatte.

Doch dann ging eine Autotür auf und wieder zu. Und plötzlich war Patrick da und stieß sie mit seiner kühlen nassen Schnauze an.

Lana schlang die Arme um ihn, verbarg ihr Gesicht in seinem Fell und hielt sich schluchzend an ihm fest.

Siebenundvierzig

Am nächsten Tag dauerte es lange, bis Edilio endlich so weit war. Doch schließlich startete er den Bagger und hob am Rand der Plaza zwei Gräber aus.

Mickey Finch. Eine Kugel im Rücken.

Brittney Donegal, so schlimm zugerichtet, dass niemand ihren Anblick ertrug. Eine Art Nacktschnecke klebte an ihr und ließ sich nicht entfernen. Am Ende begruben sie Brittney mit ihr.

Für Duck gab es kein Grab, aber sie hatten ein Kreuz für ihn aufgestellt. Sie hatten den ganzen Hohlraum nach ihm abgesucht, jedoch nur ein Loch gefunden, das scheinbar endlos in die Tiefe reichte.

Als Sam mit seinem Licht hineinleuchtete, stürzte das Loch in sich zusammen und verschloss sich mit Gestein und Sand.

»Keiner von uns hat Duck gut gekannt«, sagte Sam bei der Beerdigung. »Wahrscheinlich hat ihm auch niemand zugetraut, ein Held zu sein. Aber er hat uns alle gerettet.«

Auf die Gräber legten sie ein paar wilde Blumen.

Nach der Beerdigung zog Edilio mit einer Dose schwarzer Sprayfarbe los und übersprühte die *HC*-Tags, die überall aufgetaucht waren.

Drei Tage später

Sie standen am Rand des Kohlfelds.

Seit dem Horror in der Höhle war Sam nicht mehr zur Ruhe gekommen. Kaum war ein Problem gelöst, folgte schon das nächste.

Sie hatten Zil gefunden. Mit drei gebrochenen Rippen. Niemand empfand Mitleid mit ihm. Astrid hätte ihn am liebsten eingesperrt. Dazu würde es vielleicht noch kommen, aber vorläufig musste sich Sam um andere Dinge kümmern.

In Perdido Beach tauchten ständig neue Anti-Freak-Graffiti auf. Das Kraftwerk war beschädigt, wahrscheinlich unwiederbringlich zerstört. Nun hatte niemand mehr elektrischen Strom. In der FAYZ war es dunkel geworden.

Aber Jack war wieder bei ihnen und möglicherweise gelang es ihm, den Reaktor hochzufahren– und sei es nur, um wiedergutzumachen, was er angerichtet hatte.

Im Moment stand er unbeholfen neben Brianna.

»Bereit?«, rief Quinn.

»Orc, bist du so weit?«, fragte Sam.

Orc nickte.

»Dann los!«, rief Sam Quinn zu.

Quinn hob eine der blauen Fledermäuse auf und schleuderte sie in das Feld. Die Würmer machten sich blitzartig über sie her. Sekunden später waren nur noch Knochen übrig.

»Okay, und jetzt der Test!«, rief Sam.

Quinn warf Orc die zweite Fledermaus zu. Er fing sie auf und ging in das Feld hinein. Nach zwanzig Schritten schleuderte er die Fledermaus weit von sich. Wieder brachen die Würmer aus der Erde und ließen nur die Knochen zurück.

Orc bückte sich und pflückte einen Kohlkopf. Er warf ihn vor Sams Füße. Ein zweiter und ein dritter folgten.

Die Würmer ließen Orc in Ruhe.

Sicher konnten sie aber erst sein, wenn die Biester etwas angeboten bekämen, was nicht so schwer verdaulich war wie Orcs Steinfüße.

»Wirbelwind?«, sagte Sam.

Brianna drückte eine Fledermaus an sich und sauste in das Feld. Sam wartete angespannt ab. Er wusste, dass sie schneller war als die Würmer, aber trotzdem...

Brianna warf die Beute von sich und die Würmer stürzten sich sofort darauf. Dann riss sie einen Kohlkopf aus der Erde.

»Weißt du«, begann Astrid, »ich kann mich noch gut an die herablassende Antwort erinnern, als ich vorgeschlagen habe, dass wir mit den Würmern verhandeln sollten.«

»Wer war das?«, erwiderte Sam. »Wie kann man nur so blöd sein?«

»Übrigens«, fuhr sie fort. »Da ist noch etwas, was du erledigen musst.«

»Mann, irgendwas ist immer.«

Quinn gesellte sich zu ihnen und entschuldigte sich, dass er nach Fisch roch.

»Bruder, du bist einer der Hauptgründe, warum wir nicht verhungern.«

Es gab aber noch jemanden, der die tödliche Hungersnot zumindest für eine Zeit lang abgewendet hatte: Hunter. Er hatte sich zwar erholt, aber seine Sprachfähigkeit würde für immer beeinträchtigt bleiben und eine Gesichtshälfte war gelähmt.

Für Hunters Prozess hatten sie ein aus sechs Kids bestehendes Geschworenengericht bestellt, das nach den Regeln vorgehen musste, die der Vorläufige Rat beschlossen hatte. Ihm gehörten Sam, Astrid, Albert, Edilio, Dekka, Howard und als jüngstes Mitglied Marys Bruder

John an. Sie hatten Hunter verurteilt, Perdido Beach zu verlassen. Er musste von nun an allein und getrennt von den anderen leben.

Seither machte er dem Namen, den ihm seine Eltern gegeben hatten, alle Ehre. Hunter hatte einen weiteren Hirsch erlegt und eine Reihe von kleineren Tieren. Er brachte sie zu Ralphs Laden, ohne etwas dafür zu verlangen.

»Okay, an die Arbeit«, sagte Sam.

»Steig in den Wagen«, befahl Astrid.

»Was soll...?«

»Lass es mich anders ausdrücken: Auf Anordnung des Vorläufigen Rats steigst du sofort in den Wagen.«

Auf der Fahrt in die Stadt weigerte sie sich standhaft, ihm zu erklären, was los war. Aus Edilio, der am Steuer saß, war auch nichts herauszukriegen. Schließlich bog er vor dem Strand auf den Parkplatz ein und hielt an.

»Wieso fahren wir zum Strand? Ich muss zurück ins Rathaus...«

»Aber nicht jetzt«, sagte Edilio streng.

»Was soll das?«

»Ich bin doch der neue Sheriff, oder?«

Als Sam nickte, fügte er hinzu: »Okay, dann verhafte ich dich jetzt.«

»Was? Weshalb denn?«

»Weil du versucht hast, einen Jungen namens Sam Temple umzubringen.«

»Das ist nicht witzig.«

Aber Edilio ließ nicht locker. »Du hast versucht, einen Jungen umzulegen... Du hast ihm die Probleme der ganzen Welt auf die Schultern geladen und ihn fast zu Tode gestresst.«

Sam fand das immer noch nicht lustig. Er wandte sich zornig um und stapfte davon in Richtung Stadt. Doch Astrid heftete sich ihm an die Fersen. Und dann kamen auch noch Brianna und Quinn herbeigelaufen.

»Was ist hier los?«, wollte Sam wissen.

»Wir haben abgestimmt«, erklärte Astrid. »Das Ergebnis war einstimmig. Auf Anordnung des Vorläufigen Rats von Perdido Beach verurteilen wir dich dazu, dich zu entspannen.«

»Okay. Ich bin entspannt. Kann ich mich jetzt wieder an die Arbeit machen?«

Astrid nahm seinen Arm und zerrte ihn zurück zum Strand. »Weißt du, was interessant ist, Sam? Ich werd's dir sagen. Im tiefen Wasser genügt eine relativ geringe Erschütterung, um eine kleine Welle auszulösen, die, sobald sie an die Oberfläche kommt, immer größer wird und als beeindruckender Brecher zum Ufer rollt.«

Sam bemerkte ein Zelt am Strand. Es sah irgendwie verloren aus.

Weit draußen auf dem Meer tuckerte ein Boot.

»Ist das Dekka, dort auf dem Boot?«, fragte Sam.

Sie hatten das Zelt erreicht. Im Sand lagen zwei Surfbretter. Das von Quinn und sein eigenes.

»Dein Anzug ist da drin, Bruder«, sagte Quinn.

Sam zögerte. Aber nicht lange. Schließlich hatte der Vorläufige Rat jetzt Befehlsgewalt. Und wenn er sagte, er müsse surfen gehen, tja...

Zehn Minuten später lag Sam auf dem Brett. Das kalte Wasser ließ seine Füße prickeln. Die Sonne heizte den schwarzen Gummi an seinem Rücken auf. Und auf den Lippen schmeckte er das Salz.

Draußen auf dem Meer schaukelte das Boot. Dekka stand am Bug und hob die Hände. Wasser stieg wie eine Wand nach oben, auf die vorübergehend keine Schwerkraft wirkte. Dann ließ Dekka es fallen und die Welle schwärmte aus.

»Weißt du überhaupt noch, wie das geht?«, zog Quinn seinen Freund auf.

Die Welle wuchs zu einem richtigen Brecher heran. Wurde groß genug für einen fantastisch coolen Ritt.

Endlich zeigte sich ein Lächeln auf Sams Gesicht. »Ich glaube, das verlernt man nicht.«

In einem Loch. Ohne Licht. In vollkommener Stille.

Nicht einmal das Pochen eines schlagenden Herzens.

Nichts regte sich außer der klebrigen Nacktschnecke, die gemeinsam mit Brittney an diesem schrecklichen Ort gefangen war.

